FRITZ MAUTHNER
GESPRÄCHE IM HIMMEL UND ANDERE KETZEREIEN

I · 9 · I · 4

MÜNCHEN UND LEIPZIG BEI GEORG MÜLLER

MAUTHNER, GESPRÄCHE IM HIMMEL

ZWEITE AUFLAGE


COPYRIGHT 1914 BY GEORG MÜLLER MÜNCHEN

INHALT



VORWORT

ICH habe mich leicht überreden lassen, nach langen Jahren wieder einmal eine kleine Auswahl aus meinen vielzuvielen Zeitungsaufsätzen den getreuesten Lesern vorzulegen. Und ich bin eigentlich neugierig darauf, ob sich wieder Feuilletonisten finden werden, die so bescheiden von ihrem Berufe denken, dass ihr Spruch lautet: „Viel zu ernst für Feuilletons!“ Dieselben Urteilsbeamten haben ja über meine grossen sprachkritischen Werke das Schlagwort ausgegeben: „Viel zu heiter für Philosophie!“

In meinem Hochmut hat mich diese zwiefache Verurteilung immer gefreut. Ich bin nach meinem Glauben ein Schriftsteller, der etwas zu sagen hat; und ich habe es wohl endlich gelernt, einfach in meiner persönlichen Sprache zu sagen, was ich etwa zu sagen habe, einerlei ob es sich um die höchsten Fragen der Erkenntniskritik oder ob es sich um die nächsten Fragen der Religion, der Schule, des Rechts oder der Literatur handelt. „Ich kann es nicht anders geben, als es mir gewachsen ist.“ Ich finde es komisch, ernsthaft nach berühmten Mustern zu schreiben. Meine eigene Nase, ob sie gefällt oder nicht, will ich im Gesichte behalten. Ich habe es wirklich nicht gelernt, das eine Mal die Dunkelheit der Sache durch einen schwerfälligen Stil künstlich noch mehr zu verdunkeln, das andere Mal durch künstliche Leichtigkeit der Gedankenfurcht des Publikums entgegenzukommen.

Vielleicht werden einige besonders freundliche Leseraugen bemerken, dass ich das eine wie das andere Mal nicht nur in der Darstellung der gleiche Schriftsteller bin, sondern auch in der Absicht: unhaltbare Be-

griffe zu kritisieren, Wortleichen zu sezieren. Wahrscheinlich interessieren mich aber die sogenannten Zeitfragen weniger als meine sprachkritischen Ideen; wahrscheinlich habe ich darum über diese dicke Folianten geschrieben, über jene nur kleine Feuilletons. Kleine Parerga. Ich könnte hier Schopenhauers Vorwort zu seinen „Parerga und Paralipomena" ausschreiben; ich tu' es nicht, weil ich nur von wenigen meiner eigenen Aufsätze so stolz reden möchte, weil es also nicht ganz ehrlich wäre.

Die Feuilletons dieser Auswahl sind im Laufe der letzten zwanzig Jahre zumeist im „Berliner Tageblatt", einzelne im „Simplicissimus", im „März", in der „Zeit" zum ersten Male erschienen; die wenigsten Aufsätze sind hier unverändert abgedruckt; man meint immer etwas bessern zu können und manche Ausführung war im Buche möglich, die in der Zeitung durch Raum und Zeit verboten war. Nur zwei Aufsätze haben wesentliche Erweiterungen erfahren: der über Christian Wolff und der über Heinrich Heine.

Der über Heine entstand, als nach Ablauf einer runden Zahl von Jahren ein Jubiläum den alten törichten Kampf um Heine wieder heraufbeschwor; nichts war mir im Grunde gleichgültiger als der tobende Männerkampf um Heines Denkmal, heutzutage, wo bald jeder Bürgermeister und jeder Landrat irgendwo sein Denkmälchen stehen haben wird. Nun aber waren mir die Aeusserungen der Heine-Enthusiasten oft zu offiziös, zu rosenrot und zu feierlich dem genialen Schlingel gegenüber; und endlich durfte gegenüber dem widerwärtigen und eigentlich dummen Pamphlet von

Bartels „Heinrich Heine — Auch ein Denkmal“ nicht geschwiegen werden. So war dieses bewusst nüchterne Bekenntnis damals entstanden. Ich habe ausser Notizen über die Mouche auch einige Blätter über die Nachwirkung Heines hinzugefügt, weil die Unwahrheit, Heinrich Heine sei längst überwunden, sei tot für das gegenwärtige Geschlecht, von Parteiliteraten alle Tage nachgesprochen wird. Ich habe besonders auf die Stellung Gottfried Kellers zu Heine hingewiesen, weil just in diesem Falle der Einfluss des Juden Heine auf den Arier Keller emphatisch geleugnet worden ist. Es wird Herrn Bartels nichts übrig bleiben als den Nachweis zu führen, dass auch Gottfried Keller ein Jude war. Das ist sehr leicht nach seiner bewährten Methode, nach welcher er sogar den Teutonen Kürnberger zu einem Juden machte, kindisch leicht.

1. Keller fluchte gern, wie auch die Juden gern fluchen und verfluchen. Wer hörte nicht aus Kellers Lieblingsfluch „Lusechaibehund“ die Gutturallaute des Mauschelns heraus? Er war also ein Jude.

2. Er war als Maler talentlos. Die Juden sind bekanntlich talentlose Maler. Er war also ein Jude.

3. Keller trank häufig ein Schöppchen, was freilich gegen sein Judentum sprechen würde. Aber er konnte eigentlich doch nicht viel vertragen. Er war also ein Jude.

4. Er ging nach Berlin und verkehrte dort mit Künstlern. Nur Juden kommen nach Berlin und verkehren dort mit Künstlern. Keller war also ein Jude und wird von Rechts wegen verbrannt. Was zu beweisen war.

Mit ebenso wissenschaftlicher Gründlichkeit könnte

ich von jedem anderen Stücke den Anlass erzählen; aber ein Vorwort soll ja nicht so gründlich sein wie ein Feuilleton.

Und nicht so ernst wie Aufsätze, die fast alle dazu beitragen möchten, irgendeiner geistigen Not Abhilfe zu schaffen.

Meersburg, im September 1913.

F. M.

HENRIK IBSEN



HENRIK Ibsen lag tot und still auf seinem Totenbette. Beinahe langgestreckt. Im schwarzen Gehrock lag er da, recht feierlich und ganz schweigsam, wie zu der intimsten Ibsenfeier gerüstet. Am Fussende des Bettes standen die beiden Leichenbesorger, ein Literarhistoriker und ein Theaterdirektor. Sie redeten leise, lebhaft und wichtig von ihrem Leichenbesorgergeschäft. Sie sahen nicht den grauen, hageren Knopfgiesser, der dem Toten zu Häupten stand.

„Es ist Zeit," sagte der Knopfgiesser, unhörbar für lebendige Leichenbesorger, „es ist Zeit, du stilles Menschenkind! komm, komm, bevor du ganz kalt geworden bist."

Kerzengerade richtete Henrik Ibsen sich auf. Wie von fremder Kraft gehoben. Die beiden Leichenbesorger fassten ihn erschreckt an den Rockschössen. Er durfte noch nicht fort. Er musste erst ganz kalt werden. Er musste noch von allen vier Seiten photographiert werden, und auch von oben und von unten. Er musste beredet und besungen, beräuchert und berochen werden. Darum hielten die geübten Leichenbesorger ihren Henrik Ibsen an den Rockschössen fest.

Da flüsterte Henrik Ibsen unhörbar: „Knopfgiesser, sage mir ehrlich, ob ich es wirklich so nennen kann, dass ich diese Menschen los bin? Los bin die Arbeit für den Ruhm und den anderen Zeitungskram? Wissen möchte ich, mein Knopfgiesser, ob ich mich endlich verkriechen darf in mein wahrhaftiges Trollentum? Ob ich der Welt nicht mehr Modell zu stehen brauche? Ob ich endlich wirklich tot bin?"

„Du bist tot, mein liebes Menschenkind," sagte der

Knopfgiesser. „Wirklich und reichlich tot. Solltest du das Gelüste haben, so kannst du deinen Leichenbesorgern jetzt ungestraft auf den Nabel spucken.“

Die gekniffenen Lippen Henrik Ibsens zuckten fast lüstern, als wollten sie sich öffnen. Sie blieben geschlossen. Dann gab Ibsen sich den Ruck, scharf einmal nach rechts, scharf einmal nach links. Und jeder der beiden Leichenbesorger hielt einen abgerissenen Rockschoss Henrik Ibsens in den Händen.

Mit einem neuen Ruck warf der Tote sich aus der Welt hinaus.

* * *

„Knopfgiesser, fliegen wir aber auch ganz gewiss nach oben? Oder könnte man auch sagen, dass es nach unten gehe?“

„Wenn du so willst, du Menschenkind, so kannst du es immerhin aufwärts nennen.“

„Knopfgiesser, wohin führest du mich? Knopfgiesser, ich möchte zur blauen Maria! Mir ist noch irdisch bang. Führst du mich zur blauen Maria?“

„Ich trage dich zu einer, die dir die blaue Maria heissen mag.“

„Wir fliegen zu schnell. Oder wir stürzen zu schnell. Wir wollen ein wenig verschnaufen, mein liebster Knopfgiesser.“

Henrik Ibsen setzte sich bequem auf einen kleinen Planetoiden nieder. Aus der Tasche nahm er Schere und Nadel und Faden, kreuzte die Beinchen übereinander und machte sich daran, die Rockrisse gerade zu

schneiden und sauber einzusäumen. Zufrieden zog er das Gewand wieder an. „Nun lässt es wie ein Frack." Er knotete die weisse Halsbinde fester und schlug beide Klappen der Weste ein, wie festlich, über dem schimmernden Hemde. „Einen Hut braucht man da oben wohl am Ende nicht? Ich bleibe dabei, o b e n zu sagen." Henrik Ibsen holte seine Orden hervor und reihte sie mit Sicherheitsnadeln an den Gehrock, der ein Frack geworden war. Er griff nach einem mächtigen Taschenkamm und gab der weissen Haarsträhne auf seinem Schädel die flammenhafte Linie. „Nun ja doch. Weil wir nun mal zu einer Dame gehen."

„Du sollst dich was schämen, Menschenkind," rief der Knopfgiesser.

Da reckte der kleine Henrik Ibsen sich auf, dass er wie ein Riesenzwerg auf seinem Planetoiden stand. Festen Fusses.

„Ich mich schämen? Vor einem Knopfgiesser? Und s o l l e n gar noch? Ich soll nicht. Ich kann gar nicht sollen. Ich verstehe das nicht. Ich w i l l. Und ich will nicht sollen. In Dreidingsdanamen . . ."

„Jetzt habe ich dich, du Knirps!" Der Knopfgiesser dehnte sich ins Ungemessene. Formlos, in immer neuen Formen umquoll er den Planetoiden, suchte den tapferen kleinen Henrik hinunterzuwerfen und in den Schmelzlöffel zu kriegen. Der kleine Henrik Ibsen sagte ganz leise: „Mit Ihrer gütigen Erlaubnis werde ich Sie jetzt bei der Gurgel packen und Ihnen die Hinterhand ausdrehen." Und der kleine tapfere Henrik packte den ungeheuren Knopfgiesser wahrhaftig bei der Gurgel und drehte ihm die Hinterhand aus. Immer

neue Verwandlungen versuchte der Knopfgiesser. Er wurde ein Goldberg und sagte: „Sei gescheit." Er wurde ein Kaiser und sagte: „Gehorch." Er wurde ein Arbeiter und sagte: „Einer für alle." Er wurde ein Volksmann und sagte: „Alle für einen." Er wurde noch vielerlei.

Der tapfere kleine Henrik presste ihm die Gurgel noch fester zusammen. Da wurde der Knopfgiesser zu einem Lufthauche, und als ein unanständiges Geräusch entschlüpfte er sich selbst.

* * *

Henrik Ibsen setzte sich wieder auf seinen Planetoiden; er dachte: „Jetzt geht's also zur blauen Maria." Er zog den grossen Kamm aus der Tasche und gab der weissen Haarsträhne die Flammenlinie wieder, die beim Ringen in Unordnung geraten war.

Das Gestirnchen schoss weiter durch den Weltraum. Vor einer Schneewolke blieb es stehen; von jenseits der Schneewolkenmauer schüttete rosiges Licht herüber. Durch die Wolke hindurch führte dunkeltiefblau ein gewölbter Weg.

Henrik Ibsen wollte den gewölbten Weg betreten; da kamen aus dem dunkeltiefblauen Dunkel zwei freundliche Männer ihm entgegen.

„Wollen Sie nicht lieber umkehren, Herr Ibsen! Sie gehören ja doch zu uns. Zur freien Schar der flammenschwarzen Maria. Nicht zum Hofstaate der blauen. Als Ihre beiden Warner stehen wir hier."

„So gibt es auch hier oben lokale Verhältnisse", sagte

Henrik Ibsen schmunzelnd. „Und ich soll eingefangen werden. Ich will Ihnen aber kein Recht geben, meine unbekannten Herren, sich in meine Angelegenheiten einzumischen.“

„Sie werden meine Werke kennen, Herr Ibsen; ich heisse Voltaire.“

„So so, ei, ei, einiges Weniges. Quantum satis.“

„Ich heisse Swift.“

„So so, ei, ei, eigentlich fast nur dem Namen nach. Ja . . . Aber . . . immerhin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Am Ende Herausgeber einer Zeitschrift da oben? Sie zählen beide jedesfalls zu den Prosaschriftstellern von internationalem Ruf.“

„Mister Voltaire, der nennt Sie einen Prosaschriftsteller.“

„Monsieur Swift, sich selbst hält er für einen Poeten.“

„Mister Voltaire, er spricht gönnerhaft mit uns.“

„Monsieur Swift, il dit de la prose sans le savoir, ganz wie Molière's Bourgeois gentilhomme. Und ich glaube mich zu erinnern, Monsieur Swift, dass wir in einer ganz ähnlichen Seelenverfassung hier heraufgekommen sind.“

„Meine Herren,“ flüsterte Henrik Ibsen ärgerlich, „wenn Sie demnach also hier eine Zeitschrift herausgeben oder solches Zeug, so stehe ich nicht an, Sie für diesen Fall meiner Hochachtung zu versichern, meiner Verehrung, meiner Freundschaft. Obgleich man auch dem Knopfgiesser nur e i n e n Tod schuldig ist und ich meine irdischen Freundschaften noch nicht völlig verdaut habe. Also gut. Ich habe Freundschaft

gesagt. Sie dürfen es also so nennen. Aber Sie dürfen mir diese Höflichkeitsflausen nicht noch schwerer machen. Sie müssen Distanz halten lernen. Sie sind doch nur Schriftsteller, allerdings von internationaler Geltung. Ich aber bin ein Dichter von internationaler Geltung. Ueberhaupt der erste internationale Dichter. Fast ohne Muttersprache. Also der grösste, der je gelebt hat. Hören Sie nur zu. Bis herauf schallt das Geschrei der ganzen Erde. Der grösste aller Dichter! Und so will ich hier oben meine Rosenkrönung durch die blaue Maria."

„Sind Sie denn wieder gläubig geworden, Herr Ibsen?"

„Ich will zu Maria."

„Krummer Christ," fauchte Voltaire und hatte Lust, sich mit den Fingern zu schnäuzen.

„Ein Yahoo mit Menschengestank!" schrie Swift und expektorierte.

Voltaire blickte schon wieder mitleidig. „Nein, Monsieur Swift, er ist kein krummer Christ, kein gemeiner Yahoo. Nur ganz kalt ist er noch nicht. Er hat noch Lebenswärme in den Adern. Da hat er sein kleines Sehnen und nennt es: Maria. Lassen wir ihn die Erfahrung machen. Er wird schon kalt werden. Herr Ibsen, wir erwarten Ihre Rückkehr hier am Ausgang des Tunnels. Der Hofstaat der blauen Maria und Ihre Poesie vertragen einander schlecht. Sie werden bald herausgerollt werden, als ob Sie auch nur ein Prosaschriftsteller wären."

Sich spreizend, mit gerümpfter Nase, selbstgerecht und selbstbewusst, betrat Henrik Ibsen den gewölbten

Weg, der durch die Schneewolke zur allerheimlichsten Wiese führte. So geht der Gutsherr Sonntags in seine Kirche.

* *
*

Als er ins Freie trat, unter Lorbeerbüsche, war er zuerst geblendet von der Fülle rosigen Lichts. Er stand hinter dem Lorbeer wie hinter einer Theaterkulisse. Er lauschte. „Ich habe freilich zwar das Lauschen so ziemlich abgeschafft, ebenso wie die Selbstgespräche. Und jetzt lausche ich dennoch." So sprach er zu sich selber.

Wenige Schritte vor ihm, auf granitnen Trümmern, die von einem dichten Heidekrautteppich bedeckt dalagen, sass blau gekleidet ein wunderhübsches junges Weib. Drei lustige Buben, zum Schreien schön, flegelten sich im Heidekraut um sie her. Vor ihr standen fünf Männer, heldisch und gross.

„Maria," sprach der älteste von ihnen, „der Vater sendet uns. Ob es dich wohl erfreuen würde, mit uns zu kommen. Zum Sternengesang."

„Ach so, ihr lieben Herren, ach nein. Der Vater erweist mir immer zuviel Ehre. Sternengesang ist kaum was für mich. Zu Weihnachten etwa. Heute nicht. Saget dem Vater, ich bleibe lieber hier und spiele mich mit meinen süssen Buben."

Die drei Buben erhoben ein Indianergeheul, als wie zum Danke. Der Raffael, der Wolferl Amadé und der Wolfgang. Die blaue Maria stand jetzt aufrecht, die nackten Füsse im zärtlichen Heidekraut geborgen.

„Grüsset den Vater. Ich gebe euch Urlaub, nehmt euern Abschied mit dem Stirnkuss.“

Der älteste der heldischen Männer, den sie Michelangelo nannten, beugte sich tief hinab und küsste das junge Weib auf die reinste Stirn. So hatte der Vater es geordnet. Der zweite, den sie Miguel Cervantes nannten, schlug das Zeichen des Kreuzes und küsste das junge Weib innig auf beide Augen. Der dritte, den sie William Shakespeare nannten, nahm das Köpfchen des jungen Weibes zwischen zwei starke Hände und drückte einen seligen Kuss auf ein wunderbar weiches braunes Haar. Der vierte, den sie Ludwig van Beethoven nannten, kniete nieder, drückte seine glühenden Lippen auf die Finger des jungen Weibes und legte dann ihre rechte Hand auf seine Stirn, dass unsichtbar Funken stoben aus seinem zerzausten Haar zu den kühlenden Fingerspitzen. Der fünfte, den sie Dante Alighieri nannten, stürzte nieder auf das Heidekraut und küsste mit zuckender Inbrunst die nackten Füsse des jungen Weibes.

Die blaue Maria drohte lächelnd mit Hand und Augen. „Den Stirnkuss, hat der Vater ihn etwa so geordnet?“

Die fünf heldischen Männer schritten von dannen. Ihre Tritte klangen wie ein Auftakt zum Sternengesang. Die drei süssen Buben und Henrik Ibsen horchten still. Da rief die blaue Maria: „Schnecken! Ist doch alles zu hoch für mich. Wir wollen uns spielen. ‚Wer ist grösser‘ wollen wir spielen.“

Juchhei und hussa! Hintereinander hockten die Buben auf allen vieren. Der letzte sprang über die beiden

ersten und purzelte und fiel und stand und hockte wieder. Und wer eben sprang, war immer der grössere. Die Augen flammten, der Atem flog.

„Den Wolferl Amadé hat sie aber doch am liebsten," raunte fast eifersüchtig der Raffaelbub zum Wolfgangbuben. „Sie redet schon ganz so wie er. Weisst du, so gewiss lieb."

„Ach was," sagte der Wolfgangbub. „Bleibt immer genug für uns zwei. Mutti Maria! Ewiglich so. Dich sehen! Magst dem Vater sagen, dass ich ihm danke für meine Augen und dafür, was sie sehen und gesehen haben."

Und wieder sprang Wolferl Amadé. Sprang und purzelte wie ungeschickt in Marias Schoss, dass sie ihn erschreckt auffangen wollte. Lachend bäumte sich Wolferl Amadé auf ihrem Schoss. „Und du bist noch schöner, und ich hab' dich noch lieber als die Kaiserin Maria Theresia. Und justament." Und da hatte der Wolferl Amadé die blaue Maria um den Hals gefasst und ihr einen dicken Kuss mitten auf die guten Lippen gedrückt. Und unten war er und freute sich wie ein Dieb.

„Lausbub frecher!" rief Maria, rot bis an die Haarwurzeln. „Du einbilderischer Ding übereinand. Und justament sollen die beiden anderen jetzt auch ihr Busserl haben!"

Juchhei und hussa! Der Raffaelbub und der Wolfgangbub kriegten ihren Kuss. Von weither klang es wie jubelnder Sternengesang. Maria hörte nicht.

Henrik Ibsen konnte sich nicht länger zurückhalten. Er gab seiner Stirnhaarsträhne rasch einen Kamm-

strich, trat mit kurzen Schritten vor, legte sein rechtes Händchen fast zierlich auf das tapfer klopfende Herz und sprach: „Ich bin also auch da, gnädige Frau. Ohne Kompliment. Ich möchte recht gern in Ihrer Nähe bleiben. Henrik Ibsen."

Altklug stellten sich die drei süssen Buben vor ihn hin.

„Ein tüchtiger Mann mit guten Intentionen," rief Wolfgang.

„Scharfe, kluge, harte Augen," rief Raffael.

„Aber seine Stimme hat keine Melodie, Mutterl, er kann nicht singen," rief Wolferl Amadé.

„Ach so," sagte Maria bescheidentlich. „Sie möchten wohl gern zum Stirnkuss? Ach Gott, da müssen Sie aber den Vater fragen. Ich weiss ja gar nichts."

„Ich will mehr als den Stirnkuss, gnädigste Frau. Alles oder nichts. Als ein Bruder dieser drei verzogenen jungen Herren . . . Bei ihnen . . . Hier . . . Lachen, spielen . . ."

Die drei süssen Buben machten grosse Augen.

„Alter Herr," sagte Wolferl Amadé, „du bist ganz gewiss niemals in deinem Leben so jung gewesen wie wir noch nach dem Sterben."

„Darum eben will ich jung w e r d e n, nachdem ich endlich tot und erwacht bin. Ich kann alles, was ich will. Ich kann auch jung sein, wenn ich will. ‚Wer ist grösser' will ich mit euch spielen, gerade mit euch."

Die Buben blickten vorsichtig nach Maria. Der flog ein Schelm um Mund und Augen. Juchhei und hussa! „Wer ist grösser!" Voran hockte der alte kleine tote Mann. Auf allen vieren, wie er's von den

süssen Buben gesehen hatte. Hochauf sprang Wolfgang über Raffael, über Amadé und über Ibsen; hochauf sprang Raffael über Amadé, über Ibsen und über Wolfgang; hochauf, in der Luft sich überschlagend, sprang Wolferl Amadé über Ibsen, Wolfgang und Raffael. Jetzt war die Reihe an Ibsen. Fest und gelenkig nahm er seinen Anlauf. Wie er aber über Wolfgang setzen wollte, schnellte der Bub zu siebenfacher Grösse auf und warf den erstaunten alten Herrn wie einen Ball in die Höhe. So fiel Ibsen auf den Raffaelbuben. Auch der richtete sich plötzlich mächtig auf und prellte den alten Herrn hoch durch die Luft auf Amadé. Der fing ihn vorsichtig auf und klappte und rollte ihn sanft zusammen.

„Nicht, nicht," rief Maria, „der Vater wird schelten; ist vielleicht gar einer von den heldischen Männern."

Aber schon tanzte wieder der Schelm um Marias Mund und Augen. Lachen musste sie und die lieben Händchen ärgerlich lustig zusammenschlagen, wie jetzt der Wolferl Amadé, der Unband, ihr allersüssester Bub, den zusammengeklappten Henrik Ibsen hinrollte über den Heidekrautteppich der allerheimlichsten Wiese. Hinein in das dunkeltiefblaue Wolkengewölbe, hinaus aus der Gemeinschaft der blauen Maria.

* * *

Henrik Ibsen rollte hilflos weiter, bis Voltaire und Swift ihn aufhielten, die beiden freundlichen Warner. Sie falteten ihm vorsichtig die zusammengewickelten

Glieder auseinander, plätteten ihn mit den Händen und stellten ihn auf seine Beine. „Die Satansbuben!“ murmelte Voltaire und versuchte, ernst zu bleiben.

Henrik Ibsen hatte sich bald erholt. Würdevoll sagte er: „Ich habe mich wohl im Namen der Person geirrt, die ich die blaue Maria nannte. Oder in der Bedeutung des Namens. Eine waschblaue Maria. Eine ganz unbedeutende Frau. Eine Puppe in der Puppenstube. Gottes Puppe meinetwegen. Und in kindischer Gesellschaft. Einen Mann meiner Art haben sie geprellt und gerollt, die Satansbuben. Ich bitte, meine Herren, mich jetzt zur flammenschwarzen Maria zu geleiten, wie Sie zuerst vorschlugen. Ich will jetzt zur flammenschwarzen Maria, und wäre sie des Teufels Grossmutter. Einen Kranz will ich von Frauenhand, und wären es Belladonnakirschen anstatt Rosenknospen.“

Voltaire grinste. „Krumme Christen nennen sie wirklich des Teufels Grossmutter.“

„Schlimm, schlimm,“ sagte Ibsen. „Also alt und hässlich?“

„Eine Hexe gewiss,“ antwortete Swift mit sinnendem Ausdruck.

„Dann will ich doch lieber vorher einmal mit dem Knopfgiesser reden. Ob er mich nicht junggiessen kann, zum Buben umgiessen. Denn des Teufels Grossmutter . . .“

Ein fahler Blitz. Die Hagelwolkenwand zur Rechten riss auseinander. Henrik Ibsen stand vor der flammenschwarzen Maria. Kaum fünfzig Schritte vor ihm sass sie auf einem Lavatrümmerstück. Von herrlich herrlichen nackten Schultern floss ein Mantel herab.

Schwarzer Sammet. Von weicher schwarzer Seide der Rock. Von brandrotem Sammet das Leibchen. Belladonna. Die Augen, die Augen! Berückend schön. Vor tausend Jahren, auf einer Wikingerfahrt, oder gestern, in Fonterossa, hatte Henrik Ibsen ein edles Weib erblickt. So sah Maria aus, die flammenschwarze.

Das Lavatrümmerstück stand erstarrt in fast noch flüssiger Lava. Kleine Flämmchen zuckten unaufhörlich aus dem Feuerboden. Aber unerhörte Blumen deckten und verschlangen die kleinen Flämmchen. Orchideen in wilden Farben. Ungestalten.

Swift und Voltaire nahmen den ängstlich Zögernden in die Mitte. So schritten sie über die fast noch flüssige Lava dem Sitze der Maria zu, der flammenschwarzen, die bei den Christen des Teufels Grossmutter heisst. Feierlich schritten sie und doch zwanglos. Feierlich sangen sie und doch klang es wie Märchengeplauder. Gottlose Priester erzählten aus dem Märchenbuche der Wahrheit.

„Hier ist nicht Spiel. Der Vater selbst, mit ihr wird er nicht spielen."

„Hier ist nicht Ernst. Was irdische Menschen ernste Dinge nennen, das wird zu Kinderspiel vor diesen Augen."

„Sie sieht und sie sammelt die einsamen Tränen der grossen Lacher."

„Sie weckt und sie sieht dem ewigen Vater sein stilles Lächeln."

* *
*

Sie standen vor der flammenschwarzen Maria. Ibsen hatte vergessen, den Kamm aus der Tasche zu ziehen; nur mit den Fingern konnte er noch durch die Stirnsträhne fahren. Jetzt bedauerte er, dass die Handschuhe, schwarz oder rot, in einem der Rockschösse bei den Leichenbesorgern geblieben waren.

Voltaire neigte leise den greisen Kopf. „Wir bringen ihn, den du so lebhaft gewünscht hast. Wenn du ihn jetzt noch haben willst. Die Buben haben ihn geprellt und gerollt."

„Ueberlege es dir," sagte Swift. „Zuerst hat ihm vor dir gegraust."

Die schwarze Maria reichte Ibsen gross die Hand, dass ihm vor Sehnsucht die Tränen über die Wimpern traten. „Und dennoch willkommen. Voltaire, Swift, wollt ihr leugnen, dass auch ihr gerollt worden seid? Damals. Von süssen Buben."

„Aber der Narr ist ihm noch nicht geschnitten. Der schwere kleine Narr der grossen Weisen. Bildet sich ein, er sei der erste im Kampfe gegen die Lüge. Weiss nichts. Weiss nicht einmal, dass er nur noch die Arbeit vorfand, die wir ihm übriggelassen hatten, Monsieur Swift und ich. Das bisschen Reinemachen im eigenen Hause."

„Schicke ihn lieber wieder fort," brummte Swift. „Er erinnert sich nicht, dass er die kompakte Majorität nur verhöhnt hat, um der ebenso kompakten Minorität zu schmeicheln; erinnert sich nicht, dass er sich sogar bei Lebzeiten von Theaterdirektoren . . ."

„Selbst einer gewesen!" rief Voltaire dazwischen.

„. . . . überreden liess, die ehrliche Nora wieder zu

ihrem ekelhaften Manne umkehren zu lassen; dass er die Maiensonne eines kurzen Septembertags erbärmlich bat, doch um des lieben Friedens willen gefälligst vor der Kalenderzeit unterzugehen."

„Königliche Hoheit," flüsterte Ibsen energisch.

„Sie hat keinen Orden zu vergeben," brummte Swift.

„Königliche Hoheit, ich bin ein Mensch gewesen. Ein Mensch, ein Mensch! Stirn und Brust hab' ich zerschlagen, stärker und heimlicher als irgendeiner, für diese schuldlose Schuld. Und habe es schöner gesagt, ich, der Dichter, als diese beiden bösen alten Männer: niemals habe ich so hoch steigen können, wie ich gebaut habe."

Ein Gelächter. Zu den Füssen der schwarzen Maria öffnete sich ein kleiner Krater. Der spie rauchend Flammen; dann entwand sich ihm ein kleiner schwarzer Junge, der Teufel, der ewigen flammenschwarzen Maria ewiger Enkel.

„Und überhaupt, Mima," rief der Bengel, „das ist ein ewiges Gestänker unter deinen Leuten. J'en ai soupé. Als ob der biedere Herr Voltaire nicht Speichelleckerei getrieben hätte bei Königen und Kaiserinnen, bei Französinnen und Juden, solange er warm war, mit elenden Lügen. Nebenbei, neben dem, was er ganz gut gemacht hat. Als ob der biedere Herr Swift mit seiner politischen Ueberzeugung nicht auf den grossen Hurenmarkt gegangen wäre."

Tausend Flämmchen zischten aus der fast noch flüssigen Lava, und ein unsichtbarer unterirdischer Chor bat flehentlich: „Nicht die ganze Wahrheit sagen! Schweigen lernen, kleiner Teufel! Offiziöse Gelehrsam-

keit treiben! Die ganze Wahrheit ist nicht für Menschenohren, ist nicht für Menschennasen."

In titanischem Zorn hatte sich Swift auf den Boden geworfen und mit beiden Fäusten in die Flämmchen geschlagen, zwischen die wilden Orchideen hinein. Von Brandwunden waren die Hände bald bedeckt, und Dunst verbrannten Fleisches zog sich hin zwischen den Blumen.

„Mima, Mima, wie übel riecht es in deinem Heldensaal."

Swift richtete sich auf, sein Antlitz so zermartert, dass Voltaire selbst erschrak. Dass Ibsen zu sich selber sagte: „Ich glaube, diesen Mann habe ich nicht gekannt." Und Swift schrie: „Sagen Sie's nur, Prinz, sagen Sie nur, dass es stinkt. Weil auch wir Besten, Reinsten nicht als Götter und nicht als Blumen auf die Welt kommen und nicht als sprachlose Tiere, sondern nur als Yahoos, als krüppelhafte, stinkende Menschen. Aehx, dreimal ähx und pfui über meinen Leichnam! Und nicht einmal als Könige kommen wir zur Welt. Nein, prostituiert in einem Gewerbe. Im Dichtergewerbe, im Künstlergewerbe, im Denkergewerbe. Reisst wenigstens die Nase aus meinem Leichnam, dass ich ihn nicht riechen muss. Alt und weiss und dumm werden in der Prostitution des Denkergewerbes! Im Bordell der Literatur. Und es wäre doch so himmlisch schön, wenn's nicht Prostitution gewesen wäre. So ist's! Und wer sich nicht prostituieren will, wer stolz gerecht ist auf seine Jungferschaft, der bleibt dennoch im Bordell, eine Jungfer im Bordell, die viel umworbene Jungfer im Bordell, die feinste Erpresserin."

Swift schluchzte, und der unterirdische Chor weinte leise mit. Voltaire war bleicher geworden als bleich; er räusperte sich und sagte: „Es wundert mich nur, Prinz, dass Sie so viel an uns zu tadeln wissen; wir sind doch alle nach dem Ebenbilde des Vaters geschaffen, wir alle. Auch Sie, Prinz, auch dero schöne Grossmama. Sollte am Ende der Vater selbst menschliche Züge tragen?"

Der kleine Teufel setzte sich auf sein Kraterloch und liess die Nase hängen. „Mima, Mima, was für eine Gesellschaft bringst du mir da zusammen!"

„Und sie sind doch die besten, du kleiner Teufel. Für unsern Kampf. Den Kampf gegen die Lüge. Arme Menschen. Stückweise nur haben sie die Wahrheit, stückweise nur steht ihnen die Lüge gegenüber. Niemals hatten sie die ganze Wahrheit, niemals töten sie die ganze Lüge. Weil ihnen der Vater auch die Waffe nur in Stücken gegeben hat."

„Mag sein, Mima, mag alles so richtig sein; aber diese deine Dichter und Denker sind lauter alte hässliche Leute."

Die flammenschwarze Maria lächelte traurig. „Nicht wahr, ihr Herren, er versteht es nicht besser. Der kleine Teufel ist noch ein bisschen vieux jeu. Er weiss nicht, dass ihr den Menschen eine ganz neue Aesthetik geschenkt habt, die flammenschwarze lachende Poesie der Hölle und der Wahrheit."

„Prinz," sagte Ibsen belehrend, „Poesie heisst Gerichtstag halten, Gerichtstag über sich selbst."

„Gerichtstag! Gerichtstag! Wo ist da Freude dabei? Nicht beim Angeklagten, nicht bei Ankläger oder Ver-

teidiger, nicht beim Richter. Und bei den Zuhörern Neugier und Brutalität. O Mima, o Mima! Wie Schmetterlinge zwischen Wiesenblumen dachte ich mir die Poeten. Jetzt sind sie zwischen Lasterblumen wie kuppelnde Hummeln und sammelnde Apotheker."

„Er hat es nicht böse gemeint," sagte die schwarze Maria, als Ibsen das letzte Wort übelnehmen wollte. Dann fuhr sie fort in der Höllensprache, so dass nur der kleine Teufel sie verstand: „Es sind die Besten, glaub's nur. Es sind die Besten seit Jahrhunderten. Und ich werbe sie alle für unseren letzten Kampf, für den Kampf um die Sonne, um die Wahrheit, um die Welt des Vaters. Einst wird kommen der Tag, da wird das Heer dieser Führer gross genug sein, und wir werden den letzten Kampf beginnen. Erobern die allerheimlichste Wiese! Blutig hinaustreiben die blaue Tante mit ihren süssen Buben!"

Die Augen des kleinen Teufels blitzten. „Erobern! Hinaustreiben! Und mich wühlend ausstrecken im Heidekraut der allerheimlichsten Wiese." Dann liess er das Köpfchen wieder hängen und murmelte der Grossmama zu: „Es ist zu dumm. Meine Sehnsucht nach der Wiese ist furchtbar gross. Aber doch nur, weil ich dort mit den süssen Buben ein bisschen balgen und mich spielen will. Pardon, Mima, spielen, ich weiss. Und wenn die Buben erst hinausgetrieben sind, und nun gar blutig, dann macht mir die ganze Wiese keinen Spass mehr. Du bist anders, Mima. Du hast was gegen die süssen Buben und gegen die blaue Tante."

* * *

„Lustig, Lustig!“ rief die schwarze Maria mit ihrer traurigen Stimme.

„Na also meinetwegen lustig,“ sagte der kleine Teufel; er lockte Flämmchen aus der fast noch flüssigen Lava, immer dicht an den Beinen von Voltaire und Swift; so trieb er die beiden Männer weit und weiter über den Höllenberg.

Die flammenschwarze Maria und Henrik Ibsen waren allein.

„Sehnsüchtig“, sagte sie schwer, „habe ich Ihre Ankunft erwartet. Ich schätze Sie höher als alle andern Männer.“

Henrik Ibsen drückte sein rechtes Händchen auf sein Herz.

„Königliche Hoheit, Sie sind die Mitternachtssonne meines herbstlichen Maulwurfslebens. Königliche Hoheit, Sie sind tausendmal schöner als die blaue. Königliche Hoheit, wenn wir nur beide recht wollten, so könnten wir uns einigen, in Schönheit, Bosheit und Freiwilligkeit uns einigen, dieses mein Gefühl da Liebe und so weiter zu nennen.“

„So liebe ich dich, Henrik Ibsen.“ Kaum sie selbst nahm den trennenden Schauder wahr, der sie überhauchte. „Hoch, hoch steht dein Werk über dem spielerigen Treiben der süssen Buben. Wie ich selbst stehe, hoch über der unbedeutenden Frau da drüben.“

„Das alles liegt tief, tief unter uns, Königliche Hoheit.“

Stumm blieben sie lange Hand in Hand. Ihm stand die blaue Maria vor den inneren Augen, ihr die süssen Buben. Und die flammenschwarze Maria und Henrik

Ibsen, beide blickten sehnsüchtig nach oben. Sie hatten vergessen, beide, dass das alles tief, tief unter ihnen lag.

* *
*

Ganz unten aber trieben die Leichenbesorger ihr Leichenbesorgergeschäft mit den Rockschössen Henrik Ibsens.

WIE DER GABRIELBUB DES TEUFELS WURDE

DER liebe Gott sass geruhig bei seinem göttlichen Geschäfte. Er drehte mit der Linken die Achse der Welt und half mit der Rechten der Weltordnung nach, wo es nötig schien. Immer nur der Ordnung, niemals der Unordnung. Er goss Oel auf die Achse, wenn sie knarrte. Einen der kleinen Planeten, der sich vordrängen wollte, stupste er in seine Bahn zurück. Ein zu helles Lichtlein der Milchstrasse schraubte er hinunter, ein zu trübes schnäuzte er. Er half einer Kreuzspinne eine Fliege binden, weil die Spinne die Stärkere war. Er half einer Hummel das Spinnennetz zerreissen, weil die Hummel die Stärkere war. Er schabte mit dem kleinen Finger an der Rinde eines Vulkans, auf dass Feuer und Lava bequemer hindurchbrechen konnten. Alle Maße der Erde kannte der liebe Gott. So sass er geruhig bei seinem göttlichen Geschäfte an der Weltachse. Sah alles, hörte alles, fühlte alles ohne Gesicht, ohne Gehör, ohne Gefühl. Und half immer der Ordnung, niemals der Unordnung. Und lobte die Ordnung mit wichtiger Miene.

Unter den Spielkügelchen von Gottes lieber Welt war eines, ein ganz kleines, das von den armen redenden Menschen die Erde zubenannt wurde. Auf dieser Erde lebten nämlich zweibeinige Tierlein, die Menschen zu sich selber sagten.

Dort, wo von dem grossen irdischen Wasser ein Teich für ein Weilchen nach Aufgang hinübergespritzt war, mitten zwischen zwei trockene Erdländer hinein, da war ein Gewimmel zweibeiniger Tierlein, wie ein Ameisenhaufen; das hiess gern das auserwählte Volk Gottes. Gabriel und Michael, die beiden getreu-

sten Engelbuben, kugelten sich vor Lachen, da man's im Himmel erzählte. Der liebe Gott verwies ihnen ihr Lachen und hätte dabei gern nach seiner inneren Gewohnheit den Zeigefinger belehrend aufgehoben, wenn seine göttlichen Geschäfte ihm dafür Freiheit genug gelassen hätten. Doch nur zum Reden liessen sie ihm Zeit, nicht zum Fingeraufheben. Also sagte er: „Kinder, seid nicht so dumm. Ihr lacht ja nur, weil die da unten so kleine Knirpse sind. Auch ihr wäret klein, wenn ich einmal dazu käme, mich ordentlich zu strecken. Und dass sie meine besonders lieben Kinder heissen wollen, das freut mich eigentlich. So wollen sie doch wenigstens herauf. Michael, verfluchter Kerl! Willst du wohl die Pratze von der Wolke lassen! Ob du was siehst oder nicht, dort hat jetzt Wolke zu sein."

„Wieder kreuzigen sie einen," brummelte der Michaelbub und glotzte durch einen Wolkenspalt.

Der Gabrielbub sprang hinzu, warf einen Blick hinunter und schrie jämmerlich auf:

„Ihn kreuzigen sie, lieber Gott, deinen lieben Herrn Sohn Jesus. Er sucht hier oben mit den Augen, so ängstlich, so bitterlich. Unter dem Kreuze stehen gute Männer und gute Frauen. Jedes sein Leiden im Herzen. Das darfst du nicht wollen, lieber Gott. Schnell, du musst ein Wunder tun und ihn retten. Weisst du was? Lass mich nur, so kann ich's auch. Ich will Finsternis werfen über die ganze Bande, über die Juden und über die Römer. Die guten Männer und Frauen werden ihn heimlich lösen, und ich werde Balsam ausgiessen über seine blutenden Glieder."

Der liebe Gott richtete ein Grashälmchen auf, das ein Wiesel überlaufen hatte. Fast zärtlich.

„Still, Gabrielbub. Was muss, geschieht. Nach meinen eigenen Gesetzen darf ich kein Wunder tun. Wie oft soll ich's euch sagen, ihr Engelbubenfürsten. Ordnung! Ich könnte, wenn ich wollte. Natürlich könnte ich. Aber nach meinen eigenen ewigen Gesetzen darf die Ordnung durch kein Wunder gestört werden."

Das Wiesel hatte ein Mäuslein gefangen und gefressen. Ein Blutstropfen des Mäusleins war neben ein Massliebchen gefallen, und der liebe Gott half dem Massliebchen sich vollsaugen mit dem Blutstropfen."

„Der Gabriel will immer was extra," sagte der Michaelbub. „Gut, aber dumm. Immer heidi! Der richtige Ernst fehlt. Ich verstehe dich viel besser, lieber Gott. Was muss, geschieht. Und wir haben das Zuschauen. Seh nur einer mal die Beleuchtung!"

Der Spalt in den Wolken hatte sich gerundet, die grauen und weissen Schleier wälzten sich hin und wälzten sich her, bis sie ein gewaltiges Sprachrohr geformt hatten vom Kreuzeshügel bis zum Himmelsthron. Leise vernahm man das Brausen aus der Menge, das Weinen der Frauen, und vernahm das Schweigen der Jünger. Dann, kaum hörbar, die klagende Stimme: „Mich dürstet."

„Hilf ihm, lieber Gott," schrie der Gabrielbub auf.

„Ich darf nicht. Nach den Gesetzen meiner Ordnung darf ich nicht."

Vom schwarzen Abgrund der Erde fuhr es herauf wie ein dunkelschweflichter Blitz. Gefallene Engel

stürmten vor den Thron der Weltenachse. Satanas ihnen voran.

„Herr und Meister; jetzt musst du ein Wunder tun und helfen. Wenn Satanas Mitleid fühlt und der Herrgott nicht hilft, so ist der Herrgott ohnmächtig, so ist unsere Zeit gekommen. Hilf oder dank' ab!"

„Hilf oder dank' ab!" riefen durcheinander die gefallenen Engel; und sie waren schöner, grösser und stärker als die Heerscharen im Himmel. Nur waffenlos waren sie. Darum lächelte der liebe Gott geruhig und winkte seinen Engelfürsten, die flammenfunkelnden Schwerter bereit zu halten.

„Nein, mein guter Satanas. Dir steht Mitleid an, nicht mir. Und du, mein Gabriel, magst zu Satanas gehen, wenn ich dich noch einmal auf Mitleid ertappe. Mitleid! Mitleid ist für Menschen und gefallene Engel. Ist für die da unten. Nicht für uns hier oben. Und deine Meinung durchschaue ich, mein lieber Satanas. Helfen soll ich meinem lieben Söhnchen Jesus, damit er nicht den Tod erleide, damit sein Reich nicht komme. Damit du allein herrschest auf der kleinen Erde. Jawohl, ich könnte, wenn ich wollte. Ich dürfte auch, ich will aber nicht, ich, der Herr."

Und der liebe Gott, während er nach den Schwertern der Engelfürsten schielte, drehte mit der Linken geruhig die Weltenachse und putzte mit der Rechten einen Sonnenfleck fort. Eben schob sich der Mond schwarz vor die Sonne, man konnte alles besser wahrnehmen. Ungeblendet.

Auf dem Kreuzeshügel war eine der guten Frauen bewusstlos umgesunken. Magdalena. Satanas gab seinen

Engeln einen Wink, mit dem Aufstand noch einen Augenblick zu warten. Wie ein Falke schoss er hinunter, liess den leeren Schatten Magdalenens neben dem Kreuzesstamm liegen, raffte das Weib selbst auf und trug sie im Nu vor den Himmelsthron.

„Bete für ihn! Schmeichle ihm!“ hatte er ihr zugeflüstert.

Magdalene hatte nichts gehört. Aber sie tat nach Satanas Geheiss. Auf die Knie warf sie sich nieder, schlug die schwellenden Brüste, raufte das lange, weiche, goldene Haar und liess den dunklen Augen einen Strom von Tränen entfliessen. Dann schlug sie nieder, mit der Stirn auf ihre ausgestreckten Arme, dass ihr Haar über sie selbst sich ausgoss und über die Füsse des lieben Gottes.

„Allmächtiger, allweiser, allgütiger Gott! Du allein kannst helfen! So hilf! Mag die Erde zerschlagen, mag der Himmel vergehen, mag die Welt verbrennen! Nur dass Jesus nicht leide! Er ist göttlicher als du, er ist schöner als du. Uns allen hat er geholfen. Meine Seele hat er erlöst, meine, meine, meine Seele! Nimm mich, schrecklicher Gott, zertrete mich, zertrete meine Seele wieder in Staub, in Schlamm, Leib und Seele. Und spei' mich aus. Aber hilf! Du allein kannst helfen.“

„Ich bin kein Mensch,“ sagte der liebe Gott. „Ich bin allmächtig, jawohl, ganz recht, aber ihr Menschen versteht nicht, was das besagen will. Ich bin allmächtig im Anfang, in der Ordnung. Niemals in der Unordnung.“

Jäh sprang Magdalene empor.

„So verschreib' ich mich dem Mächtigeren, der helfen will. Hund oder Mensch oder Teufel. Satanas hilf!"

Schon rückten die gefallenen Engel gegen den Thron an der Weltenachse. Schon hatte Magdalene den lieben Gott aus dem Thronsessel gedrängt, den Thron umgeworfen und eine lockere Sessellehne herausgerissen. Schon hatte Satanas die Kurbel der Weltenachse ergriffen, dass ein Beben entstund von Sonnen zu Sonnen. Auch die kleine Erde bebte. Der liebe Gott ordnete geruhig seinen dunkeln, geblumten Talar und verliess sich auf die Engelbubenfürsten. Der allergetreuste Gabrielbub war auch nicht faul, schmiss Satanas nieder und stiess ihm sein flammenfunkelndes Schwert durch die Brust.

Das war aber nur symbolisch, bedeutete Sieg und schadete dem Durchbohrten weiter nichts.

Der Michaelbub hatte von Magdalena mit der harten Thronsessellehne einen tüchtigen Hieb über das linke Auge abgekriegt; jetzt fasste er sie und schleuderte sie zu ihrem Schatten auf den Kreuzeshügel zurück.

Der liebe Gott war in würdiger Haltung stehen geblieben; nun griff er geruhig wieder nach der Kurbel der Weltenachse und machte dem Weltbeben ein Ende.

Da klang es wieder herauf durch den Schalltrichter der Wolken, schauerlich leise in der Sprache der Engel und des Dulders:

„Eli, eli, lama sabachthani. Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Der Widerhall von den Wolken und von der Milchstrasse und vom Himmel

und von allen Sonnen klang wie ein ferner Donner nach: Eli, eli, lama sabachthani.

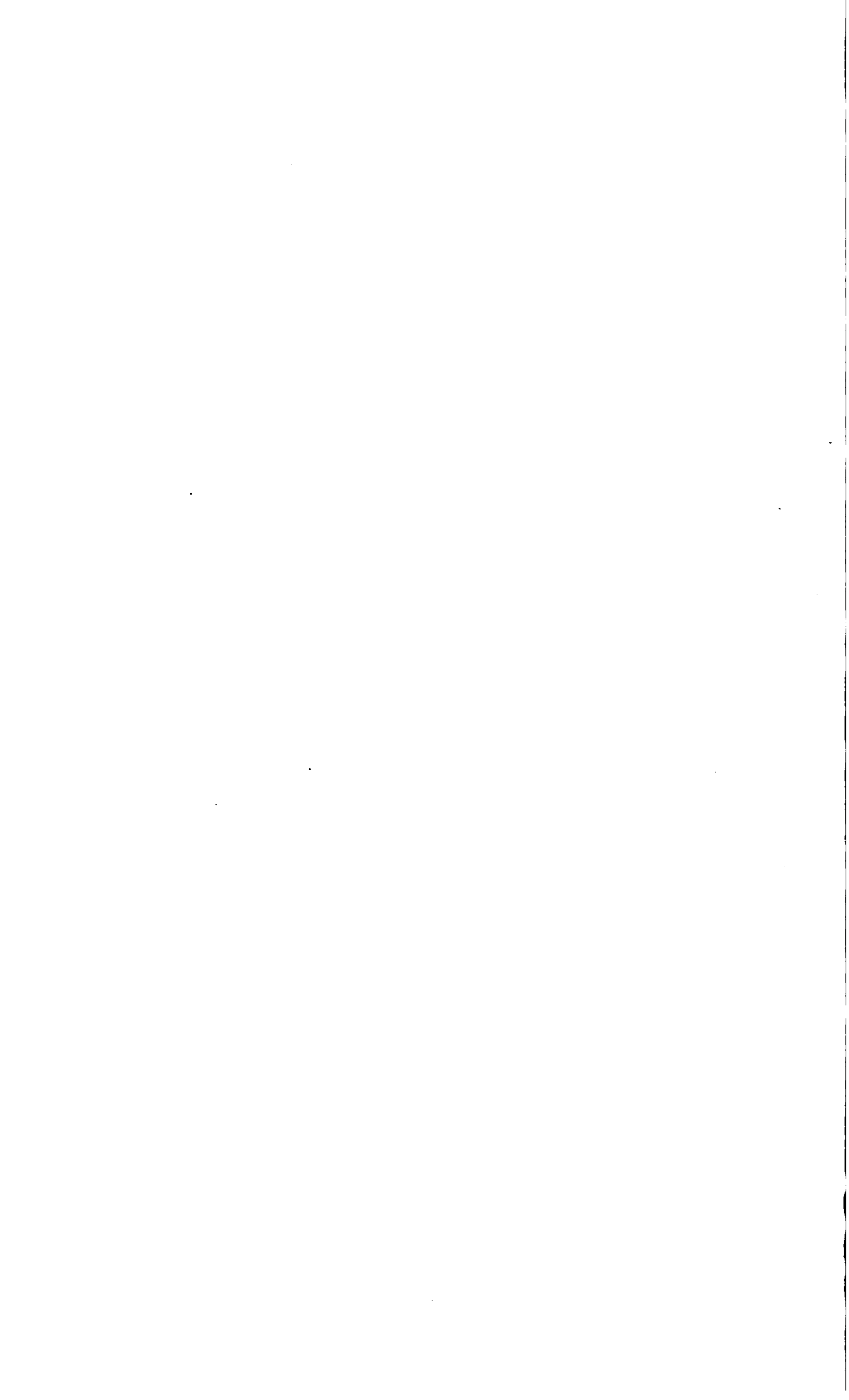
Da senkte der liebe Gott traurig sein Haupt und sprach zurück durch den Schalltrichter der Wolken: „Es ist ja nicht wahr, dass ich nicht darf nach eigenen Gesetzen. Es ist ja nicht wahr, dass ich nicht will. Ich kann ja nur nicht. Ich kann nicht Wunder tun. Was muss, geschieht."

„Du Aermster!" klang es herauf aus Sterbensferne. Und der Dulder neigte sein Haupt und starb.

Als wie müde setzte sich der liebe Gott auf den umgestürzten Thron und drehte mit der Linken die Achse der Welt. Und hob zum erstenmal den Zeigefinger der Rechten und wischte zum erstenmal eine Träne ab.

Der Gabrielbub aber zerbrach mit einem wilden Ruf sein flammenfunkelndes Schwert und fuhr hinab zu den gefallenen Engeln.

DER KREUZZUG VON 1912



AUCH in den Gefilden der Seligen gibt es eine Feldherrnhalle, eine Plauderstube der toten Heerführer. Am Silvesterabend sassen ihrer viele beisammen um den mächtigen runden Tisch, bei einem Fasse Griechenwein, zu einem richtigen Silvesterspaß.

Napoleon hatte die Sache in die Hand genommen. Niemand unter den grossen toten Weltbewegern war ihm so lieb geworden wie Gregor, der wahre Urheber der Kreuzzüge, der Pfaffe Hildebrand, den die langweilige Liste Gregor den Siebenten nennt. Napoleon pflegte zu sagen, dass ausser ihm selbst nur noch dieser Gregor den Plan ganz gefasst und beinahe ausgeführt hätte, das bisschen Erde wirklich zu beherrschen. Und Gregor ging seit einigen Wochen bekümmert umher, weil er es unerträglich fand, dass der Krieg der vier kleinen Balkankönige gegen die Türken fast von allen Schreibern Europas ein neuer Kreuzzug genannt wurde; darüber war der alte starke Papst trübsinnig geworden. Gregor sollte wieder lachen lernen.

Zu diesem Zweck hatte Napoleon den Dichter Torquato Tasso für den Silvesterabend in die Feldherrnhalle eingeladen und ihn mit scheinbarem Ernste aufgefordert, unter den Balkankönigen einen Helden auszuwählen, wie Gottfried von Bouillon einer gewesen war, und zur Freude der toten Heerführer ein befreites Konstantinopel zu singen, wie dieser Poete einst ein befreites Jerusalem gesungen hatte. Torquato Tasso merkte die freche Absicht Napoleons nicht. Er hatte vor mehr als hundert Jahren, als der nordische Dichter Goethe den unglücklichen Menschen Tasso zum Helden einer Tragödie gewandelt hatte, einen zweiten Lor-

beerkranz auf seinen müden Kopf gestülpt, stolzierte so geschmückt in den Gefilden der Seligen umher und war nur glücklich, wenn er in seiner unverlorenen schönen Sprache Huldigungsverse machen durfte auf Feldhauptleute oder gar auf Könige. Es gab ja wieder einmal ein paar neue Königlein auf der geduldigen Erde.

Jetzt sass er an der Tafelrunde zwischen Napoleon und dem Papste Gregor; Napoleon hatte dafür gesorgt, dass die christlichen Generäle der Kreuzzüge und dann wieder die stärksten unter den unchristlichen Heerführern aller Zeiten ihre Plätze in der Nähe nahmen; Moses und Mohammed, Attila und Dschingischan, Hannibal und Soliman. Von allen Seiten trank man dem Dichter zu, mit einem Verehrungsschluck oder mit einem Ganzen, und er kam immer bereitwillig nach; so stumpfsinnige Trinksitten waren nach den Schlachten von 1870 im Himmel eingerissen. Um so mehr Heiterkeit versprachen sich die Festgäste von Tasso's Improvisation auf einen der vier christlichen Balkankönige. Als aber Napoleon durch sein Kommando „Silentium für unseren Sänger!" alle Einzelgespräche zum Schweigen gebracht hatte, erhob sich der Sänger steif und redete also in betrübter Prosa:

„Illüstre Heroen, blutgetaufte Göttersöhne, eisengepanzerte Priester des Mars . . ."

„Geschenkt!" rief von einem fernen Platz der Tafelrunde der alte Blücher herüber. Tasso aber liess sich nicht irre machen.

„Krieger Gottes, würdig eines christlichen Homeros! Tagelang habe ich in den Archiven gewühlt, die gegen-

wärtig Zeitungen und Witzblätter heissen, um die Flamme der Begeisterung für einen der vier Balkankönige in meiner Seele zu entzünden. Viele und einander widersprechende Züge fand ich in diesen Archiven verzeichnet; zuerst hiessen sie Hammeldiebe und Lausherbergen, als ob nicht Christen, sondern Ungläubige die Berichte verfasst hätten; nach den ersten siegreichen Schlachten hiessen sie kluge Fürsten und wackere Hirten ihrer Völker. Jetzt erweisen sie sich als tüchtige Handelsleute, erfahren in den Geschäften der Börse. Nichts aber fand ich, was meinen Genius zum Singen entzückt hätte. Keine Amazonen und Zauberjungfrauen, das hätte ich verschmerzen können; aber auch keine Inbrunst des Glaubens, nicht die fromme Gesinnung, die zu einem richtigen Kreuzzuge gehört. Blut genug, aber keine Andacht beim Blutvergiessen.“

Gregor nickte zustimmend und Napoleon wurde ärgerlich. „Dafür sind Sie ja ein Dichter, mein lieber Tasso, um von Ihren ausgeborgten frommen Gefühlen an die Balkankönige soviel weiterzuborgen, als nötig ist, um aus Peter von Serbien oder aus Ihrem Dichterkollegen von Montenegro einen Streiter Gottes zu machen. Diese Herrschaften hätten auch ein solches Darlehen noch gern angenommen. Und Sie haben beim ersten Kreuzzuge die beste Frömmigkeit doch auch hinzugelogen.“

Unter den Fürsten des ersten Kreuzzuges entstand eine gelinde Unruhe; die einen lachten, die anderen brummten.

Gottfried von Bouillon räusperte sich und sprach:

„Sacrenomdedieu, wir können ja ehrlich sein, weil wir tot sind. Es wäre ein gutes Sprichwort: So ehrlich wie ein Toter. Waren viel weltliche Schlauköpfe unter uns, bei den Fürsten und bei dem Haufen. Aber schimmerte doch echte Frömmigkeit überall zwischen den Wolken herab, überall, wo man das Kreuz nahm, bei meinen Lothringern und bei den Normannen, bei den Franzosen und den Italienern, zuletzt sogar bei den Deutschen. War doch ein christlich Werk, da in höchster Not zu Antiochia die heilige Lanze aufgefunden wurde und den Sieg brachte. War ein christlich Werk, wenn es auch eine falsche Lanze gewesen sein sollte. Und ... weisst du noch, mein lieber Tancred? Wie wir die heilige Stadt Jerusalem erblickten, wie da Tausende und Tausende von Pilgern ihre Waffen und ihre Stiefel ablegten und blossfüssig, keine Wurfspiesse achtend, zu den Mauern rannten sie zu küssen, eine einzige Sehnsucht im Herzen: Das Heilige Grab zu betreten und zu sterben."

Napoleon: „Ein Wort der Sehnsucht steht immer auf der Fahne. Die Türken hatten auch so ein Wort. Und ich erst. Ich rief Freiheit und Gleichheit und führte so die Völker zur Schlachtbank."

Gottfried: „Lieber Herr Kaiser, Sie werden doch nicht im Ernste die Worte des Wahnes den Worten des Glaubens vergleichen wollen?"

Bevor Napoleon noch heftig antworten konnte, schlug Friedrich Barbarossa mit geballter Faust auf den Tisch, dass das eichene Gebäude der runden Tafel dröhnte und mancher Becher umfiel. „Kreuzmohrenelement, Gottfried, sei doch ganz ehrlich, weil du ganz tot bist.

Ja, ihr Herren, der Glaube an die himmlische Leitung war damals mehr verbreitet als heute, war damals Mode. Ja, ihr Herren, der Kriegsruf Deus lo volt erklang, wie er heute nicht mehr erklingen kann. Jeder Fürst und jeder Trossknecht dachte sich etwas bei den Worten: Gott will es! Aber jeder Fürst und jeder Trossknecht dachte sich noch etwas weiter dazu. Dachte sich je nach seinem Humor orientalische Weiber dazu oder Kriegsbeute oder einen kleinen Königstitel in Kleinasien. Beim Donner, die Fürsten waren die schlimmsten. Am liebsten hätten sie schon unterwegs das christliche Reich von Byzanz unter sich verteilt und immer erst, wenn sie Schläge bekomen hatten, besannen sie sich darauf, dass das Kreuz nur gegen die Heiden genommen war. Beim Donner und beim heiligen Blute, wir haben's erlebt. Das Geld des griechischen Kaisers war allemal stärker als ein Eid. Vor Antiochia betrogen einander der griechische Kaiser und unser Bohemund — sollst leben, Bohemund, ich bring' dir einen — wie nur zwei Armenier. Jeder wollte die Stadt für sich behalten, wie Tancred — sollst leben, toller Bruder — jedes Schloss für sich behalten wollte. Kannst du es leugnen, Gottfried, dass ihr da einmal irgendeine grosse Stadt berenntet, und dass sie nicht mehr zu halten war. Richtig, Nicäa war's. Unmittelbar, bevor du den letzten Sturm befahlst, unterhandelte Bohemund mit der Besatzung und überredete sie sich ihm persönlich zu übergeben, nur um nachher für die grosse Teilung ein Faustpfand in der Hand zu haben. Und vom ersten Patriarchen von Jerusalem sagtet ihr selbst, er wäre schwach im Glauben. Soll ich euch gar

noch an die italienischen Städte erinnern, an Genua, Pisa und Venedig, die mit der Mode der Kreuzzüge ihren Handel trieben wie mit anderen Moden früher und später? Soll ich dich gar daran mahnen, du himmlischer Gottfried, auf wie irdischen Wegen du König von Jerusalem geworden bist? Wetter und Donner, waren wahrhaftig die Menschen und waren die Fürsten damaliger Zeit nicht weniger schlau und nicht mehr fromm, als sie heute sind."

„Da haben", flüsterte Napoleon seinem lieben Gregor zu, „die Kreuzfahrer dieses Jahres doch etwas von den alten gelernt. Wenigstens der christliche Streich von Nicäa ist von den neuen Griechen auf ein Haar bei Saloniki nachgemacht worden. Orientalische Diplomatie."

Aber Barbarossa stützte sein schweres Haupt in die rechte Hand und sprach weiter: „Beim Donner und Leichnam, wie bin ich bei Adrianopel vom christlichen Kaiser von Byzanz verraten worden und in Asien von den kleinen christlichen Königen. Und habe es selber geduldet, dass die Priester das Märchen verbreiteten, der heilige Georg in Person stünde uns bei, stritte an der Spitze unserer Schar. Habe niemals einen Unterschied gefunden zwischen christlichen und heidnischen Kriegern."

Hannibal: „Glaubst also auch nicht, Herr Bruder, dass nur ein guter Christ ein guter Soldat sein könne!" Ein fröhliches Gelächter erhob sich an der Tafelrunde; nur das Lachen des alten riesigen Moses klang wie zornig darein.

Da beugte sich Napoleon, als ob das Dichterlein ne-

ben ihm Luft wäre, zu Gregor hinüber und sagte: „Der Fürst Bismarck, der heute fern geblieben ist, hat mir hier einmal ins Gesicht gesagt, ich sei bei allen meinen Kriegen und Siegen ein erbärmlicher Egoist gewesen. Nun sprich einmal, mein lieber Gregor, und sei so wahr wie der Tod. Als du die ersten Kreuzzüge plantest, herrlicher und folgenreicher, als sie nachher ausgeführt wurden, hast du damals nicht ganz für dich persönlich die Erde erobern wollen, die man die Welt nennt? So egoistisch wie ich?"

„Nicht wie du," erwiderte Gregor hart. „Nur für meine Kirche oder für die römischen Päpste, meine Nachfolger."

„Sacrebleu, mein lieber Gregor, so einen Nachfolger, so einen König von Rom, hat unsereins immer in petto, um seinen Ehrgeiz aufs feinste zu kitzeln. Und ist doch nur eine andere Form des Egoismus."

Als Gregor leise lächelte, fuhr Napoleon fort: „Dass du nur wieder lächelst, wenn schon der Spaß mit dem Heldengedicht auf den neuen Peter misslungen ist. Dann aber sage mir noch eins, so wahr wie der Tod. Für das Christentum, so sagst du, hast du deinen ungeheuren Plan geschmiedet. Bitte, für welches Christentum? Hättest du dich wirklich gefreut, wenn das griechische Kreuz oder neuerdings ein evangelisches Kaisertum den Islam überwunden hätte?"

Gregor reichte Napoleon die Hand über den Dichter hinweg, als ob dieser Luft gewesen wäre.

Da erhob sich Torquato Tasso wieder steif, schüttelte seine Locken und seine beiden Lorbeerkränze und rief begeistert: „Göttergleiche Heroen, fürstliche und hoch-

ansehnliche Gönner, so verzichte ich denn darauf, die christliche Frömmigkeit und Demut der Vierkönige vom Balkan zu besingen. So will ich mich darauf beschränken, unsterbliche Verse auf ihre Tapferkeit zu dichten. Kein christlicher Homeros mehr, ein heidnischer Homeros des neuen Achilleus, des neuen Hektor . . .“

Ein homerisches Gelächter unterbrach den Lorbeerträger; die Ungläubigen lachten, die alten und die neuen Christen lachten, Napoleon lachte, der todbereite Fahnenträger von Arcole, und Gregor lachte, der alte Papst, der seine Haut zu Markte getragen hatte wie ein geringer Soldknecht. Tancred aber fuhr jach in die Höhe, lang und ausgemergelt wie der Ritter von der Mancha, wandte den narbenbedeckten Kopf gegen den Dichter, drohte ihm mit der Faust und schrie: „Was soll dieser Tintenkleckser unter uns! Unsere Gesta mag er beschreiben, zu Hause, in seinem Kämmerlein. Aber hier soll er nicht mitreden und nicht mittrinken! Sind ungleiche Gesellen unter den Vierfürsten, mag auch ein ordentlicher Verwalter unter ihnen sein, der Normanne, der arme Koburger wollte ich sagen, der Schlaukopf oder der andre deutsche Schlaukopf. Doch wer hat einen von ihnen einen Kampf ausfechten gesehen, Mann gegen Mann, Stirn gegen Stirn? Ich weiss, man nennt das Fortschritt in der Kriegführung. Wir haben's anders genannt, wenn so einer sich erst den Rücken deckte mit den Heeren eines grossen Kaisers oder Königs und dann fern vom Schuss den Ausgang abwartete. Da waren wir doch andere Kerls. Mordio, blutscheu waren wir nicht, am wenigsten für

das eigene Blut. Die ersten auf der Mauer vom Belagerungsturm aus und die ersten in der Festung, und eingehauen, dass wir's nachher selbst nicht glaubten. An der Spitze von einem Schock, von einem Dutzend Reitern hinein in die krummen Säbel der Sarazenen und durch den Pfeilregen hindurch. Mordio, deine Schwabenstreiche, mein Gottfried! Und mein zweihändiges Schwert schlug auch nicht schlechte Wunden. Vergessenheit den Stubenhockern! Ruhm allein uns tapferen Haudegen, die wir wahrscheinlich keine guten Pilger waren, aber Männer. Mordio, einmal noch, einmal noch sich austoben, einerlei gegen wen, gegen Gott oder gegen den Teufel."

Da duldete es die toten Ritter nicht mehr auf ihren Plätzen. Mit blitzenden Augen und erhobenen Armen sprangen sie auf und tranken den Becher nicht mehr aus und gedachten ihrer alten Kriegstaten und blickten nach einem Gegner umher, ihn zu fassen. Wie auf einer Kirchweih vor dem Raufen sah es aus, wie auf einer heidnischen Kirchweih von Riesen. Weit lehnten sich, als ob sie Kinder geworden wären, Karl der Grosse und Moses gegeneinander über die Tafelrunde und hakten zur Kraftprobe die Mittelfinger ineinander. Roland und Hannibal stemmten die Schultern gegeneinander, wer den andern von der Stelle rücken könnte. Napoleon selbst schrie dem alten Blücher eine schnöde Herausforderung zu, das Wort des Generals Cambronne.

Während des ganzen Festes hatte hinter dem Stuhl Gottfrieds ein schöner Knabe gestanden, blondlockig, von sanften Zügen. Man hatte ihn für einen Pagen

Gottfrieds gehalten; hatte auch wohl gespottet, er wäre einer von den Engeln, deren Gottfried sich einst gerühmt hatte, dass sie ihn nach Jerusalem geleitet hätten. Die ganze Zeit hatte der Knabe sich still verhalten.

Als jetzt der allgemeine Aufruhr entstand, sprang auch der Knabe um die nächsten Stühle der Tafelrunde herum, wies mit dem Finger auf den wilden Hannibal, der eben über den starken Roland Herr geworden war, und fragte trotzig: „Bist du ein Ungläubiger? Bist du ein Sarazene?“ Und ohne die Antwort abzuwarten, kletterte das Kind im Nu an dem schwarzroten Mantel Hannibals hinauf und suchte den Recken zu erwürgen. „Deus lo volt! Gott will es!“ rief das Kind dabei mit gellender Stimme. Hannibal wehrte sich zuerst nur lachend; als ihm der kleine Held aber beinahe den rechten Daumen gebrochen hätte, da griff der Alte heftig zu und hätte die zarten Glieder vielleicht auf dem steinernen Estrich zerschmettert, wenn nicht Gregor dazwischengetreten wäre und das Kind an sich gerissen hätte. Gregor lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück, das Kind weinte in seinem Schoss.

Gregor: „Man sucht nach einem, der gläubig war und ein Held. Hier seht ihr ihn. Den Führer des Kinderkreuzzuges. Er wollte nichts und wagte alles. Ungarische Christen haben ihn totgeschlagen um eines goldenen Kreuzchens willen, das er auf der Brust trug. Hier, Herr Dichter, hätten Sie einen christlichen Helden für ein neues Gedicht.“

Torquato Tasso hatte sich, als die toten Feldhauptleute so lebendig wurden, hinter eine Säule der Feld-

herrnhalle geflüchtet. Jetzt trat er näher, betrachtete das weinende Kind und sagte würdevoll: „Das ist kein Held für uns Dichter. Wer doppelten Lorbeer trägt, der darf nur Sieger besingen. Die Götter und die Poeten waren immer nur mit den Siegern."

Der schöne Knabe aber schluchzte in den Schoss Gregors hinein: „Gott hat es nicht gewollt! Gott hat es nicht gewollt!"

DIE MEHRER DES SCHATZES

FRIEDRICH Dernburg hat mehr als einmal, wenn in der Redaktionsstube geistige Energie vergeudet, das heisst geplaudert wurde, die nachdenkliche Bemerkung gemacht: Immer, wenn unter diesen pietätlosen Journalisten die Nachricht vom Tode eines bedeutenden Mannes eintreffe, gebe es zuerst einige Heiterkeit und die Erinnerung an lustige Anekdoten von dem eben Verewigten; eine Stunde später finde sich dann leicht ein Kollege, der würdig und feierlich den Trauerartikel schreibt.

Ich habe seitdem wohl die Gewohnheit angenommen, die Nekrologe für berühmte Theaterdirektoren und andere Unternehmer, für erfolgreiche Verteidiger und Parteiführer, für die kleinen Staatsmänner und die grossen Friedensgeneräle unserer Zeit daraufhin anzusehen, ob sich zwischen den Zeilen nicht die anfängliche Heiterkeit des Schreibers verrate. Und habe gefunden, dass der Journalist doch kein so vollkommener Schauspieler ist wie der Geistliche, der etwa in jeder seiner Leichenreden den Verstorbenen als das Muster eines edlen Menschen preist. Zwischen den Zeilen eines Zeitungsnekrologs guckt doch mitunter eine der ersten Assoziationen hervor, eine der lustigen Anekdoten; der Schreiber rächt sich im voraus dafür, dass alle seine grossen Worte zwölf Stunden, zwölf Tage, spätestens zwölf Monate später nicht mehr geglaubt werden.

Uebrigens trifft die nachdenkliche Bemerkung Dernburgs doch nicht immer zu. Es gibt Todesnachrichten, bei deren Verkündigung selbst abgebrühte Nekrologschreiber in scheuer Ehrfurcht verstummen. Ein Engel schreitet durch die Redaktionsstube sogar. Das Ge-

fühl: die Menschheit hat einen Verlust erlitten. Und nachher ist dann gerade nicht leicht jemand imstande, diesem Gefühl Worte zu finden. Dass solche Fälle überaus selten eintreten, vielleicht nicht ein einziges Mal in einer Journalistengeneration, das liegt nur an einer Kleinigkeit: an der Tatsache oder dem Gesetz, dass es sehr viele Menschen gibt, die bis zu ihrem Tode erfolgreich mit den Schätzen der Menschheit gespielt haben, dass es aber nur sehr selten Menschen gibt, die Mehrer des Schatzes waren und von ihren Zeitgenossen als Mehrer des Schatzes erkannt wurden. Es gibt auf der Welt mehr Spieler als Schöpfer.

Ich muss leider zugeben, dass der Begriff „Schatz der Menschheit“ nicht leicht zu definieren sei; er ist ganz bequem zu unterscheiden, etwa nur von dem abschätzbaren Schatze einer Familie oder von den idealen und den dinglichen Schätzen einer Stadt, aber schon der gesamte Schatz eines Volkes oder gar der eines Erdteils wird von seinen Mitbesitzern allzu häufig mit dem Schatze der Menschheit verwechselt. Jedes Volk und fast jeder Erdteil bildet sich gern ein, die Menschheit genügend zu vertreten. Doch immerhin mag ungefähr zu verstehen sein, was mit dem „Schatz der Menschheit“ gemeint ist; keinesfalls die Andacht zu der langsam veraltenden Phrase vom Weltbürgertum.

Stellen wir nun nicht bloss bei Theaterdirektoren und Parteirednern, sondern gleich bei allen Grössen des Konversationslexikons die Frage, ob sie Mehrer des Schatzes waren, und legen wir nach Beantwortung dieser Frage den Massstab an, so werden die Gegenstände

unserer Heldenverehrung an Zahl schrecklich abnehmen.

Zwischen Entdeckern und Erfindern wird vom Standpunkt der Mehrung des Schatzes eine seltsame Unterscheidung gemacht werden müssen, eine ganz andere als die im Sprachgebrauch übliche. Eigentlich mehrt ein Entdecker niemals den Schatz der Menschheit. Die weltberühmten Entdecker neuer Erdteile und Inseln haben nur die Goldquellen ihrer Heimatvölker vermehrt, fast immer auf Kosten der Eingeborenen. Die Entdecker gar des Nord- und des Südpols, die Entdecker neuer Planeten und neuer Kometen haben ihre Namen, wie man zu sagen pflegt, in die Sterne geschrieben; aber alle diese kosmischen Entdecker zusammen haben den Schatz an menschlicher Wissenschaft nur um einen winzigen Bruchteil vermehrt, und es ist gar nicht so ungerecht, wenn man die Heldentaten solcher Männer mit sportlichen Leistungen vergleicht. Die griechischen oder ägyptischen Gelehrten, welche vor mehr als zweitausend Jahren die Vorstellung gewannen, die Erde müsste als freischwebende Kugel sich um ihre Achse drehen, und die Endpunkte dieser Achse könnten ihre Pole genannt werden, die haben für die Wissenschaft immerhin mehr geleistet als die todbereiten Polentdecker.

Mehrer des Schatzes waren die Entdecker des Kleinen, des Unscheinbaren. Nur dass wir nicht wissen, wer die Eigenschaften des Eisens, wer die des Bernsteins zuerst entdeckt hat. Mit den Erfindern des Feueranzündens, des Pfluges hat uns wenigstens die Sage be-

kannt gemacht; über den Entdecker des Eisens schweigt sogar die allwissende Sage.

Die Gewinnung der meisten chemischen Elemente und vieler jetzt unentbehrlicher Stoffe verdanken wir eher dem Erfindungsgeiste als dem Entdeckermute der alten Alchimisten und der neuen Chemiker. Was man aber zumeist eine Erfindung nennt, die schlaue Herstellung einer Maschine, die besser oder schneller oder billiger arbeitet als Menschenkraft, oder die Aufgaben löst, an deren Lösung die Menschen vorher gar nicht denken konnten, diese Herstellung von Maschinen hat doch wohl den Schatz der Menschheit nicht immer gemehrt. Schiesspulver und Schiesswaffen sind ein Segen nur für solche Völker, die eben just die besseren Waffen haben. Die Buchdruckerkunst hat unmittelbar nur die Bewahrung und Verbreitung des Wissens unterstützt; erst mittelbar (weil auch die Söhne armer Leute sich jetzt das alte Wissen aneignen konnten) auch die Mehrung der Wissenschaften. Und weil seit der Erfindung des Buchdrucks ein erworbenes Wissen nicht so leicht durch Krieg und Fanatismus wieder verloren gehen konnte, darum zumeist folgen die Erfindungen seit Gutenberg und seinen schlauen Helfershelfern so rasch aufeinander. Und weil die allermeisten von unseren unzähligen neuen Erfindungen nur Verbesserungen früherer Maschinen sind, darum werden nur wenige der neuen Patentinhaber in das Heldenbuch der Erfindungen eingetragen werden. Wir sehen in dem sehr schätzenswerten Erfinder der Druckknöpfe keinen Mehrer des Schatzes.

Auch die Männer, die mit Daransetzung ihrer Le-

benszeit irgendeinen Traum der Menschheit nach langem Ringen verwirklichten, die den Telegraphen, das Telephon, die Photographie, die drahtlose Telegraphie, das Luftschiff erfanden, waren freilich niemals ganz allein am Werke; sie haben Vorgänger gehabt, deren halbfertige Ideen sie benutzten; den Erfolg an Gold und Ruhm verdanken sie aber doch dem Umstand, dass gerade sie zuerst (nach endlosen Mühen, fast niemals mehr infolge eines glücklichen Zufalls) mit einer gebrauchsfähigen Maschine fertig wurden.

Waren nun alle diese gewiss bewunderungswürdigen Männer Mehrer des Schatzes? Ist die amerikanische und europäische Menschheit um so viel glücklicher geworden, seitdem sie einige Millionen Telephonstellen besitzt? Seitdem sie Lichtdrucke oder kinematographische Aufnahmen der gestrigen Kaiserparade betrachten kann? Seitdem die nun wirklich oberen Zehntausend sich den Luxus einer Luftreise gönnen können? Den Ruhm des Grafen Zeppelin in Ehren. Was wir aber beim siegreichen Vorüberfahren seines ersten Luftschiffes empfanden, das war weniger Freude über eine menschenbeglückende Erfindung als der Rausch beim Einzuge eines Siegers. Des Siegers über das Luftmeer. Der einem neuen Welteroberer eine neue Waffe geschmiedet hatte. Und wir werden gleich sehen, was uns die Welteroberer als Mehrer des Schatzes bedeuten. Selbst die Erfindung des Seeschiffs (kein Name wird uns genannt) ist für die Menschheit wahrscheinlich ein kostbareres Geschenk gewesen als die so viel schwierigere Erfindung des Luftschiffs.

Wenn also nicht die Leute der angewandten Wissen-

schaften, so werden gewiss die Männer der reinen Wissenschaft die stärksten Mehrer des Schatzes sein? Der Lokalpatriotismus der einzelnen Berufszweige lässt die Techniker ebenso wie die Gelehrten rufen: „Wir sind die wahren Beglücker der Menschheit.“ Der armen Menschheit, die doch immer noch nicht so recht eigentlich glücklich geworden ist.

Wenn man die Mehrung des Schatzes zum Massstab nimmt, so muss man bei den Männern (und neuerdings auch bei den Frauen) der Wissenschaft zunächst 90 oder 95 oder 99 Prozent von der Zahl abziehen; die Gelehrten nämlich, die nur Bewahrer des Schatzes sind. Sie sind — genau genommen — durch den Buchdruck überflüssig gemacht worden. Sie verhalten sich zu ihren Vorgängern etwa wie neue Auflagen guter Bücher zu älteren Auflagen. Die Herren quälen sich „im Schweisse ihres Angesichts“, an irgendeiner Stelle eine kleine Verbesserung anzubringen, um die Berechtigung ihres eigenen Daseins zu erweisen. Wer den wissenschaftlichen Betrieb kennt, wird solche Sätze nicht für Verkleinerungen halten. Heute schon glaubt alle Welt, der Schatz werde nicht dadurch gemehrt, dass ein „Forscher“ die Echtheit oder Unechtheit von Schillers Schädel in der Gruft von Weimar nachweise. Ueber kurz oder lang wird man so auch glauben, dass der Schatz der Menschheit nicht gemehrt werde, wenn im deutschen Buchhandel anstatt einer etwas veralteten Lessingbiographie eine etwas modernere verkauft wird. Anders liegt der Fall nur, wenn von mutigen Entdeckern verschüttete Meisterwerke zur Freude eines neuen Geschlechts wieder ausgegraben werden: wenn

Shakespeare, für Voltaire ein betrunkener Wilder, von Lessing entdeckt wird, oder unsere mittelalterliche Dichtung, die noch für Friedrich den Grossen keinen Schuss Pulver wert war, von den Begründern der deutschen Sprachkunde. Bei solchen Wiederbelebungen scheintoter Dichtungen, vergessener Bildwerke mag die Gelehrsamkeit über die Echtheit mitzusprechen haben; über den Schönheitswert entscheidet der Künstler im Kritiker.

Die Zahl der Mehrer des Schatzes unter den wissenschaftlichen Bahnbrechern wird vermehrt oder vermindert — je nachdem —, wenn man beachtet, dass manche Helden der Erkenntnis nur Zerstörer von falschen Vorstellungen waren. Ich nehme als Beispiel wieder die langsam gewonnene Einsicht in die wahre Bewegung der Erde. Kopernikus zerstörte nur (mit besseren Beweisen, als es einige Griechen versucht hatten) den alten Aberglauben an den Stillstand der Erde; ihre Bahn und endlich die „Ursache" dieser Bahn erforschten erst Kepler und Newton; und doch waren alle drei Mehrer des Schatzes. Wie Voltaire, der kein Dichter war, ein Mehrer des Schatzes wurde durch Zerstörung so manchen Aberglaubens. Der hochgelahrte Leser mag hinzufügen, was sich über das Verhältnis der Zerstörung und Erbauung sagen liesse von den Mehrern des Schatzes unter den Philosophen und unter den Religionsstiftern. Es gab unter den Legendenzerstörern mindestens ebenso viele Märtyrer wie unter den Gläubigen; es war mitunter notwendig, der Menschheit zu sagen: das kostbare Gefäss, von dem euch erzählt wird, es sei aus einem seltensten Edelstein geschnitten, ist

ganz gemeiner Glasfluss. Die grossen Skeptiker, die den Wert der philosophischen Begriffe genauer bestimmten und tote Worte, tote Symbole aus den Zierschränken hinauswarfen, waren bessere Mehrer des Sprachschatzes als die Konservatoren alles alten Gerümpels. Es ist nicht wahr, dass wir verpflichtet sind, dem neuen Geschlechte durch Erhaltung jeder Baracke aus Väterzeit Luft und Licht zu versperren; dass alle Ruinen uns heilig sein sollen. Nur die edelsten Bauwerke können uns noch als Ruinen heilig sein. Das Parthenon, nicht jede alte Kirchenmauer. Der hochgelahrte Leser mag entscheiden, ob er die kühnsten Systemerbauer der Philosophie, einen Thomas von Aquino, einen Spinoza, einen Schopenhauer, lieber mit den besten Architekten vergleichen wolle oder mit den besten Dichtern; und ob die grossen Skeptiker nicht am Ende wertvoller waren als die System-Architekten oder System-Dichter, die ihre luftigen Phantasiegebäude ohne Prüfung des Materials ausgeführt hatten.

Die gebildete Welt sieht Mehrer des Schatzes vor allem in den Schöpfern von Idealen, in den Dichtern, den Musikern, den bildenden Künstlern. Mit Recht, obgleich auch da die Zerstörung alter Ideale vorauszugehen pflegt, wie in der Anklageliteratur der letzten Sturmbewegung der Poesie. Sind aber alle talentvollen Nachahmer und Mitläufer allezeit Mehrer des künstlerischen Reiches? Doch wohl kaum, auch wenn sie den Büchmann um einige „geflügelte Worte" vermehrt haben. Vielleicht ist die letzte Bedeutung eines Künstlers für die Menschheit daran zu erkennen, dass seinen Werken der wunderbare Zauber innewohnt: nach

ihrer Erschaffung, ja noch lange nach dem Tode ihres Schöpfers weiter zu wachsen, als ob sie lebendig wären. So kann man von einem tausendjährigen Wachstum der Aeneis, von einem hundertjährigen Wachstum der Schillerschen Gedichte sprechen. Die Schriften Rousseaus, die Poesien Goethes wachsen unter unseren Augen immer noch weiter. Wir nennen gerade das mit einem sehr feierlichen Worte: Unsterblichkeit. Aber die ganze Geschichte der Kunst bietet doch nur ein einziges Beispiel so unvergänglicher Fortdauer: Homer.

Die Welteroberer und Staatenlenker gehören auch hierher. Nicht einmal für ihr eigenes Volk sind sie immer auch nur Mehrer des Wohlstandes gewesen. Und dennoch in ihren vollendeten Typen Mehrer des Schatzes der Menschheit, weil sie in glaubhafter Wirklichkeit boten, was die Dichter und Künstler bloss als Kerls ihrer Phantasie hinmalen konnten: Menschen, die die überkommene Welt in Stücke schlugen, um sich aus den Trümmern eine neue bessere Welt ihrer Sehnsucht zu schaffen. Alexander der Grosse und Julius Cäsar dichteten gewissermassen ihr eigenes Heldenleben; und besassen, wie nur die grössten Dichtungen, ihr Wachstum nach dem Tode des Dichters; Alexander wirkte in Cäsar und Julianus weiter, Cäsar in Napoleon. „Das beste an der Geschichte ist der Enthusiasmus, den sie erregt."

Wenn nun die Mehrer des Schatzes viel weniger zahlreich sind, als es die Gedenktage unserer gefälligen Kalender vermuten lassen, wenn gar in der Schatzkammer der Menschheit auch Werke der Skep-

sis, also negative Werte, bewahrt und gehütet werden müssen, so könnte man auf den Gedanken kommen: der Schatz der Menschheit ist geringer, als wir dachten. Er ist wirklich nicht so gross, wie progressistische Optimisten uns glauben machen wollen. Was tut's?

Ist der Schatz nicht unübersehbar, sind die Mehrer des Schatzes sehr seltene Menschen, so kann das nur eine Mahnung sein, Zeiten nicht wiederkommen zu lassen, in denen die seltenen Mehrer des Schatzes durch Scheiterhaufen und Folterwerkzeuge des schatzfeindlichen Fanatismus am Werke gehindert und vernichtet wurden. Nur dass die Mitlebenden ihre eigenen Genies nicht erkennen und dass die Scheiterhaufen und Folterwerkzeuge in jedem Jahrhundert neue Formen und neue Namen annehmen. Die geistige Armut der Herrscher will den Schatz der Menschheit nicht vermehrt sehen. In alten Zeiten wurden die Genies einfach mit dem Schwerte totgeschlagen; das Mittelalter war schon milder und verurteilte sie zum Feuertode, ohne Blutvergiessen; erst die ganz humane Gegenwart hat die feinste Kunst gelernt, die Genies durch Totschweigen auszuhungern.

HEINRICH HEINE

I.

DIE Werke Heinrich Heines gehören noch nicht der Literatur g e s c h i c h t e an. Sie sind bis zur Stunde lebendige Literatur geblieben. Heines Lieder haben nicht aufgehört zu klingen, Heines Witz hat nicht aufgehört zu treffen. Und darum, weil er noch lebt, hat er Feinde wie ein Lebender. Wäre er ein Dichter der toten Literaturgeschichte, es wäre ihm längst irgendwo ein überflüssiges Denkmal gesetzt; der Streit um ihn würde nicht mit solcher Erbitterung geführt werden. Die Verteidiger Heines würden gar nicht nötig haben, die dichterischen Taten ihres Helden wie Marktschreier anzupreisen; das wäre dann sehr hübsch in jeder offiziellen Literaturgeschichte zu lesen. Und es gäbe dann vielleicht gar keine Partei, welche sich die Aufgabe stellte, alles Hässliche im Charakter des Menschen Heine zusammenzutragen. Auch für den Menschen ist es nicht günstig, dass seine Werke noch so lebendig sind. Wir stehen ihm noch zu nahe, wir haben noch Männer und Frauen gekannt, die ihm befreundet waren. Und eine Dichterbiographie, von zu grosser Nähe gesehen, wird leicht zu Klatsch. Heinrich Heine aber war kein Idealmensch, keine vorbildliche Gestalt; er war nur zufällig eben ein Genie.

Nicht einmal die Frage, ob wir am 13. Dezember 1897 mit Recht seine Hundertjahrfeier begehen durften, konnte berührt werden, ohne dass alles aufgewühlt wurde, was man dem Menschen Heine zum Vorwurf machte. Denn schon die Fixierung seines Geburtstages, über welche von Strodtmann, Elster und Hüffer eine ganze Dissertation zusammenge-

schrieben worden ist, wirft auf seine Ehrlichkeit und auf seinen Patriotismus ein schlechtes Licht. Die Wahrheit scheint zu sein, dass Heine wirklich am 13. Dezember 1797 geboren ward, wohlgemerkt, unter französischer Herrschaft. Erst 1815 kam seine Vaterstadt Düsseldorf an Preussen. Und da mag Heines Vater die Fälschung begangen und seinen Sohn um zwei Jahre jünger gemacht haben, um ihn bequemer dem preussischen Militärdienste zu entziehen. Der Patriotismus des Vaters Samson Heine kann uns völlig gleichgültig sein. Genug daran, dass Heinrich nun nach seinen Papieren am 13. Dezember 1799 geboren war, dass es ihm jetzt nicht mehr darauf ankam, das Datum wieder in den 31. Dezember 1799 umzuändern, und dass er daraufhin endlich den bekannten eitlen Witz machen konnte, er sei als der erste Mann des Jahrhunderts geboren. Nichts leichter sonach, als eine Biographie Heines mit den Worten zu beginnen: „Schon die Angaben über seinen Geburtstag beweisen Heines Schamlosigkeit und Vaterlandslosigkeit.“ Vaterlandslosigkeit und Schamlosigkeit, das sind die beiden Vorwürfe, die von ehrlichen und unehrlichen Leuten immer wieder gegen den Menschen Heine ausgestossen werden, um den Dichter Heine aus der Liebe seines Volkes zu verdrängen. Und so kampfbereit stehen sich die Parteien zur Rechten und zur Linken gegenüber, dass beinahe ein wenig Mut dazu gehört, den menschlichen Charakter Heines parteilos zu würdigen.

Zwar seine nicht immer saubere Aufführung in Geld- und Lebenssachen und seine oft bedenklichen Aeusserungen darüber sind trotz aller Anstrengungen der

Biographen noch nicht klar genug, um verstanden und verziehen werden zu können. Auch wäre es gehässig, gerade an Heine einen Massstab anlegen zu wollen, den man den grössten Dichtern gegenüber gern zurücklegt. „Widersacher, Weiber, Schulden, ach, kein Ritter wird sie los!“ Viel schlimmer wäre es, wenn der Dichter, der — von Goethe natürlich und etwa noch von einigen köstlichen Versen Mörike's abgesehen — dem deutschen Volke die innigsten und sinnigsten Lieder geschenkt hat, dabei im Herzen ein vaterlandsloser und ein schamloser Mensch gewesen wäre.

Denn wenn noch Lessing den Patriotismus eine heroische Schwäche nennen konnte, so ist unser Empfinden, gerade seit der Jugendzeit Heines, ein anderes geworden. Der Philosoph, wenn er einen ausserweltlichen Standpunkt einnimmt, mag heute noch über das Nationalgefühl lächeln; aber das Nationalgefühl ist da, es ist die stärkste Macht des Volksgewissens geworden; und namentlich der Dichter wäre verloren, der keine Liebe besässe für den ältesten und sichersten Besitz des Volkes, für die Muttersprache, die zumal in Deutschland das einigende Band war, als der Deutsche ein Vaterland noch nicht hatte. Und diese Liebe sollte dem Lorelei-Dichter gefehlt haben? Nein, er war nicht vaterlandslos, er war nur heimatlos.

Seine politische Stellung muss man historisch begreifen. Er war als Jude unter der kurzen französischen Herrschaft geboren. Er hat den Juden trotz seines schielenden Uebertrittes zum Christentum niemals verleugnet; es ist sicher, dass seine Sympathie für Frankreich mit ihm aufwuchs, weil die französische

Revolution und die folgenden Ereignisse aller Welt am Rheine die Befreiung brachten aus einem Zustande mittelalterlicher Sklaverei. Doch ist das nur ein individueller Zug, der seine politische Stellung nicht bestimmt, sondern nur färbt. In seiner poetischen Schwärmerei für Napoleon begegnet er sich mit keinem Geringeren als Goethe, in seiner Begeisterung für die französische Revolution denkt er nicht anders als der gesamte deutsche Liberalismus von 1830 bis 1848. Heines Napoleon-Kultus bedarf keiner Entschuldigung. Selbst Goethe beugte sich vor dem gewaltigen Manne. Und unser natürliches Gefühl wird durch diesen Kultus gar nicht verletzt. Wenn in unseren Konzertsälen die „Grenadiere“ gesungen werden (nur wenige Jahre später, als der junge Heine diese Verse dichtete, übersetzte der greise Goethe Manzonis prachtvolle Ode auf den Tod Napoleons), wenn dann sogar Schumanns Musik in die Melodie der Marseillaise ausklingt, so fühlen wir keine patriotische Beklemmung.

Und als Heine geboren wurde, da waren nur fünf Jahre vergangen, seitdem selbst Klopstock und Schiller sich an der französischen Revolution berauschten. Freilich, Heine, der erst nach den Freiheitskriegen zu dichten begann, stand in einer anderen Zeit. Der Kosmopolitismus unserer klassischen Periode war überwunden, die besten Köpfe waren deutsch geworden. Und Heine mit ihnen. Man muss unterscheiden zwischen seinen Pamphleten gegen Preussen und seinen Pamphleten gegen Deutschland. Was er gegen Preussen schrieb, war vom Hass diktiert; seine Ausbrüche gegen das alte Deutschland, gegen das Deutschland

des Bundestages, der ihn geächtet hatte, war der Zorn einer leidenschaftlichen Liebe.

In Preussen haben dem Ansehen Heines seine unflätigen und nicht eben gelungenen Verse gegen Friedrich Wilhelm IV. so wenig geschadet, wie in Bayern die entzückenden Bosheiten gegen Ludwig I. Was ihn in Norddeutschland um jedes politische Ansehen bringen musste, was einen Treitschke so hart über ihn urteilen liess, das war ein Mangel an historischem Sinn bei Heine. Heine hat die Entwicklung der Dinge oft nicht vorausgesehen, er hat die historische „Aufgabe" Preussens nicht begriffen; das ist aber nur ein Irrtum, kein Charakterfehler gewesen. Heine war in diesen Dingen ein glänzender Journalist und ein elender Politiker. Nicht einmal ein zuverlässiger Parteipolitiker war er. Demokraten und Aristokraten können sich auf ihn berufen, weil er je nach der Stimmung des Augenblicks bald den Pariser Republikanern, bald dem weissen Zaren huldigen konnte, die damals noch nicht verbrüdert waren.

Treu aber blieb er sich in seiner zornigen Liebe zu Deutschland. Es war ihm nicht gegeben, wie es nur Kleist in seiner „Hermannschlacht" konnte, den tiefen Schmerz über Deutschlands Schmach und Kleinstaaterei rein und ernst und gross auszusprechen, ihm war das schamlose Lachen gegeben, ein diabolisches Lachen, das bis zur Grimasse werden konnte, das in dem Wintermärchen „Deutschland" sich zu einer Poesie der Wut steigerte, wie sie so gewaltig, niemals so witzig, nur noch aus Dantes Invektiven gegen seine Heimat vernommen werden kann. Auch Dante wurde geächtet,

um von einem späteren Geschlechte besser gewürdigt zu werden. Wer in dem grossen Ganzen von Heines satirisch-politischer Dichtung nicht die zornige Liebe zu seiner Heimat, die wilde Sehnsucht nach einem heimlichen Kaiser wahrnimmt, wer aus seinem tollen Lachen nicht die Trauer über das alte Deutschland heraushört, der muss sich auf die Psychologie des Dichters schlecht verstehen. Mag sein, dass er mitunter persönliche Nebenmotive hatte, mag sein, dass auch auf ihm der furchtbare Fluch des Witzboldes lastete, und auch er einmal um eines gelungenen Witzes willen die Leiche der Mutter verkaufte; er war dennoch unendlich mehr als einer der Witzbolde, die ihn nachahmen. Mit heisser Leidenschaft hat der heimatlose Mann an dem Vaterlande Deutschland gehangen, das erst erstehen sollte. Und wenn wir ein freies Monument schaffen sollten, um Deutschlands Einigung darzustellen, so brauchte Heinrich Heine, dem man um seiner Vaterlandslosigkeit willen kein eigenes Denkmal setzen will, unter den Sockelfiguren gar nicht zu fehlen. Er gehört in die erste Reihe der deutschen Dichter, welche der Sehnsucht des Volkes nach Einheit Ausdruck gegeben haben.

Das alles ist wahr. Leider ist auch etwas anderes wahr: dass Heine käuflich war oder doch wenigstens (in seinem 30. und dann wieder in seinem 40. Jahre) die Neigung verriet, seine Feder zu verkaufen. Es ist nicht nachweisbar, dass er darum jemals sein bestes Gefühl verleugnet hätte. Heines Gegner haben nicht nötig, mit Schmutz nach Heines Denkmal zu werfen. Der Marmor selbst hat böse Flecke. Die Franzosen ha-

ben die Bildsäulen ihres Voltaire, ihres Beaumarchais trotz ähnlicher Flecken der Materie aufgestellt.

Einfacher liegt die Sache mit dem Vorwurf der Schamlosigkeit; denn Heine gehört nicht zu den frivolen Schriftstellern. Eigentlich laszive Schriften oder auch nur Stellen wird man bei ihm seltener finden, als man glaubt. Er war mehr unflätig als frivol. Diese Unflätigkeit grossen Stils ist aber untrennbar mit grandiosem Witze verbunden; unflätig war der witzigste Grieche, Heines lieber Genosse Aristophanes, unflätig war Rabelais, der witzigste Franzose. Wir Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts haben Mühe, einer solchen Sprache Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wir spüren etwas Undeutsches in dem unerhört frechen und unerhört übermütigen Angriff auf Platen. Und vergessen, wenn wir über den üblen Geruch dieser Hinrichtung die Nase rümpfen, dass der vorausgegangene Angriff Platens eben auch auf Heines angeblichen Knoblauch-Atem gegangen war. Luther und Goethe hätten wohl anders empfunden; und eine künftige Zeit wird gerechter richten. Wir erkennen, dass Heine eher würdelos war als schamlos: frei von echter, frei aber auch von gekünstelter Würde. Doch in diesem Sinne meinetwegen auch schamlos: frei von natürlicher, frei aber auch von falscher Scham.

Ist der Mensch Heine uns nun verständlicher geworden, haben wir seine Vaterlandslosigkeit als die wilde Liebe des Heimatlosen, seine Schamlosigkeit als die notwendige Ausdrucksform des witzigsten Deutschen begriffen, so stehen wir immer noch vor dem Rätsel, wie dieser teuflische Satiriker zugleich der Sänger der

Liebe werden konnte. Sollte diese Zartheit wirklich Komödie gewesen sein?

Da erinnern wir uns, dass dieser selbe Heinrich Heine in seinem unsäglichen Elend, in seiner Matratzengruft zu Paris, ein entsetzlich Sterbender, die Kraft und die Güte besass, seiner alten Mutter heitere Briefe zu schreiben und ihr nie etwas von seinen Qualen zu verraten. Der romantische Dichter Heine braucht sich des menschlich fehlenden Menschen Heine wahrhaftig nicht immer zu schämen.

II.

Den Menschen Heine muss man verstehen lernen, verstehen lernen aus seiner Zeit und aus seinem Charakter, um ihn gelten zu lassen; „um ihm zu verzeihen", das wäre pharisäisch gesprochen. Den Dichter Heine muss man verstehen lernen, um ihn ganz nach Gebühr zu bewundern. Es ist für die literarhistorische Betrachtung sein Unglück, dass er zu gross ist, um mit irgendeinem anderen deutschen Lyriker verglichen werden zu können, aber doch wieder zu klein, um neben Goethe zu bestehen. Die Franzosen vergleichen unseren Heine mit ihrem Musset; doch Heine ist reicher. Auch Lord Byron, der einst die ganze europäische Literatur und nicht zuletzt Heine selbst mit sich fortgerissen hat, wirkt in der Gegenwart nicht so lebendig weiter, wie es in Deutschland wenigstens der Prosaist, der Lyriker und Satiriker Heine tut. Wer ein Ohr besitzt für einen individuellen Ton der Sprache, der kann selten ein hübsches Feuilleton, eine Sammlung von Liebesgedichten oder ein gutes Witzblatt lesen, ohne

die Stimme Heinrich Heines herauszuhören. Darüber noch mehr. Was einmal der Sterbende ausgerufen hat, und was er in ungeschwächter Rachsucht nur auf seine später vielleicht wirklich vernichteten Memoiren bezog, das gilt von seinem Schaffen überhaupt: „Heine stirbt nicht wie der erste beste, und die Klauen des Tigers werden den Tiger selbst überleben."

Heine blickte zu Goethe auf mit einem Gemisch von Anbetung und Neid. Nach jenem frechen Besuch bei Goethe (1824) schrieb Heine, der damals noch ganz unberühmt war und wohl auch kühl behandelt wurde, an einen Freund die Worte, die heute gar nicht mehr so ungeheuerlich klingen, wie sie damals waren: „Im Grunde finde ich mich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstossen müssen." Der Olympier von Weimar konnte über den jungen Stürmer natürlich ruhiger urteilen. Heine sei ein reiches Talent, dem nur die Liebe fehle. „Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer sein, die gern wie er negativ wären, aber nicht sein Talent haben."

Goethe ist ein Wundermensch, den noch kein Dichter ohne Gefahr beneidet hat. Goethes Gegenständlichkeit und Sonnenklarheit in der Prosa, Goethes reine Sinnlichkeit und ungewollte Schönheit im Liebeslied, Goethes eiserne Hand in der Satire sind kaum je im einzelnen wieder erreicht worden; vereinigt sind diese Eigenschaften weder vor ihm, noch nach ihm je dagewesen. Goethe, der Lehrer der Welt, und Heine, der Pritschenmeister Deutschlands, lassen sich nicht mit dem gleichen Maßstabe messen. Vergessen wir aber Goethe für eine Stunde, so bleibt kaum ein Schriftstel-

ler übrig, der so wie Heine ein bewusster Herr der Sprache war in der Prosa, in der Lyrik und in der Satire.

Heines Prosastil ist dennoch kein gutes Muster; alle seine Nachahmer sind bis zur Stunde daran gescheitert, dass sie zu einer solchen Wirkung mehr Geist und mehr Gemüt zeigen mussten, als sie besassen. Bei Heine selbst ist von einer solchen künstlichen Steigerung keine Spur. Die unnatürliche Mischung von himmlischer Sentimentalität und teuflischer Ironie ist bei ihm Natur, Natur auch noch in der Uebertreibung, zu der er in seinen letzten Jahren gelangte. Es war Heines Grösse, zugleich der Gipfel seiner Schamlosigkeit, dass er sich in naturalibus zeigte. Und weil dieser unheimliche Flug vom Höchsten zum Tiefsten und wieder zurück zum Höchsten, dieses lachende Spiel mit göttlichen und höllischen Empfindungen, wenn er es auch zuletzt virtuosenhaft ausbildete, bei Heine so ganz persönlich und echt war, darum ist die Heine-Mode, die gerade vor neunzig Jahren mit den „Reisebildern“ aufkam, nicht vorübergegangen, darum lesen wir heute noch mit Genuss diese Reisebilder und die anderen Prosaschriften, selbst diejenigen, die uns daneben ärgern. Heine kannte seine Vorzüge nur zu gut. Seine Prosa kann nicht besser gezeichnet werden als durch sein eigenes Witzwort: „Ich bin Sauerkraut, mit Ambrosia angemacht.“

Das landläufige Urteil über seine Lieder klingt ähnlich. Man gibt sich willig dem Zauber seiner Verse hin, man huldigt mit ihnen seiner Geliebten — wenn man nicht zufällig selbst ein Dichter ist und Heine dann

erst recht abschreibt —, man singt und hört die hundert und aberhundert Lieder, zu denen die Sprachmusik des durchaus „unmusikalischen“ Heine alle unsere besten Komponisten begeistert hat, man lebt immer noch am Rhein und an der Donau in der Welt des Buches der Lieder, aber überall wird nach wie vor wiederholt, Heine habe die lyrische Stimmung niemals harmonisch ausklingen lassen, er ende immer mit einer Dissonanz. Es ist das eine Legende. Die allerdings nicht seltenen Gedichte, die mit einer gassenbübischen Schlusswendung sich selber parodieren, haben ihn nicht populär gemacht. Was für den Lyriker Heine charakteristisch ist, das ist vielmehr die Selbstzerfleischung des Gefühls, der unausrottbare Pessimismus, der ihn bei aller Lebenslust überall nur den Schmerz sehen lässt: er träumt Schmerzen, seine Blumen sind Passionsblumen, Liebe ist Leid. Sehr fein hat Georg Brandes einmal die so ganz Heineschen Verse erklärt: „Doch wenn du sprichst: ich liebe dich! So muss ich weinen bitterlich.“ Heine habe diese Worte von anderen Lippen gehört, und von diesen Lippen seien die Liebesworte verstummt; er zweifele an der Dauer ihrer und seiner eigenen Gefühle.

Darum ist Heine, der so gern nach Goethe der allerletzte Heide sein möchte, gar kein echter Heide. Goethe belebt die antike Venus und umarmt sie; Heine sinkt der armlosen Marmorstatue zu Füssen und weint bitterlich. Die beste Gabe der Romantik, die Sehnsucht, hat Heine zum vollendeten Ausdruck gebracht. Er ist aus der romantischen Schule gelaufen und hat seine Lehrer geprügelt; so ist er fast der einzige Romantiker

geworden, der die Romnatik zu uns herübergerettet hat, wie denn gewöhnlich der Ueberwinder einer Schule erst ihr Meister wird, wie wir immer noch auf den Dichter hoffen, der den Naturalismus naturalistisch überwindet. Das „Buch der Lieder" ist ein Denkmal seiner jungen Leiden, dauernder als der dumme Denkmalsstreit und die Schriften, mit denen hüben und drüben gekämpft wird.

Heine besitzt nicht die unbewusste Sprachkraft der drei oder vier ersten Meister der deutschen Sprache; an bewusster Sprachkraft hat er nicht seinesgleichen. Darüber wäre ein Buch zu schreiben. Vielleicht kann man das Buch durch ein kleines Beispiel ersetzen. Jedermann kennt die Verse „Leise zieht durch mein Gemüt" usw., jeder Deutsche empfindet die Süssigkeit dieses Volksliedchens; aber nicht viele Leser haben schon darauf geachtet, dass dieses Gedicht keinen einzigen richtigen Reim enthält, und dass gerade durch diese absichtliche Regellosigkeit das Volksliedmässige hervorgezaubert ist.

Seine einzige Sprachkunst, seine grosse Gestaltungskraft und all sein dämonischer Witz verbanden sich, als er von seiner „Matratzengruft" aus mit dem „Romancero" Deutschland noch einmal erschütterte, am gewaltigsten jedoch, als er (1844) das unvergängliche Wintermärchen „Deutschland" schrieb. Die chauvinistischen Gegner Heines sollten doch das Vorwort zu diesem „Wintermärchen" lesen, in welchem der Dichter Elsass-Lothringen und die Universalherrschaft für das freie Deutschland seiner Träume fordert, sie sollten die Dichtung selbst lesen, in welcher zwischen den

furchtbaren Anklagen gegen die alte deutsche Politik das wilde Verlangen nach einer Einigung durch Blut und Eisen herausklingt.

Den Dichter Heinrich Heine kann uns keine Schmähung verkleinern, weder den jungen Sänger der Liebeslieder, der unter den Linden von Berlin romantische Poesie suchte und fand, noch den Riesenspötter, der unter langjährigen Todesqualen zu Paris fast bis zur letzten Stunde für Geistesfreiheit kämpfte. Und dennoch — von einem Dichter wie Heine kann (um ein gutes Wort aufzunehmen) ein Volk nicht leben, wie es ein Jahrhundert lang und länger von Goethe leben konnte. Die Liebe fehlte ihm wohl kaum. Die Kunst gewiss nicht. Auch Ernst war dahinter, wenn er die Schellen seiner Narrenkappe klingen liess. Was ihm fehlte, das war wohl der andere, der zwingende Ernst einer letzten Weltanschauung, einer Ueberzeugung, die seiner Dichtergrösse ebenbürtig gewesen wäre. Zu Anfang der fünfziger Jahre erzählte man sich in Deutschland: Heine ist fromm geworden. Im Nachwort zum „Romancero“ schien er seinen Frieden mit dem lieben Gott machen zu wollen. Er hätte manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, fortgelassen und alle Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott den Flammen überliefert. Es sei besser, dass die Verse brennen als der Versifex. An seinen Verleger Campe schreibt er darüber: der liebe Gott werde ihm das alles besser honorieren als Campe. Zu Alfred Meissner nannte er diese Stimmung einmal „blasphemisch-religiös“. Den Ernst seines Dichtens hat Heine auch in den Schauern der

Todesnähe bewährt; mit dem Ernst des Denkens, mit den letzten Fragen hat er nur gespielt. Ein nur spielender Geist aber ist den obersten Führern seines Volkes nicht beizuzählen.

Eine solche Abwägung der grossen und der kleinen Eigenschaften kann freilich weder Freund noch Feind befriedigen in dem heute wieder lebendigen Streite um Heinrich Heine. So aber, liebend und bewundernd, und doch wieder zweifelnd, stand ihm der Beste unter den dichtenden Zeitgenossen gegenüber, Gottfried Keller. Der mag mein Eideshelfer sein. In der köstlichen Dichtung „Der Apotheker von Chamounix", die kurz nach Erscheinen des „Romancero" halb als Nachahmung, halb als Parodie entstand, verprügelte Keller die Nachahmer Heines mit all seinem Humor und seiner Grobheit. Heine selbst liebt er (wie übrigens auch der schöne zweite Band der Keller-Briefe beweist). Die Dichtung huldigt in herrlichen Strophen Goethe und Lessing; dann aber lässt Keller keinen Geringeren als Lessing selbst von Heine sagen, er sei ein

— — — „Meister
Neuer Künste, die uns Alten
Noch verborgen sind gewesen."

III.

Der Streit um Heine wurde neu angefacht, als seine Bewunderer 1897 die hundertste Wiederkehr seines ungewissen Geburtstages feiern wollten; er entbrannte noch grimmiger, als 1906, zur fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages, von guten Namen die Errichtung

eines öffentlichen Heine-Denkmals gefordert wurde. Judenfresserei und servile Unterwerfung unter die bekannte (vom Standpunkte eines Hohenzollers begreifliche) Abneigung des Kaisers zeitigten unerhörte Angriffe gegen den Dichter, der überall im Auslande für einen Ruhm Deutschlands gilt. Bei dieser Gelegenheit warf Herr Bartels, der Judenfresser, sein Heine-Buch auf den Markt.

Ich glaube nicht, dass der sogenannte Antisemitismus dieses hässlichen Buches mir weh getan hätte, wenn es nicht eben auch hässlich gewesen wäre, unwahr und unwahrhaftig; eine tüchtige Tracht symbolischer Prügel brauchte dem toten Heine nicht erspart zu werden; ich hätte höchstens gelacht darüber, dass in dem Buche Karl Marx selbst von oben herunter behandelt wird, als ob er ein jüdischer Zeilenschinder gewesen wäre, dass einmal der Versuch gemacht wird, Lessing für den heutigen Antisemitismus in Anspruch zu nehmen. Ich hätte noch mehr gelacht über den Literaturhistoriker, der den trefflichen Professor R. M. Meyer für das neue „Drama ohne Helden“ verantwortlich macht und dieses Ideal des konsequenten Naturalismus aus der jüdischen Heldenfurcht erklärt.

Aber die beim Lesen des Buches wachsende Empörung liess das Lachen bald verstummen. Herr Bartels nennt Heines „Romantische Schule“ ganz einfach „das Niederträchtigste, was irgendein Mensch unter dem Vorgeben, Literaturgeschichte zu schreiben, geleistet hat“; nein, auch wenn das Urteil ungefähr richtig wäre, das Buch von Herrn Bartels wäre doch noch abscheulicher.

Die Unwahrhaftigkeit des Verfassers lässt sich natürlich nicht juristisch beweisen und es müsste ihm ins Gewissen geschoben werden, ob er sich bei den schlimmsten Stellen wenigstens nicht bewusst war, mehr seinem Judenhass als der Wahrheit gedient zu haben; der auffallend häufige Gebrauch von ausweichenden Redensarten bei starken Beschimpfungen (wie: vielleicht, wahrscheinlich, es dürfte, es bleibe dahingestellt) lässt aber doch „vielleicht" auf ein schlechtes Gewissen schliessen.

Da Herr Bartels eingestandenermassen ein Pamphlet schreiben wollte, mag es ihn wenig kümmern, wenn man sagt, dass sein Heine-Buch ihn als Literarhistoriker nicht empfehle. In dieser Beziehung sind seine Sünden kaum zu zählen. Er versteht Heine nicht und zitiert ernsthaft Worte, die der Dichter in wilder Selbstironie ausgerufen hatte, die also das Gegenteil ihres Buchstabensinns besagen wollen. In seiner Jagd auf Reminiszenzen geht Herr Bartels einmal so weit zu behaupten, dass Heine („vielleicht") auch den Struwwelpeter-Hoffmann benützt habe, als dem Dichter einmal eine Drolligkeit gelang. Die Kritik der „Lorelei" ist doch wohl der Gipfel des Unsinns, den ein Schulmeister über ein gutes Gedicht vorzubringen vermag, eine unbewusste Parodie der judenfresserischen Methode. Herr Bartels charakterisiert Heines leidenschaftlichen und trotz alledem deutschen Zornausbruch „Deutschland, ein Wintermärchen" als gutpointierende Knittelverse; er weiss also nicht, was ein Knittelvers ist. Er gibt zu, Heine habe einige Aehnlichkeit mit dem Spötter Voltaire, obschon er es auch

„nicht einmal zu einem Candide“ gebracht habe; Herr Bartels weiss also nicht, dass Voltaires „Candide“ eines der genialsten Werke der Weltliteratur ist. Es wäre ihm doch sonst nicht das verräterische Wort „nicht einmal“ entschlüpft.

Nun, die Torheiten des Literarhistorikers wären kein Grund, auf das Buch noch nach Jahren zurückzukommen. Doch aber die Ausdrucksweise des Herrn über zwei sonst recht verschiedene Dinge: über Heines Sprachkraft und über Heines Krankheit.

Man könnte von dem für solche Kost zu magenschwachen Judenfresser genügend zum Widerspruch gereizt werden, um den Dichter und Prosaschriftsteller Heinrich Heine den allerersten Meistern der deutschen Sprache an die Seite zu stellen. Ich tue das nicht. Ihm fehlt oft die Unbewusstheit eines Luther, eines Goethe; die Unüberlegtheit, möchte ich fast sagen. Wenn man aber von diesem Mangel, für den jedoch just Herr Bartels kein Ohr hat, absehen will, so bleibt für jeden, auch für den feindlichen Beurteiler wahr, dass Heine einer der allerfeinsten Meister der deutschen Sprache gewesen ist. Herr Bartels aber meint, die deutsche Sprache sei und bleibe ihm (Heine) im Kern eine fremde, „so weit er sie auch zu beherrschen lerne“; es sei natürlich eine fable convenue, dass er einen ausgezeichneten deutschen Stil geschrieben habe, er sei nie mehr als ein jüdischer Tanzmeister gewesen; es sei keine Spur von deutschem Sprachgeist in seinen Schriften, wohl aber finden sich grobe Schnitzer in ziemlicher Anzahl. Auch bei Goethe finden sich bekanntlich grobe Schnitzer in ziemlicher Anzahl.

Das Abscheulichste bei Bartels ist aber die Art, wie er über die Martern von Heines letzter Krankheit spricht, über eine Tragik, die selbst Heines Feinden Ehrfurcht abgenötigt hat. Wie Herr Bartels da gegen den Dulder die Zunge hinausstreckt. Des Dichters schauerliche Rufe aus seiner Matratzengruft erinnern ihn schon mehr an die Wut eines tollen Hundes; und mehrfach wird Heine, weil sich seine entsetzlichen Leiden durch so viele Jahre hinzogen, einfach „ein zäher Jude“ genannt; „er war selbst durch seine Krankheit nicht umzubringen, ein Beweis, um wieviel zäher und materialistischer (?) die jüdische Rasse ist.“ Ich habe in meinem langen Leben gar manchen durchaus wackeren Antisemiten kennen gelernt; es ist mir unverständlich, warum keiner dieser Männer sich gröblich von dem Judenfresser lossagte, der noch zu der Todespein des Gegners höhnische Grimassen schneidet und Indianertänze ausführt. Schwerlich darf man ein solches Gebaren deutsch nennen.

Das Buch von Bartels war deshalb so dumm, weil der Verfasser mit dem zehnten Teile seiner Angriffe, mit der Wahrheit also, eine viel stärkere Wirkung erzielt hätte. Das ist ja das Grundübel aller unserer Dichterbiographien, dass die Literarhistoriker ihrem eigenen Helden unfrei und offiziös gegenüber stehn, seine menschlichen Schwächen leugnen oder beschönigen, wie schlechte Maler die Originale, deren Porträt bezahlt wird, zu verschönern suchen; die letzte Schuld trägt freilich das Publikum, das seine Helden ohne Makel dargestellt sehen will.

Es war ja nicht zu leugnen, dass Heine in jedem

Sinne würdelos und schamlos war, im bösen wie im guten Sinne. Man wird meine Meinung besser verstehen, wenn ich die Stelle nenne, die ich für die schamloseste halte. Sie steht in keinem seiner Bücher, sie steht in einem seiner Testamente. Er erzählt da, dass er seinen Vetter, den Sohn des Millionärs Salomon Heine, flehentlich gebeten habe, nach des Dichters Tode für des Dichters liebe Frau zu sorgen; und dass er, dankbar für das gegebene Versprechen, die edle Hand dieses Vetters an die Lippen geführt habe. Der Menschheit ganzer Jammer fasst mich an. Das ist schamloses Schriftstellerelend.

Es war nicht zu leugnen, dass Heine im gemeinen Sinne nicht nur würdelos war, sobald er Geld brauchte, dass er sich sogar zum Erpresser erniedrigte gegenüber den reichen Verwandten, vielleicht auch mitunter zum Freundschaftserpresser gegenüber begabten jungen Schriftstellern. Das durfte nicht beschönigt werden. Wenn er aber darum von der Tafel der grossen Schriftsteller gelöscht zu werden verdiente, weil er ein schwacher, ein sehr schwacher Mensch war, so müssten auch die Namen Bacon und Verulam, Swift und Voltaire ausgelöscht werden.

In allem, was *ihm* wichtig war, war Heine ehrlich; in dem, was ihm die grossen Gegenstände der Menschheit waren. Heines Ehrlichkeit wurde selbst von seinem Todfeinde Börne anerkannt, so boshaft auch dessen Worte gewendet werden konnten und sollten.

Heine besass den seltensten Mut, sich nackt zu zeigen, soviel auch unerfreulich an ihm war.

Schopenhauer, ein etwas bedeutenderer Judenfresser als Herr Bartels, Schopenhauer, der an Heine wie an Spinoza den „Judengeruch" wahrlich nicht liebte, sagt dennoch in seinem Hauptwerke: „Als wirklicher Humorist tritt Heinrich Heine auf . . . : Hinter allen seinen Scherzen und Possen merken wir einen tiefen Ernst, der sich schämt, unverschleiert hervorzutreten."

Und Gottfried Keller liebte den guten Heine.

IV.

Ich bemühe den unbestechlichen Meister Gottfried Keller als einen Eideshelfer schon zum zweiten Male, weil der Literarhistoriker Bartels auch diesen Dichter gegen Heine ausspielt und ihn neben den andern grossen modernen Lyrikern nennt, auf welche Heine ohne Einfluss geblieben sei. Die Dissertation oder das Buch über Heines literarische Nachwirkung ist noch zu schreiben. Hier kann nur einiges erwähnt werden.

Gewiss, viel elendes Zeug in Feuilletons und in Gedichten ist seit mehr als achtzig Jahren unter dem Einflusse Heines entstanden. Was tut's? Dieses Zeug wäre noch ärger, wenn Heine nie gelebt hätte. Und man vergesse nicht, dass eine so bedeutende Erscheinung wie die des „Simplicissimus" in Form und Inhalt von Heinrich Heine herkommt. Ein hübscher Zufall, dass der gefürchtetste Zeichner dieses Blattes wieder Heine heisst. Und nicht nur unzählige Dilettanten und Lokaldichterlein haben Heine nachgeahmt, sondern auch Männer wie Geibel und Scheffel, wie (höher hinauf) Ibsen

und Nietzsche, haben seines Geistes einen Hauch verspürt. Nicht anders als Heine selbst den in England ebenso oft beschimpften Lord Byron auf sich hatte wirken lassen. Ich möchte nur kurz noch zwei deutsche Führer nennen, von denen wenigstens der eine fern von jedem Verdachte ist, ein Judensprössling gewesen zu sein: Fürst Bismarck und Richard Wagner.

Fürst Bismarck war niemals ein Sprachvirtuose, ein Berufsschriftsteller, und dennoch einer der ganzgrossen Meister der deutschen Sprache. Nun lese man einmal vorurteilslos und philologisch seine Briefe, noch bis zu Ende seiner Frankfurter Zeit, und man wird zu dem Ergebnis kommen: Bismarck hat den Antipreussen und Unchristen Heine viel gelesen und viel aus ihm übernommen. Ich empfehle das Thema für eine Doktorarbeit.

Dass Richard Wagner das Verhältnis zwischen Tannhäuser und Venus, dass er seinen „Fliegenden Holländer" (diesen gar gleich als einen Dramenstoff) aus Heines Schriften schöpfte, ist bekannt und von Wagner selbst zugestanden. Heines Bosheiten gegen Wagner, Wagners Beschimpfungen Heines ändern nichts daran. Ich vermute aber, dass auch Kundry-Herodias, die wilde Jägerin, auf irgendeinem Wege von der Herodias Heines herstammt. Ich vermute, dass diese Gestalt ursprünglich als Gegenspielerin neben dem von Wagner geplanten Ahasver stand, erlösungssüchtig wie der ewige Jude und wie der Holländer, und dann erst unorganisch genug dem reinen Toren zugesellt wurde. Ueberhaupt: Richard Wagner und Heinrich Heine. Wer kitzelte die Sinnlichkeit mit mehr Raf-

finement? Wieder ein Doktorthema. (Der springende Punkt scheint mir zu sein, dass die Herodias der alten Legende ihr Verbrechen nur gegen den Täufer begangen hat, dass der Gegensatz zu Jesus Christus selbst erst hinzugedacht ist, um sie nach Heine so erlösungsbedürftig zu machen wie den ewigen Juden und den Holländer.)

Und um auf Gottfried Keller zurückzukommen: Aus seinem „Apotheker von Chamounix" klingt überall, trotz allen Uebermuts, echte Liebe zu Heine durch. Er parodiert ihn unter Huldigungen. Er weiss, dass Heines Weise nachgesungen wird „von des Rheines Quellgebirgen zu der Nordsee Wogengürtel"; er weiss „ihr Glanz wird rosig flimmern, bis all unsere Stern' erbleichen, und in anderer Tage Sonnen eine Sage werden sein"; er nennt ihn „Meister", er nennt ihn „gut", einen neuen Frauenlob, einen „Bosheitsdilettanten". Er schliesst:

„. . . mein in Eis gesetzter
Trauter Herr und Zeitgenosse
Tritt mir immer menschlich sittlich
Und belehrend freundlich nah."

V.

Ich habe einige Freunde Heines noch persönlich gekannt: Laube, Alfred Meissner und die Mouche.

In den Gesprächen mit Laube wurde der Name Heine niemals genannt; der „knorrige Alte", wie die Schablone ihn nennt, dachte damals, zu Anfang der achtziger Jahre, gewiss, weder im Wachen noch im Traume an

den einstigen Kameraden. Was hätte der tote Lyriker dem schlauen und energischen Theaterdirektor (von dessen Unehrlichkeit ich bald nach seinem Hinscheiden ein Pröbchen bekam) noch viel nützen können? Auch wusste ich schon damals, dass Laube bei dem unsauberen Manöver Heines gegen seine Verwandten eine mehr als bedenkliche Rolle gespielt hatte. Ich hätte den Mann nicht nach Heinrich Heine fragen mögen.

Alfred Meissner, mein Landsmann, mit dem ich in Bregenz und dann in Berlin oft und gern beisammen war, hatte viel über Heine geschrieben und sprach mit Vorliebe von seinem berühmtern Freunde. Es war einmal in meinem eigenen Hause. Eben hatte Moriz Moszkowski Liszts Donjuan-Phantasie wundervoll gespielt. Ueber Don Juan und Paris kam das Geplauder auf Heine. Meissner erzählte sehr interessant und nicht ohne Bosheit. Plötzlich unterbrach er sich, als ob er um Entschuldigung bitten wollte. „Man vergisst immer das Wichtigste. Heine war gut. Die Güte selbst. Wie gut war er zu seiner dicken Mathilde."

Und am letzten Februar 1884 war ich in Rouen und konnte vier Tage lang mit der Mouche plaudern, mit der durchaus nicht mehr jugendlichen Mouche, der rätselhaften, hinter recht weltlichen Legenden halb versteckten letzten „Geliebten" Heinrich Heines. Mit der Mouche, an welche des Dichters letzte, so todestraurige und wieder so zärtliche und glücksehnende Verse gerichtet waren.

Es ist also bald dreissig Jahre her, dass ich auf den Wunsch eines befreundeten Verlegers von Paris nach Rouen fuhr, um der Mouche einen Besuch abzustatten.

Heines Mouche hatte ihre Memoiren geschrieben, die deutsche Uebersetzung zum Kaufe angeboten, hatte sich aber eigensinnig geweigert, das Manuskript aus der Hand zu geben. Sie gestatte Einsicht nur in ihrer Gegenwart. Ueber den Inhalt dieser Memoiren berichten zu können, war der Zweck der kleinen Reise.

Man wird mir glauben, dass ich sie trotz des kalten Februartags gern antrat. Rouen ist eine der schönsten Städte Frankreichs; und die Mouche war und ist eine der geheimnisvollen Frauengestalten aus der Kulissenwelt der deutschen Literatur. Ihr ist mehr als eines der ergreifendsten Gedichte aus Heines letzter Zeit gewidmet, von ihr weiss Alfred Meissner in seinen Erinnerungen an Heinrich Heine viel zu berichten, und alle Heine-Biographen erzählen, dass sie dem einsamen, gemarterten Kranken die letzte Lebenszeit erträglicher gemacht hat durch ihre Verehrung, ihre Geduld und ihre Hilfe. Mit der Passionsblume an einem Sarkophag hat der Dichter sie verglichen.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küsst sie mir die Hand,
Küsst Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.*)

Ich wusste überdies durch mündliche Ausplaudereien Meissners, dass die Mouche einst — dreissig Jahre vorher — recht, recht toll sein konnte; ich wusste

*) Ich berufe mich hier und später auf diese Verse „Für die Mouche". Ist es Hyperkritik, wenn ich trotzdem an der Echtheit dieses Gedichtes leise Zweifel nicht unterdrücken kann?

endlich, dass der Mouche Gedichte Heines gehört hatten, die um ihrer haarsträubenden Gassenbüberei willen noch heute — meines Wissens — nicht gedruckt sind. Und endlich: wer war die Mouche?

Sie lebte damals in Rouen, wo sie an einer höheren Mädchenschule in der deutschen Sprache und in noch irgendeiner Wissenschaft unterrichtete. Sie lebte und schrieb unter dem Namen Camille Selden, der nicht ihr wahrer Name war.

Der Zufall wollte es, dass ich in einem Gasthof abstieg, der ihrer Wohnung gerade gegenüber lag; in einer langen Strasse, die den Namen von irgendeiner Nonnengattung führte. Nicht weit von der Seine, die bei Rouen mächtiger und noch schöner zwischen den Ufern dahinfliesst als bei Paris. Es war ein Sonntag oder ein Feiertag. Ich sandte sehr früh eine Karte hinüber mit der Frage, wann Madame Selden für mich zu sprechen wäre.

„Nach der Messe", lautete die Antwort. Nicht übel für Heines Mouche, dachte ich. Aber die Zeit wurde mir nicht lang. Die wundervolle alte Kirche von St. Ouen und die Erinnerung an Flauberts Schilderungen seines Rouen halfen sie verkürzen.

Ich hatte von dem cidreduftenden Hausknecht erfahren, dass „nach der Messe" die elfte Stunde bedeute. Pünktlich klopfte ich an der Tür von Camille Selden.

Der erste Eindruck war eine Enttäuschung. Eine Frau, die auch in ihrer Jugend niemals schön gewesen sein konnte, begrüsste mich freundlich in einem peinlich musterhaften Französisch. Die Gestalt nicht gross, immer noch beinahe zierlich. Die Augen klein und ein

wenig lauernd, der Mund streng, aber beim Lachen mit einem einigermassen frechen oder doch übermütigen Ausdruck. Und dann die seltsamen Schlänglein um die Mundwinkel. In solchen Augenblicken vermochte man die Mouche des Dichters wie aus einer alten Handschrift zu entziffern. So hatte ich tags vorher zu Paris eines der kecksten Gedichte Heines — an die Mouche gerichtet — aus den blassen Bleistiftstrichen zusammenstudiert.

Nicht nur ihre Aussprache, auch was sie sagte, hatte etwas Gouvernantenhaftes. Da mich die geschäftlichen Dinge, die sie zuerst berührte, nicht kümmerten, brachte sie bald aus der Kommode ihr Manuskript hervor. Während sie vor der Schublade kniete, hatte ich Zeit, das „Milieu“ zu betrachten. Eine einfache, altjüngferliche Stube von koketter Sauberkeit. Auf dem mächtigen Bette hatte ein Mops sich's bequem gemacht. Er betrachtete mich feindlich und knurrte von Zeit zu Zeit. Wie zur Entschuldigung nannte sie mir ihr Alter. Ich glaube, sie sagte die Zahl 56.

Das Manuskript gebe sie nicht aus der Hand, nicht einmal ins Hotel hinüber lasse sie mich's tragen. Auch nicht in ihrer Stube lesen. Aber vorlesen wolle sie es, vom ersten bis zum letzten Satze, wenn ich zuhören wollte.

Ohne viele überflüssige Worte begann sie die Vorlesung. Es machte ihr offenbar Vergnügen, ihr Werk mit lauter Stimme, in professoralem Tone zu rezitieren. Der Anfang war nicht eben fesselnd. Allgemeine Betrachtungen über das Schicksal, in den fertigen Phrasen der französischen Buchsprache.

Da passierte etwas sehr Unerwartetes. In dem Bericht über ihre Kinderzeit hatte sie absichtlich alles im Nebel gelassen. Sie schilderte romantisch das Haus, in dem sie geboren war. Wie in einem Romane wollte sie den Leser durch die alte Stadt, den Weg schildernd, bis zu dem Hause führen. Plötzlich wurde ich aufmerksam. Das war der Weg, den ich als Gymnasiast viele hundertmal machen musste. Das war die Jesuitengasse in Prag, das war die berühmte steinerne Brücke über die Moldau, das war der Brückenturm, die Kleinseite. . . .

Ich vergass mein bisschen Französisch und unterbrach sie auf deutsch:

„Aber das ist ja das ***sche Palais in der Spornergasse!“

Sie hat die Stelle später geändert und hat mich gebeten, bei ihren Lebzeiten nicht zu erzählen, was ein seltsames Zusammentreffen mir verraten hatte, den Namen der Familie, in deren Hause sie geboren war. (Es war ein andrer Zufall, dass ich jenes Palais gut kannte.) In jenem Augenblicke aber war sie ganz verblüfft. Sie habe nie geglaubt, dass sie so genau beschrieben hätte; sie habe ein Phantasiebild zu geben geglaubt.

Wir plauderten viel und auf deutsch über Prag, über Alfred Meissner, der ihr noch als schöner junger Mann vor Augen stand. Als ich ihr sagte, sein elegantes Bärtchen wäre beinahe weiss geworden, da nickte sie nur traurig vor sich hin.

„Vor dreissig Jahren!“

Ich hatte keine Frage gestellt. Sie deutete mir aber an, dass sie — wenn ich ihre halben Worte richtig ver-

standen habe — als natürliche Tochter einer Gouvernante in jenem Prager Palais das Licht der Welt erblickt hätte. Sie behandelte den Gegenstand mit einer romanhaften Geheimnistuerei; ich habe kein Urteil darüber, ob sie dafür einen ernsten Grund hatte, oder ob es nur Getue war. Sie spielte offenbar Verstecken.

So hat sie mir in vier Sitzungen, am Vormittag und am Abend je zwei Stunden, ihre Memoiren vorgelesen, die übrigens über ihre Beziehungen zu Heine kaum etwas Neues brachten. Als ich nach vier Tagen von ihr Abschied nahm, waren wir durch diese Mitteilung und wohl auch durch die Landsmannschaft so weit gute Kollegen geworden — sie fühlte sich gar sehr als Schriftstellerin —, dass ich mir erlauben durfte, sie mit dem Dunkel zu necken, das sie so absichtlich über ihre Herkunft breitete.

Sie hatte darauf zuerst nur ihr ungezogen anmutiges Lachen. Dann wurde sie ernst, nicht mehr gouvernantenhaft, sondern wehmütig. Sie reichte mir ein Buch und bat, es zum Andenken zu behalten. Es war eine ihrer Schriften, „Portraits de Femmes" betitelt, recht feine Aufsätze über berühmte Frauen, die Auffassung schwankend zwischen katholischer Frömmigkeit und dem Streben, sittliche Dinge frei zu beurteilen.

Ich werde in diesem Buche ausser historischen Essays auch eine kleine Novelle finden; diese solle ich aufmerksam lesen, wenn mich ihr Schicksal interessierte.

Nach dem ganzen Charakter des Buches kann Camille Selden nichts anderes gemeint haben, als die kleine, sehr hübsche Skizze „Charlotte Lefèvre", eine No-

vellette, die sich unter den historischen Frauengestalten lebendig genug ausnimmt. Es ist die Geschichte eines Mädchens, das durch Not und Elend und auch durch „Schuld“ hindurch als Malerin zu Ansehen kommt, aber die Erinnerung an eine kurze, hässliche Vergangenheit nicht ertragen kann. Ich muss es den Heine-Gelehrten überlassen, diesen Spuren weiter nachzugehen.

Ich kenne nicht alles, was über die Mouche veröffentlicht worden ist. Vielleicht ist manches von dem neu, was ich später erfahren habe und hier einschalte. Der wahre Name war Elise Krinitz; sie war früh von einem Onkel adoptiert worden und kam mit ihm nach Paris, wo sie sich besonders in Musik ausbilden durfte. Auch nach dem Bankerott dieses Onkels brauchte sich die Familie nicht einzuschränken. Elise wollte Klavier-Virtuosin werden. Als solche, in ihren Pariser Toiletten, machte sie in Deutschland, im Hause eines ihr verwandten Pfarrers, nicht geringes Aufsehen. „Es war ein wenig wie in Sudermanns ‚Heimat‘,“ schreibt mir Elisens Cousine. Ihre Erfolge im Konzertsaal blieben aus; Elise kehrte nach Paris zurück und schädigte dort ihre Gesundheit als spiritistisches Medium. Sie verkehrte auch später mit angesehenen Künstlern und Schriftstellern. Als die deutsche Cousine sie in Paris besuchte, war Elise eine ausgezeichnete Führerin durch Museen und Tanzlokale. Das Leben in Rouen sagte ihr nicht zu. (Die Cousine und Erbin der Mouche, der ich diese Nachrichten verdanke, heisst Frau Helene Meyer.)

Ich habe von der Mouche später nur noch einige kleine Briefchen erhalten, an denen nichts Besonderes

war als das Siegel: eine Fliege, die mouche, ihr Wappen, die Erinnerung an den Kosenamen, unter dem sie der Dichter berühmt gemacht hat zum Dank für ihre Güte und Liebe. Und Liebe?

Die Antwort suche man in dem Gedichte, das der sterbende, gelähmte Dichter in seiner Matratzengruft „Für die Mouche“ geschrieben hat. Er träumt, er liege in einem Marmorsarg von den Symbolen der Barbaren und der Hellenen umgeben.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume, rätselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

. . . Du warst die Blume, du geliebtes Kind,
An deinen Küssen musst' ich dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumentränen brennen.

. . . Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüte —
Das ausgesprochene Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Die Antwort findet man noch sicherer in dem anderen, ganz echten Gedichte an die Mouche, in „Lotosblume“.

„Wahrhaftig, wir beide bilden
Ein kurioses Paar,
Die Liebste ist schwach auf den Beinen,
Der Liebhaber lahm sogar.

Sie ist ein leidendes Kätzchen,
Und er ist krank wie ein Hund,
Ich glaube, im Kopfe sind beide
Nicht sonderlich gesund.

. . . Die Lotosblume erschliesset
Ihr Kelchlein im Mondenlicht,
Doch statt des befruchtenden Lebens
Empfängt sie nur ein Gedicht."

Heine hat auch frechere Verse an seine Mouche gerichtet, ausgesprochene Worte ohne Scham. Mögen sie ruhig ungedruckt bleiben*). Sie würden doch nur beweisen, dass Heinrich Heine bis zu seiner letzten schweren Stunde in der Mouche einen tapferen, lustigen guten Kameraden geliebt hat.

---

*) Es handelt sich um das vollständige Gedicht „Zur Teleologie" (Ausgabe von Elster II. 75), das Strodtmann „aus Schicklichkeitsgründen" nur als Fragment abzudrucken wagte; der Schluss ist allerdings starker Tobak.

DAS DENKMAL DER MARLITT

„KINDER, es ist ja alles nicht wahr.“

So mochte ich wieder einmal den guten und den bösen Menschen zurufen, die miteinander über die Frage streiten, oder bald streiten werden: ob die Marlitt die Errichtung eines Denkmals verdiene, die Errichtung eines kleinen netten Denkmals in Arnstadt, wo sie vor neunzig Jahren geboren worden ist. Ein Dutzend guter Menschen hat sich zusammengefunden, um das zu schaffen, was für die Errichtung eines Denkmals wichtiger ist, als etwa die Existenz eines Heros, dessen Grösse nach einem Denkmal schreit, und das Vorkommen eines genialen Künstlers, der Stein zu beleben vermag: ein Dutzend guter Menschen hat sich zusammengetan, ein Komitee zu schaffen. Diese Leute haben so ein engeres Komitee gegründet und werben um bekannte Namen für das weitere Komitee. Das weitere Komitee wird mit dem allzu kritiklosen Aufrufe des engeren Komitees nicht ganz einverstanden sein; es wird aber einen immer noch recht schwungvollen Aufruf gutheissen und in diesem Dokumente etwa sagen: Es sei eine Ehrenschuld des deutschen Volkes, der edlen Dichterin der „Goldelse“, der herrlichen Frau, welche die deutschen Jungfrauen vor vierzig Jahren, vor dreissig Jahren (und wie lange noch nachher) auf der Bahn des Idealismus in das ewige Frühlingsland der echten deutschen Weiblichkeit geführt hat, die ihnen Ewigkeitswerte geschenkt hat, ein Denkmal zu setzen aus Erz oder aus Marmor. Das war doch eine bessere Sache als ein Denkmal für Heine. Und viele deutsche Frauen und alte Mädchen, vom Leben scheinbar ernüchterte Menschen im Alter von vier-

zig bis sechzig Jahren, werden gerührt der Zeit gedenken, da sie für die Marlitt geschwärmt haben, werden ihr Scherflein beitragen und werden zu ihren Töchtern oder Nichten, die heute für die Marlitt von heute schwärmen oder „eintreten“, also sprechen: „Da seht ihr's! Jahrzehntelang hat man uns wegen der Marlitt ausgelacht. Jetzt kommt sie aber doch zu Ehren! Da, lest nur, was für Namen unter dem Aufruf stehen! Wie bei einem Denkmal für Schiller. So ein Aufruf, so ein Denkmal, das ist doch endlich Unsterblichkeit. Lacht nicht! Es klingt so schrecklich schön, pflegte unsere Marlitt zu sagen.“

Ist ja nicht wahr. Ausser den guten Menschen des engeren Komitees glaubt ja niemand an die geschwollenen Worte des Aufrufs. Und die sogenannte Unsterblichkeit wird schwerlich durch ein Bildnis in Stein oder Erz gesichert zu einer Zeit, da die grossen Städte keinen Regenten und keinen General beim Denkmalsetzen übersehen, da ganze lange Siegesalleen in richtige Steinmetzstrassen verwandelt werden, da kleinere Gemeinden wenigstens ihre verstorbenen Bürgermeister oder ihren unvergesslichen Abgeordneten als „unerreichbare Vorbilder der Jugend“ aushauen lassen. Wenn schon bei so unbedeutender Gelegenheit tönende Worte gebraucht werden sollen, müssen es gleich die feierlichsten Worte sein?

Ein Dutzend böser Menschen wird sich nun freilich gegen die Bestrebungen dieser guten Menschen nicht zusammenfinden. Ein „Komitee“, das diesen Namen verdient, leistet positive Arbeit, beschränkt sich nicht auf unfruchtbare Negation. Aber sehr viele böse Menschen

werden ihre Füllfedern dazu gebrauchen, sich gegen die Errichtung eines Marlittdenkmals zu erklären, und sie werden mit starken Worten ebenso freigebig sein, wie die guten Menschen. Die Marlitt und ihresgleichen, das sei eben der Feind. Das sei die Unkunst, die der Verbreitung der besten Schriften im Wege stehe. Das sei die Vorfrucht der Schundliteratur. Wer seinen Goethe liebe, wer seinen Kleist liebe, der könne nur mit Zorn und Verachtung an die Errichtung eines Marlittdenkmals in der thüringischen Landstadt denken. Es sei eine Schmach, dass ein Lessing erst hundert Jahre nach seinem Tode sein Berliner Denkmal bekam, und dass eine Romanschmiererin wie die Marlitt schon nach einem Viertel dieser Zeit die höchste Ehre gewinnen sollte, die die Nachwelt zu vergeben hat.

Ist ja nicht wahr. Es ist ja nicht wahr, dass irgendein goethereifes Menschenkind oder auch nur ein Halbgebildeter „Das Geheimnis der alten Mamsell“ höher stelle, als auch nur Goethes Fragment „Die Geheimnisse“; es ist nicht wahr, dass eine freundliche Anerkennung der Romane, die ganze Geschlechter von süssen Mädeln und von früh verliebten — Buben begeistert haben, zu einem Protest herausfordere. Und dafür, dass das Denkmalsetzen wohlfeil geworden ist, wie eine Leichenrede, dass das Denkmalsetzen heute keine Staatsaktion mehr ist, wie in den Tagen der grossen Schillerfeier von 1859, dafür ist die Marlitt wirklich nicht verantwortlich zu machen.

Ein Zeitgenosse der Marlitt, der charaktervolle Anreger Ferdinand Kürnberger, hat einmal die prinzipielle Seite der Frage gründlich besprochen, in einer Reihe

von Feuilletons. Und ein Feuilleton von Kürnberger hatte mitunter den Wert eines recht guten dickleibigen Buches. Kürnberger, dem man weder für seine zyklopischen Novellen, noch für seine unübertrefflichen Zeitungsaufsätze ein Denkmal gesetzt hat, war damals zu dem Spruch gekommen: Das Denkmalsetzen sei eine schlechte Nachahmung griechischer Sitten, sei in der deutschen Gegenwart dumm und lächerlich; und dabei war die Veranlassung zu Kürnbergers Entrüstungsschrei nicht etwa der Hausbettel für das geplante Denkmal irgendeines zweifelhaften Dichterleins; nein, um Grillparzer hatte es sich gehandelt, um den beinahe klassischen Dichter Oesterreichs, den Kürnberger liebte, und dessen Sarg er nur ungern von der Eitelkeit und Zudringlichkeit der gewerbsmässigen Denkmalsetzer umgeben sah. Ich glaube, dass Kürnberger mit seinen Feuilletons „das Denkmalsetzen in der Opposition" gegenüber mancher populären und kunstpäppelnden Zeitströmung recht behalten wird; aber darum handelt es sich hier und heute nicht. Hier und heute handelt es sich darum: Wie gross muss ein Mensch sein, wie gross muss seine Leistung sein, um die Ehre eines Denkmals zu verdienen.

Und noch einmal muss ich mich gegen die bösen Menschen wenden, die mit übertriebenen Worten die Unwürdigkeit der Marlitt zu beweisen entschlossen sind. Ich habe mir diese Gegner der Marlitt nicht konstruiert; ich habe sie vor kurzem in dem Literaturcafé einer Kunststadt gegen die Marlitt wettern hören.

Bei den groben Worten, mit denen man ein Denkmal für die Marlitt eine nationale Schmach zu nennen pflegt,

verwechselt man einfach zwei recht verschiedene Schädlinge der Poesie. Diesen Punkt möchte ich untersuchen. Und weil diese Schädlinge in vielen hundert Exemplaren herumlaufen, und ihre Träger mitunter zu den „besten Namen" unserer Literatur gehören, und weil ich zwar mit Gott und dem Teufel anzubinden den Mut habe, nicht aber die Tollkühnheit, die sehr lebendigen und gar sehr rührigen Besitzer eines besten Namens Schädlinge zu nennen, darum will ich mich bei dieser Untersuchung darauf beschränken, die Typen zu bezeichnen, den Typus Kotzebue und den Typus Marlitt.

Solche Rücksichten fallen nur in vertrautem Gespräche fort. Als ich gegen Ende der siebziger Jahre die Freude hatte, stundenlang mit Kürnberger plaudern zu dürfen, auf seiner Bude in Graz, da wurde der Gegenstand zwischen uns weniger höflich abgehandelt. Kürnberger wusste ganz gut, dass ihn seine Angst vor einem Ueberhandnehmen der Denkmalsetzerei in seine Opposition hineingetrieben hatte. Seine Prophetenaugen flammten, da er mir zurief: „Die Baronin T .... braucht nur wieder tausend Gulden für ein Denkmal des ... oder der ... herzugeben und wir kriegen auch noch dieses Denkmal. Gegen die tausend Gulden der Baronin gibt es keine Rettung. Mir aber sind der ... und die ... Brechmittel und ich will es nicht erleben, dass ich an dem Denkmal eines Brechmittels vorübergehen muss." Kürnberger hatte einen Mann genannt, dessen Dramen damals viel gespielt wurden, und eine Frau, deren Romane damals immer noch verschlungen wurden. Der Mann und die Frau sind lange tot; trotz-

dem scheue ich davor zurück, die Brandmarkung hier zu wiederholen. Wir haben ja einen Gattungsnamen für so widerliche Erscheinungen; wir sagen einfach: Kotzebue.

Kotzebue war in der Glanzzeit unserer Literatur der Liebling des Publikums. Nannte man die besten Namen, so wurde auch der seine genannt. Wenn wir heutzutage irgendeinen modernen Liebling des Publikums, um ihm eins anzuhängen, mit Kotzebue vergleichen, so überschätzen wir gewöhnlich noch unseren witzigen Zeitgenossen; denn Kotzebue war nicht der erste, der beste Sudler; es gehörte immerhin ein Talent und eine Kraft sondergleichen dazu, dem damaligen Theater weit mehr als hundert technisch recht gut gebaute Komödien und Tragödien zu schenken, von denen einige bis zur Stunde mit Erfolg gespielt werden. Die Masse hatte — da sie die Sache vom Standpunkt der Masse aus ansah — ganz recht, wenn sie diesen Massendichter über Goethe stellte. Es ist nicht merkwürdig, dass Goethe einen solchen Rivalen hasste und verachtete. Merkwürdig ist nur, dass diese Masse selbst ihren Liebling verachtete. Ohne diese Verachtung, in der der gefeierte Kotzebue wirkte, wäre er schwerlich, trotz der politischen Zeitumstände, das Opfer des idealistischen Studenten Sand geworden. Man hat durch viele Jahrzehnte nicht aufgehört, Kotzebue zu spielen; umsonst: die Verachtung wuchs mit seiner Popularität. Im Jahre 1919, zur Hundertjahrfeier von Kotzebues Ermordung, wird man wahrscheinlich den Mörder entschuldigen oder gar verherrlichen; es wird sich aber kaum ein Komitee fin-

den, um dem ermordeten Liebling des Publikums ein Denkmal zu setzen.

Woher diese Erbitterung gegen einen beliebten Schriftsteller, dessen Talent niemals angezweifelt wurde? Goethe sagt von ihm: „Natur gab ihm so schöne Gaben, als tausend andere Menschen nicht haben"; Goethe rühmt sich, auch diese „Nullität" zu seinem eigenen Vorteil kennen gelernt zu haben; aber selbst der maßvolle Goethe gebraucht von Kotzebue & Cie. Ausdrücke wie „die gründlichsten Schuften, die Gott erschuf", wie „tiefste Niedertracht" und mahnt (im Jahre 1816) die goethereifen Menschen, die hundert Jahre später leben werden, über ihn und Kotzebue zu richten. Der Name Kotzebue ist ein Schimpfwort geworden, nicht für den von Russland bezahlten Publizisten, sondern für jeden Schädling der Poesie. Dieses Schimpfwort trifft nicht die Nullität, die geistige Kleinheit Kotzebues, es trifft die Unehrlichkeit seines literarischen Daseins. Und darum sollte der Typus Kotzebue mit dem Typus Marlitt nicht verwechselt werden.

Ich weiss hoffentlich, dass solche Gattungsnamen die Wirklichkeit niemals richtig darstellen; ich weiss, dass es unzählige Uebergänge und Mischungen gibt zwischen dem Typus Kotzebue und dem Typus Marlitt. Manche Frau Kotzebue schreibt Marlittsche Romane; mancher Herr Marlitt schreibt Kotzebuesche Lustspiele. Und dennoch entsteht ein Gegensatz zwischen beiden Typen durch die Gewissensfrage, durch die Bewusstseinsfrage: unehrlich oder ehrlich. Der ewige Kotzebue ist der Meisterdieb, der die Fürsten des Geistes um jeden Schatz bestiehlt, nicht aus einer vielleicht ver-

zeihlichen, vielleicht genialen Freude am Stehlen, nein, aus Geiz und Ehrgeiz. Der ewige Kotzebue ist ein Falschmünzer, der im Interesse seines Gewerbes die echten Münzen für falsche ausgeben muss. Und der am Ende an die vollwertigen Münzen wirklich nicht glaubt, weil es ihm sonst gar zu weh täte, an seine eigenen Machwerke, trotz ihres hohen Kurses, nicht glauben zu können. Man bilde sich nicht ein, dass der ewige Kotzebue nur als Poet auftrete; er soll auch in der Gestalt von Musikern und von Malern, von Gelehrten und von Erfindern gesehen worden sein.

Wie anders wirkt das Zeichen des Typus Marlitt auf uns ein. Nullität, meinetwegen. Aber diese Nullität ist ehrlich und darf an sich selbst glauben. Sie hat nicht das Bewusstsein davon, dass ihr bisschen Eigentum Diebstahl ist. Zwischen Kotzebue und dem Dichter ist ein Abgrund, den man Artunterschied nennen könnte; zwischen Marlitt und dem Dichter ist nur ein Gradunterschied, ein ganz beträchtlicher allerdings, so etwa wie zwischen dem Leser und dem Dichter. Aber der ewige Marlitt ist sich eben der Tatsache nicht bewusst, dass er sich alles nur angelesen hat: die Fabel und ihre Spannung, die Figuren und ihre „hochpoetische Sprache". Der ewige Marlitt hat zu seiner Freude die Bemerkung gemacht, dass kein Werk der Ganzgrossen jemals einen schallenden Publikumserfolg hatte, wenn in die Erfindung des Dichters nicht irgendeine brutale Katastrophe miteingeflochten war; er hält es nun für sein Poetenrecht, die Spannung des Lesers durch brutale Katastrophen stärker und stärker zu erregen. Die Ganzgrossen haben seit einigen hundert Jah-

ren (früher war das nicht Mode und Moden gibt es auch in der Kunst) die Darstellung der Geschlechtsliebe zu einem Brennpunkte der Poesie gemacht und auf jede Gefahr hin dieses Gefühl der Männlein und der Weiblein sinnenfällig abgeschildert; der ewige Kotzebue hat trotz seiner Impotenz die psychologische Macht der Geschlechtsliebe begriffen und kitzelt sein Publikum mit Anspielungen; der ewige Marlitt ist auch in dieser Beziehung ehrlich und glaubt wie ein Dichter die Liebe darzustellen, wenn er seine jugendlichen Leser und Leserinnen gewissermassen sexuell aufklärt, wenn er von seiner wohlerzogenen Else und von seinem bürgerlichen Lohengrin erzählt, die einige hundert Seiten lang in brünstiger Sehnsucht nach einer Umarmung brennen. Der ewige Marlitt scheint mir in der Tat ganz ehrlich bei diesen Liebesräuschen einer jugendsündlichen Phantasie; er hält es vielleicht für einen Ewigkeitswert seiner Romane, er glaubt die deutsche Weiblichkeit in ihr ewiges Frühlingsland zu führen, wenn er die Heldin in ihren Mantel bis an den Hals zuknöpft und den freundlichen Leser erraten lässt, dass sie nichts darunter anhabe. Ich liebe die feine Kunst Maeterlincks; aber seine Monna Vanna, durch deren Nacktheit unter dem Theatermantel er den ersten Publikumserfolg mit den Mitteln des ewigen Kotzebue errang, wäre ein gutes Symbol für die Liebesgeschichten der Marlitt, nur dass der Dichter Maeterlinck wahrscheinlich bewusster war, als Marlitt je werden kann.

Man sieht, ich habe gar nichts dagegen, dass der guten Marlitt in Arnstadt von guten Menschen ein klei-

nes, nettes Denkmal gesetzt werde. Und wenn sehr viel Geld zusammenkommen sollte, so dürfte es meinetwegen auch ein sehr grosses Denkmal werden. In der Mitte die alte Mamsell, die eine ausgezeichnete Leserin war und darum das Schreiben nicht lassen konnte; um sie her dichtgeschart ihr Publikum, ein Zug von platonischen Bacchanten, von jugendlichen Lesern und Leserinnen, die später vielleicht wieder selbst Dichter und Dichterinnen sein werden, denn „das eben ist der Fluch der bösen Tat, dass sie fortzeugend Böses muss gebären“. In den Gesichtern mancher dieser platonischen Bacchanten könnte sich der Ausdruck wiederholen, der für die verzückte „Leserin“ im Musée Wiertz (zu Brüssel) so charakteristisch ist. Und nicht nur die alte Mamsell, auch die süssen Mädel und die verliebten Buben müssten in Mäntel gehüllt sein, zugeknöpft bis an den Hals. Der Bildhauer wird nach den Regeln seiner Kunst dafür sorgen, dass man sehe: „Das ist schrecklich schön! Sie haben unter den Mänteln nichts an!“ Monna Vanna ist der Marlitt in Maeterlinck. Oder die Kotzebue.

IM ZEITALTER DES EXAMENS

IN China und in Deutschland, ähnlich bei anderen abendländischen Völkern, darf man einen der Berufe, die für besonders ehrenvoll gelten, nicht ergreifen, ohne vorher eine Prüfung abgelegt zu haben. Ein „Examen", wie das eingebürgerte Fremdwort lautet. Der Aberglaube an die heilbringende Kraft des Examens hat seit hundert Jahren schreckliche Fortschritte gemacht. Noch vor zwanzig Jahren konnte man auf den Gebieten, über welche keine Universität herrschte, oft ohne Examen etwas leisten; man konnte ohne Examen geniale Erfindungen machen oder die Welt umkrempeln. Heutzutage wird jeder Chauffeur, damit er sich streng nach den Vorschriften halten könne, einem Examen unterworfen; aber auch der Schutzmann, der den Chauffeur wegen rasenden Fahrens aufschreibt, hat zu diesem Zwecke ein Examen bestanden. Wir leben in dem Zeitalter des Examens.

Vorläufig gibt es noch die sogenannten freien Berufe, die man beinahe ohne Examen wählen darf. Vorläufig wenigstens kann man Dichter (Schriftsteller), Komponist oder bildender Künstler werden — nicht etwa auch Architekt —, ohne sich seine Begabung durch eine Prüfungskommission bescheinigen zu lassen. Aber ich sehe das Examen schon im Anmarsch auch gegen die freien Berufe. Zwar haben weder Lessing, noch Goethe, noch Schiller ein Recht auf den Doktortitel besessen, zwar haben Rembrandt und Mozart ohne jedes Attest ihre Werke geschaffen; aber das wird schon anders werden, wenn der Polizeistaat es erst durchsetzen wird, dass er nur abgestempelte Dichter (Schriftsteller), Komponisten und Maler zu dulden brauche.

Die Staatspreise für derlei Künstler, deren Verleihung doch auf einer Prüfung der Arbeiten beruht, sind der Anfang für ein Kunstexamen. Selbst Hebammen werden geprüft; da müssen die künftigen Goethe und Beethoven auch geprüft werden können.

Unter den ehrenvollsten Berufen habe ich nur drei finden können, die in unseren Zeitläuften ohne jedes Examen ausgeübt werden dürfen: der Beruf eines Königs, der Beruf eines Millionärs und der Beruf eines Gesetzgebers. Bei den beiden erstgenannten Berufen versteht sich die Examenfreiheit von selbst; diese Berufe werden ja gewöhnlich ererbt. Auch der Beruf des Gesetzgebers wird (für die erste Kammer wenigstens) vielfach durch Erbschaft gewonnen, und zwar so, dass die Fähigkeit, ein tüchtiger Gesetzgeber zu sein, an den Erbanfall eines Grossgrundbesitzes geknüpft ist. Doch die fleissigsten Gesetzgeber, die man sonst Parlamentarier oder Abgeordnete nennt, verdanken ihre Berufung einfach dem guten Willen einer Mehrheit, die sich nach Recht und Herkommen um eine Prüfung der geistigen Fähigkeiten des Kandidaten nicht zu kümmern braucht.

Wenn ich nun im Folgenden einen alten Herzenswunsch aussprechen werde, den nämlich, die uferlose Macht des Examens einzudämmen und zurückzudrängen, so darf ich gewiss hoffen, von den sehr einflussreichen Männern dieser drei examensfreien Berufe in meinem Streben verstanden und unterstützt zu werden: von den Königen, den Millionären und den Gesetzgebern in den Parlamenten. Es wäre zum Beispiel unbillig, wenn ein Gesetzgeber von einem Richter das

Examen verlangen würde, bei dem er selbst durchgefallen wäre, oder wenn ein König die Durchführung dieser Regel seinem Minister auftrüge.

Man glaube ja nicht, dass die Examensnot nur die sechs Prozent der Kinder angehe, welche auf höheren Schulen für die Honoratiorenberufe vorbereitet werden; das Examen herrscht auch über die Volksschule. Dort ist der Schulmeister vom Polizeistaat beauftragt, jedem Kinde womöglich den gleichen Lernstoff einzubläuen („Arschpauker“ hiessen die Lehrer im 18. Jahrhundert); ob der Seminarlehrling (er hat zwei Prüfungen vor seiner festen Anstellung zu bestehen) diese unmögliche Aufgabe erfüllt habe oder nicht, das wird vom Schulinspektor, fast immer noch einem Geistlichen, untersucht; an seinen Schülern wird der Lehrer examiniert; natürlich richtet er also seine Unterweisung für das Examen ein und für den Herrn Schulinspektor. Nur möglichst viel Lernstoff! Nur um Gottes und des Geistlichen willen keine Arbeitsschule, in der die Fähigkeiten der Kinder ausgebildet werden könnten! Das indirekte Examen, bei welchem der Lehrer vor der Unwissenheit der Schüler zittert, verewigt die alte Lernschule, über die der Münchener Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner so viel Beherzigenswertes gesagt hat.

In einigen süddeutschen Staaten gibt es aber auch eine wahrhaftige Abgangsprüfung für Volksschüler; die soll darüber entscheiden, ob ein fauler oder dummer Schlingel in seinem vierzehnten Lebensjahre aus der Schule entlassen werden könne oder noch ein Jahr (vielleicht gar zwei Jahre) die Bank zu drücken habe.

Hätten die Gesetzgeber, die eine solche Bestimmung verordnet haben, mit oder ohne Examen ein wenig Kinderpsychologie getrieben, so hätten sie geahnt, dass Schüler, die sieben Jahre lang dumm oder faul gewesen sind, durch die Strafe des jahrlangen Nachsitzens nicht gebessert werden können. Schulärzte sind wenigstens dieser Meinung.

Das Examen, das den allermeisten Menschen der „höheren" Stände bekannt ist, setzt erst später ein und wird die Reifeprüfung genannt. Auch Maturitätsprüfung. Dieses Examen in seinen verschiedenen Abarten gibt dem jungen Manne allerlei Rechte oder Berechtigungen; ohne ein solches Reifezeugnis darf man keine Hochschule besuchen und sich nicht zum einjährigen Dienste melden. Es versteht sich von selbst, dass auch die höhere militärische Karriere an einige Prüfungen gebunden ist, trotzdem Julius Cäsar meines Wissens kein Examen abgelegt hatte und trotzdem Napoleon es nach einer blossen Leutnantsprüfung zum Imperator brachte. Der Staat kann aber überall nur die Uniformität anstreben und verlangen, im Heere wie in den akademischen Berufen.

Ich übergehe darum diesmal die namenlosen Leiden, welche ein genialer Schüler — und nur dieser wird reif — im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren bei der Reifeprüfung auszustehen hat. Doch auch für den Durchschnitt ist mir der Segen dieser Abgangsprüfung mehr als zweifelhaft. Der Schüler hat in den langen Jahren des Gymnasiums oder der Realschule just so viel gelernt, wie in ihn hineinging; was er in den letzten Monaten vor dem Examen aus Angst oder Ehrgeiz

noch hinzugebüffelt, das hat er einige Wochen später wieder vergessen. Man weiss, wie wenig von dem eingetrichterten Wissen übrig bleibt, mit dem die sogenannten „Pressen“ junge Leute für ein Examen präparieren. Es ist wie in den chemischen Gewerben, wo das schnelle Verfahren nur selten ein gutes Verfahren ist. Unsere vortrefflichen Oberlehrer wissen auch ganz genau, dass sie die Reifeprüfung nicht nötig hätten, um ihren Schülern ein gerechtes Zeugnis auszustellen; dass ein grosses Kapital an körperlicher und geistiger Gesundheit bei den letzten Anstrengungen und Aufregungen der Reifeprüfung oft verloren geht. Nur dass jede Anstalt ihre kleine Hauseitelkeit besitzt und auf Kosten der Vernunft mit glänzenden Abgangsprüfungen paradieren möchte. Wäre die Abgangsprüfung nicht, so könnten sich unsere Gymnasien und Realschulen viel leichter aus kranken Lernschulen zu tüchtigen Arbeitsschulen entwickeln.

Mancher, der diesen flüchtigen Anregungen bisher ganz oder teilweise zugestimmt hat, wird jetzt ein Halt zurufen und verlangen, ich möchte wenigstens an die Säulen unserer Kultur nicht rühren, an die scheinbar von einem übermenschlichen Wesen zum Heile der Zivilisation eingesetzten Einrichtungen: das Doktorexamen und die Staatsprüfung. Wieder muss ich einen Unterschied machen zwischen genialen Studenten und dem Durchschnitt, der durch Prüfungen in die staatserhaltenden Karrieren eingeht. Es kann kaum bezweifelt werden, dass ausser den ganz abseitsstehenden Künstlern auch die bahnbrechenden Entdecker und Erfinder, die grundstürzenden und grundlegenden Staatsmänner

und Schlachtenlenker, dass alle Mehrer des Schatzes ein Examen zum Beweise ihrer Fähigkeiten nicht nötig hatten; die grossen Männer haben entweder überhaupt niemals ein Examen bestanden oder doch sicher kein Examen aus dem, worin sie gross wurden. Aber das Mittelgut, das sich durch die enge Pforte des Examens zu den staatserhaltenden Karrieren drängt, das muss doch — so meint man — sich über eine sorgsam abgemessene Menge von Wissen ausweisen können. Und wenn darüber auch unsere Hochschulen blosse Lernschulen bleiben sollten, anstatt die vollkommensten Arbeitsschulen zu werden. Wir haben es denn auch im Zeitalter des Examens so weit gebracht, dass die neueren technischen Hochschulen den alten Universitäten ihre Titel und ihre Diplome nachmachen durften.

Ich glaube aber, dass der Kampf um den Titel oder das Diplom, der von jungen Menschen im beneidenswertesten Alter mit allen Mitteln nicht nur des Fleisses — oft unter Entbehrungen —, sondern auch mit Opfern an Unterwürfigkeit, ferner mit mancherlei Schlauheit geführt werden muss, dass dieser Kampf oft der Gesundheit, noch öfter dem Charakter des Kandidaten schädlich ist. Und die Kandidaten sind in dieser Lebensperiode meist schon klug genug, um von selber traurig oder spöttisch zu bemerken, dass die Prüfungen ihren Zweck gar nicht erfüllen. Die Dissertationen sind eine veraltete Einrichtung aus einer Zeit, in der der Doktortitel noch unmittelbar den Zugang zur akademischen Lehrtätigkeit eröffnete, wo also der Doctorandus wirklich zu zeigen hatte, dass er imstande wäre, über einen Gegenstand seines Faches ein paar Druck-

bogen niederzuschreiben. Heutzutage werden mit Hängen und Würgen (natürlich oder sozusagen niemals mit fremder Hilfe) alljährlich tausend Dissertationen geschrieben, gut geheissen und gedruckt, deren Verfasser nicht daran denken, jemals in ihrem Leben wieder an eine wissenschaftliche Leistung zu gehen. Bewahre! Heutzutage werden niemals unter dem Beistande des Professors naturwissenschaftliche oder medizinische Dissertationen geschrieben, deren Schreiber nachher das Schreiben auf Formeln und Rezepte einschränken. Bewahre!

Bei dem Doktorexamen und bei der Staatsprüfung ist der Examinator in vielen Fällen ebenso zu beklagen wie der Prüfling. Die Doppelstellung der Hochschulen, die „einerseits" der freien Forschung dienen und „anderseits" dem Polizeistaate seine Assessoren, seine Ingenieure usw. liefern sollen, bis zum Rande mit Lernstoff gefüllt, — diese Doppelstellung hat zur Folge gehabt, dass unter den Examinatoren immer auch bedeutende Menschen sitzen, die eigentlich zu gut dafür sein sollten, um im Auftrage des Staates den jungen Leuten das vom Staate vorgeschriebene Wissen abzufragen. Und die minderen Examinatoren wiederum, die selbst nur alt gewordene Kandidaten sind, besitzen doch wohl nicht immer den richtigen Maßstab, um zwischen lebendigem Wissen und totem Wissen des Prüflings zu unterscheiden.

Endlich weiss der klügere Prüfling zur Zeit seines Examens schon recht gut, und leidet darunter in seinem Stolze und in seiner Ehrlichkeit, dass er verständigerweise nur in den Grundlagen seines Faches, meinetwe-

gen in den tiefsten Grundlagen, geprüft werden dürfte, dass eine ungeheure Summe von Gedächtniskram daneben oder als Hauptsache verlangt wird, Gedächtniskram, der durch die Erfindung der Buchdruckerkunst eigentlich überflüssig gemacht worden sein könnte. Es sind nicht immer die gleichen Kandidaten, die über die Grundlagen ihres Faches einen freien Ueberblick haben, und die den Lernstoff der Tabellen, die man jederzeit in Handbüchern nachschlagen kann, zur Freude der minderen Examinatoren auswendig gelernt haben.

Wenn ich Reichskanzler wäre . . . Die Vorstellung ist nach den Tagen Bismarcks wahrlich nicht grössenwahnsinnig. Es gibt keine besondere Reichskanzlerprüfung. Man kann als Referendar oder gar als Assessor ohne weiteres Examen durch Gottes Fügung Reichskanzler werden. Es gibt — wie gesagt — keine besondere Reichskanzlerprüfung; höchstens eine nachträgliche, wo dann die Weltgeschichte examiniert. Doch das nebenbei.

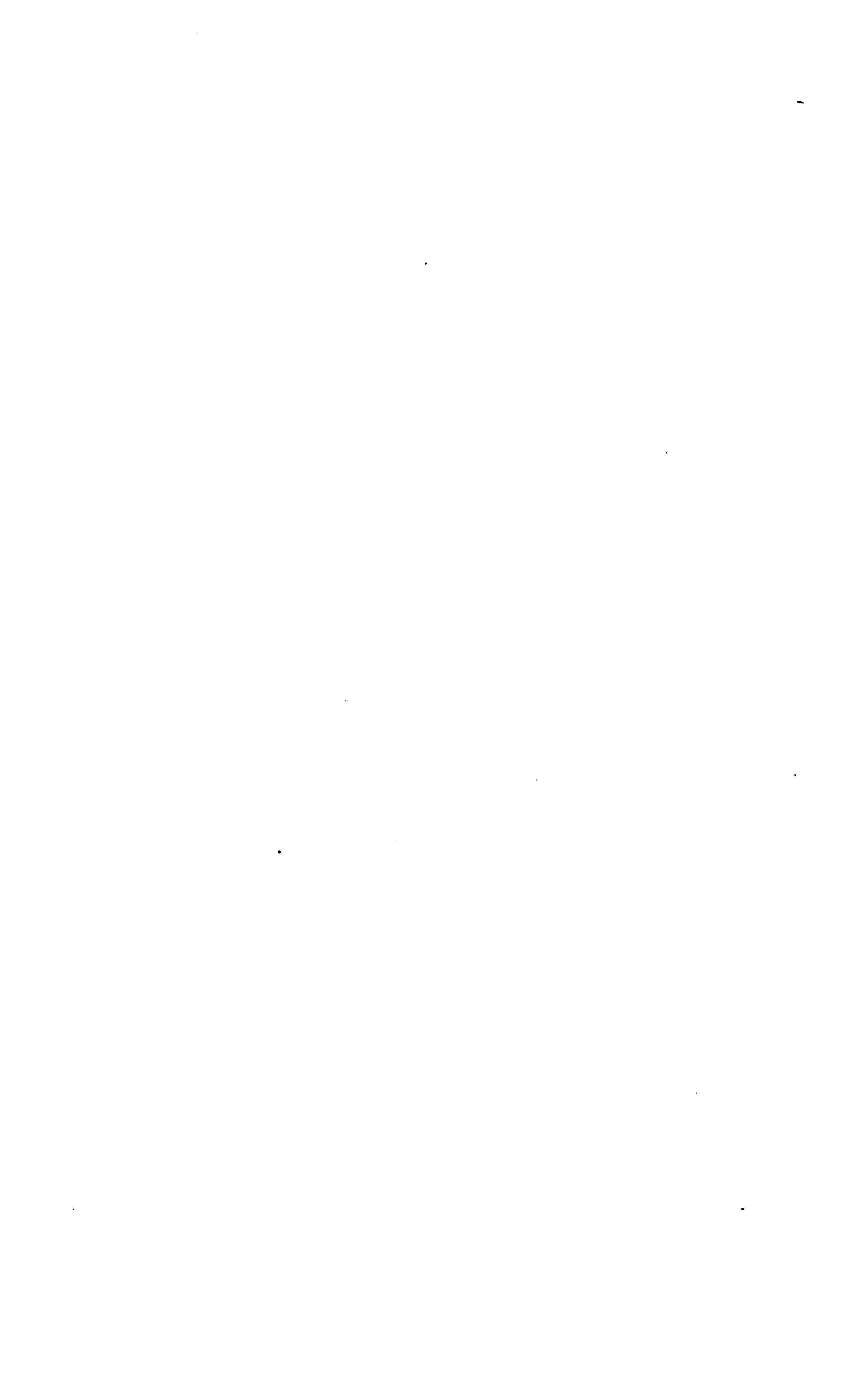
Wenn ich Reichskanzler wäre, so würde ich zunächst einen selbständigen Unterrichtsminister ernennen lassen und an diesen Herrn einen Brief richten, etwa folgenden Inhalts:

„Wie wäre es, wenn wir sämtliche Prüfungen in unserem Staate mit einem Schlage abschaffen würden? Wenn Sie die geprüften Herren von den staatserhaltenden Karrieren einmal genau daraufhin ansehen wollten, so würden Sie die Entdeckung machen, dass nicht alle diese geistigen Führer des Volkes erstklassig sind (wie das hässliche Wort lautet) in bezug auf ihre Intelligenz, auf ihren Charakter und auf ihre körperliche

Gesundheit. Die vielen Prüfungen liefern uns also nicht einwandfreies Material. Im Gegenteil; ich kann mich der Vermutung nicht entschlagen, dass die vielen Prüfungen dazu beigetragen haben, unser prächtiges Rohmaterial (prächtig, wenn wir es nach dem Grundsatze einer demokratischen Aristokratie aus dem gesamten Volke auswählen könnten), so herunterzubringen, herunterzubringen an Charakter, an Gesundheit und an Intelligenz. Bitte, wenden Sie nur gefälligst nicht ein, dass dann die jungen Leute n o c h weniger lernen würden. Ich vertraue, die Rechten würden ohne Examen erst recht was lernen."

Die Antwort des Unterrichtsministers empfing ich jüngst vertraulich:

„Die auch für den Staat nicht unwichtige Frage, ob die vielen Prüfungen die Gesundheit zu schädigen und so die Interessen der Heeresverwaltung zu gefährden imstande seien, will ich in Erwägung ziehen. Sonst aber scheint es mir kraft meines Amtes als Minister einigermassen unsicher, ob die Staatsraison nicht eine gewisse Herabstimmung an Charakter und Intelligenz fast wünschenswert machen könnte."



VOLAPÜK



I.

BALD sind fünfunddreissig Jahre vergangen, seitdem der Schweizer Pfarrer Schleyer das Volapük erfand, die neue Universalsprache, die dem kleinen praktischen Verkehre der Völker bequem dienen und nebenbei so ungefähr den ewigen Frieden auf Erden herstellen sollte. In der Oeffentlichkeit beschäftigte man sich mit dieser Utopie lebhafter als jemals vorher mit dem Traumbuche einer Weltsprache. Fanatische Bewunderer betrieben die Propaganda und der Spott der Witzblätter hielt die Propaganda nicht auf. Nach Art pietistischer Konventikel entstanden viele Volapükvereine, seltsamerweise am häufigsten unter den Franzosen, die doch sonst keine Neigung zeigen, fremde Sprachen zu lernen. Vielleicht imponierte ihnen die revolutionäre Schmucklosigkeit. Dabei war das Volapük beinahe zur Hälfte, unerkennbar und ungeschickt genug, dem englischen Sprachschatze entnommen. So sollte zum Beispiel der Name Volapük selbst den beiden englischen Worten world und speak entsprechen und darum „Weltsprache" bedeuten. Genug, in den romanischen Ländern fanden sich viele idealistische Handlungsjünger, die einige Wochen an das Studium der künstlichen Sprache wandten, und zehn Jahre nach der Erfindung sollen (den Angaben von Enthusiasten ist selten zu trauen) 13 000 Personen sich des Volapük in einer internationalen Handelskorrespondenz bedient haben. Heute ist von der ganzen Bewegung kaum mehr übrig geblieben als das Wort oder die Lautgruppe „Volapük". Unzählige Menschen, die vorher und nachher niemals eine Nachricht vom Traume einer Univer-

salsprache erhalten haben, kennen das Wort Volapük und stellen sich darunter etwa den Einfall eines Narren vor, der die gewordenen und gewachsenen Kultursprachen der Menschheit durch ein elendes Surrogat eigener Mache verdrängen wolle.

Ganz so einfach närrisch liegt die Sache nicht. Es steht um die Universalsprache genau so wie um andere Utopien, wie um den ewigen Frieden der Frau v. Suttner, wie um den Zukunftsstaat von Bellamy, wie um die Mondreise von Cyrano de Bergerac. Immer ist das letzte Ziel schön und preisenswert; immer ist die Kritik der bestehenden Zustände berechtigt. Nur eine Kleinigkeit steht in Frage: ob es einen gangbaren Weg zum Ziele gibt, ob die Strecke zwischen Erde und Mond passierbar ist. Im allgemeinen kann man wohl sagen, dass es die besseren Menschen sind, die Glaubenskraft genug besitzen, um an die Verwirklichung des vernünftigen Zukunftstaates und des ewigen Friedens, an die Mondreise und an die Herrschaft einer Universalsprache zu glauben. Zu diesen besseren Menschen zähle ich leider nicht.

Ich muss noch Schlimmeres bekennen. Ich glaube an Verbesserungen der gegenwärtigen Zustände, an wertvollere oder wertlosere Annäherungen zum vernünftigen Zukunftstaate, ich glaube an kriegsfeindliche Einrichtungen unter einigen abendländischen Völkern, ich glaube an ein Luftschiff der Zukunft*), das sich lenkbar dem Monde um tausend Meter oder etwas mehr nähern wird. Ich glaube aber nicht, dass die künstlichen Uni-

*) Dieser Aufsatz wurde vor etwa zehn Jahren geschrieben.

versalsprachen auch nur die kleinste Hoffnung erfüllen werden, die ihre Erfinder und Anhänger auf sie setzen. Ich glaube weder an Volapük noch an Esperanto (noch an Ido, das verbesserte Esperanto), weder an Pfarrer Schleyer noch an Doktor Samenhof. Die Fanatiker der Universalsprache üben eine berechtigte Kritik an den vorhandenen Volksprachen, und der Gedanke an eine gemeinsame Sprache aller Menschen darf sich mit Recht ein Ideal nennen; nur dass weder die Kritik noch das letzte Ziel sich an Wert oder Bedeutung mit sozialer Kritik, mit sozialen Idealen vergleichen dürfen. Ich will das an je einem Punkte klar zu machen suchen und hoffe, jeden zu überzeugen, der kein Fanatiker ist.

Die Kritik der bestehenden Volksprachen ist längst von der Sprachwissenschaft selbst geübt worden. Alle Menschensprachen, die Kultursprachen sowohl wie die Sprachen der sogenannten Wilden, haben sich irrationell, unvernünftig entwickelt. Der Wortvorrat bildet bei keinem Volke einen übersichtlichen wissenschaftlichen Bau; das Wörterbuch deckt sich nicht mit der wissenschaftlichen Erkenntnis der Wirklichkeit. So lassen sich zum Beispiel die Pflanzennamen der Volksprachen nicht für eine systematische Botanik, die Namen der Gesteine nicht für eine systematische Mineralogie, die Namen der Stoffe schon gar nicht für eine systematische Chemie verwenden. Darum hat man auf diesen Gebieten künstliche internationale Sprachen schaffen müssen; man hat entweder die tote lateinische Sprache weiter gebildet oder eine neue Zeichensprache erfunden. Ebensowenig deckt sich die Formenlehre der

bestehenden Sprachen, die Grammatik, irgendwo mit den Forderungen einer philosophischen Formenlehre. Die eine Sprache ist mit überflüssigen Geschlechtsunterschieden belastet, die andere besitzt überflüssige Beugungsformen des Hauptworts und des Zeitworts, die dritte kann wichtige Beziehungen gar nicht besonders ausdrücken; und alle Sprachen ohne Ausnahme haben in ihren Formen Ungleichheiten und Unregelmässigkeiten, die das Erlernen so ungemein erschweren. Das scheint mir aber gerade der Punkt zu sein, der die Fehler der Sprachen von den Fehlern unserer sozialen Zustände wesentlich unterscheidet. Unter gesellschaftlichen Mißständen leiden unzählige Menschen, unter der Mangelhaftigkeit der Sprachen leiden nur Sprachphilosophen. Es gibt auf der Welt mehr Arme als Sprachforscher. Darum ist eine Gesundung der Grammatik keine so dringende Aufgabe wie etwa eine gute Fabrikgesetzgebung.

Noch weniger dringend ist die Aufgabe, allen Menschen eine gemeinsame Sprache zu geben. Wir empfinden nicht mehr so kosmopolitisch, wie man an der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert empfand. Selbst Bebel hat schon vor manchen Jahren die Sehnsucht nach einem allgemeinen Völkerbrei deutlich als einen Irrtum bezeichnet. Wir denken nicht mehr zunächst an die Menschenrechte, wenn wir es mit Chinesen oder mit Hereros zu tun haben. Die Menschenverbrüderung ist seit hundert Jahren immer unklarer geworden, der Begriffswert des Wortes ist zurückgegangen. Und damit musste natürlich auch das Ansehen einer Weltsprache als eines Mittels zur Menschenver-

brüderung beträchtlich sinken. Es war kein rechter Zweck mehr da, das Mittel zu heiligen. Dazu kam noch eins. Wie der Kosmopolitismus sich abschwächte, erstarkte die Nationalitätsidee. Die Liebe zur eigenen Heimat, die Liebe zum eigenen Volke ist aber wesentlich auch Liebe zur Muttersprache. Wir lieben unsere Muttersprache, deren Erlernung uns nicht schwer geworden ist, deren Mängel wir nicht sehen und hören. Wir lieben sie viel leidenschaftlicher als wir gewöhnlich wissen. Wir lieben sie mit Sehnsucht und Eifersucht. Die bequeme und leichte Universalsprache können wir achten, würdigen, aber wir können sie ebensowenig lieben, wie wir ein sauberes Skelett zu umarmen wünschen.

Der Erfinder des neuen Volapük, des Esperanto, war oder ist ein kluger Mann. Er wusste, was man der Einführung einer Weltsprache entgegenhalten konnte, und nannte darum sein Kunstprodukt bescheidentlich eine „internationale Hilfsprache". Die bestehenden Volksprachen sollen nicht abgeschafft werden. Doktor Samenhof ist ein gnädiger Herr. Der Deutsche, der Franzose, der Engländer usw. soll in seinem Lande die Muttersprache weiter reden dürfen. Aber der Kaufmann, der Gelehrte soll nicht mehr nötig haben, drei, vier oder mehr Kultursprachen neben seiner Muttersprache zu verstehen. Jedes Volk lernt neben seiner Muttersprache nur noch das neue Volapük des Doktors Samenhof und allen ist geholfen. Die Literatur jedes Volkes wird in das neue Volapük übersetzt (später vielleicht im neuen Volapük geschrieben) und jeder Gelehrte in Frankreich und Deutschland, in Russland und Japan, in Indien und

in Amerika beherrscht alle Literaturen der Erde mit Hilfe des kinderleichten Volapük. Das ist so einfach wie die Kunst, eine Grube zu graben. Der andere braucht nur hineinzufallen.

Das Esperanto des Doktors Samenhof ist auch sonst verführerischer als das Volapük des Pfarrers Schleyer. Volapük sah keiner Menschensprache ähnlich. Esperanto klingt an die bekanntesten Sprachen an. Wortstämme und Bildungssilben sind verbreiteten Kultursprachen entlehnt, und die Worte, die den Europäern ohnehin gemeinsam sind, werden einfach herübergenommen, weil sie ja doch den Beginn einer Universalsprache darstellen. Aus diesem Grunde ist es keine Flunkerei, wenn die Prediger des Esperanto behaupten, man lerne es in der kürzesten Zeit verstehen. Wer einfache Esperantosätze ganz unvorbereitet zur Hand nimmt, glaubt eine verrückt gewordene romanische Sprache vor sich zu haben und errät auf den ersten Blick, um was es sich ungefähr handelt. Eine Stunde genügt, um die primitive Grammatik — für eine Stunde — im Gedächtnis zu behalten. So ist es in der Tat möglich, ohne die Anstrengung, die das Erlernen einer lebenden Sprache erfordert, zum Verständnis des Esperanto zu gelangen. Ich bilde mir gar nichts darauf ein, dass ich nach wenigen Stunden imstande war, einen kleinen Aufsatz einer esperantistischen Zeitschrift zu lesen und zu verstehen. Unsere Schulkinder bringen das mit ihren Geheimsprachen ebensogut fertig. Die Frage ist nur, ob der Schüler beim Erlernen des Esperanto weiter so fortschreiten kann wie in den ersten Stunden.

Eine Antwort ist gar nicht nötig, weil zwei noch

ernstere Fragen die erste überflüssig machen. Verdient das Esperanto überhaupt den Namen einer Sprache? Und hat das Esperanto, wenn es überhaupt eine Sprache ist, irgendwelche Aussicht, zur internationalen Hilfsprache oder zur Universalsprache zu werden? Man wird mir zugeben, dass auch die geringste Mühe Zeitverschwendung wäre, wenn sie einer verlorenen Sache gälte. Und so muss ich hart und scharf meine Ueberzeugung aussprechen, dass das Esperanto eigentlich gar keine Sprache ist, und dass eine künstliche Sprache niemals fähig sein wird, die gewordenen Sprachen zu ersetzen.

Esperanto ist ebensowenig wie Volapük eine vollkommene, eine philosophische Sprache, die ja auch einmal von einem englischen Bischof wirklich erfunden und von Leibniz gelobt worden ist. Eine solche vollkommene Sprache ist unmöglich. Ich möchte nicht die Aufgabe lösen, diese Unmöglichkeit mit wenigen Zeilen beweisen zu sollen. Aber Esperanto ist ebensowenig wie Volapük überhaupt eine Sprache. Eine Sprache muss leben zwischen den Genossen eines Volkes, zwischen den Menschen. Ein Volk braucht noch keine 13 000 Seelen zu zählen und kann dennoch eine eigene Sprache besitzen. Gewiss! Die fleissigen Herren jedoch, die den Sport erfunden haben, einander volapükische oder esperantische Briefe zu schreiben, sprechen keine neue Sprache. Nur Spielregeln für ein neues Schreibespiel haben sie erfunden. Der Einfall, aus diesem Schreibespiel eine Weltliteratur von Uebersetzungen hervorgehen zu lassen, ist abenteuerlich. Um nur das Tollste herauszuheben: Es lebt ausser dem Erfinder niemand auf

der Welt, bei dem man anfragen könnte, wie das oder jenes in Esperanto auszudrücken wäre. Ein grosses Wörterbuch Esperanto-Deutsch ist erst in Vorbereitung; ebenso ein Wörterbuch Französisch-Esperanto. Wie mag da wohl die angezeigte esperantische Hamlet-Uebersetzung zustande gekommen sein? Ein grosses Wörterbuch Englisch-Esperanto finde ich nirgends erwähnt. Ich werde den skurrilen Verdacht nicht los, dass Dr. Samenhof während des Uebersetzens den nötigen Vorrat an Worten erst erfunden haben mag. Und nachher sollen diese Zufallsworte des Augenblicks Bestandteile einer Weltsprache der Zukunft bilden!

Und weil Esperanto überhaupt keine Sprache ist, darum werden sich immer nur Sonderlinge, nicht aber ganze Völker bereit finden, es als zweite Sprache anzuerkennen und es in den Schulen lehren zu lassen. Sollte sich irgendwo ein Unterrichtsminister finden, revolutionär genug, das unverbesserliche Esperanto oder das verbesserte oder das ältere Volapük in den Volksschulen einzuführen, so proklamiere ich für die gesamte Schuljugend dieses Staates das Recht auf Revolution.

II.

Der Aufsatz „Volapük" hat mir viele und recht geharnischte Zuschriften eingetragen. Volapükisten von Ueberzeugung und vielleicht auch einige Geschäftsvolapükisten haben mich versichert, dass ich mit meinen Ausführungen den Sieg ihrer grossen Sache nicht aufhalten werde. Ich möchte mit den Herren nicht streiten. Sie glauben daran, dass sie durch

Auswendiglernen von hundert barbarischen Lautgruppen der Schöpfung einer Weltsprache und dem noch grösseren Ziele einer allgemeinen Völkerverbrüderung dienen. Sie glauben daran, dass sie dereinst bis zum Monde und noch später bis zum Planeten Mars gelangen werden, weil sie bei ihren Turnübungen Sprünge von zwei Meter Höhe gemacht haben. Es gibt Glaubensfanatismen, die gefährlicher sind. Ich halte die Beschäftigung mit dem Volapük für ein harmloses und unschuldiges Sportvergnügen.

Nur über zwei Fragen von allgemeinem Interesse wollte ich etwas hinzufügen, die in den geharnischten Zuschriften häufig wiederkehrten. Warum neben dem Volapük des Pfarrers Schleyer, dem Esperanto des Doktors Samenhof und dem Ido nicht auch die Langue bleue des Herrn Bollack erwähnt worden sei? Und warum ich verschwiegen habe, dass bis in die Gegenwart hinein berühmte Philosophen und Sprachforscher als Förderer der volapükistischen Gedanken aufgetreten sind? Ich erkläre mich bereit, die beiden Interpellationen sofort zu beantworten.

Volapük und Esperanto machen den Eindruck gut erfundener Spiele. Es macht Vergnügen, sich einige Tage in ihren Spielregeln zu üben. So übte man sich einige Zeit in dem Modespielzeug Halma, bis man dieses Zeitvertreibs müde wurde und die Pappschachtel fortlegte. Die Erfinder von Volapük und Esperanto hatten nicht nur Fleiss und Intelligenz, sondern auch Begeisterung an eine Aufgabe gewandt, deren Lösung über Menschenkraft ging; wie so oft in der Geschichte

der Erfindungen, war das Ergebnis ungeheurer Anstrengungen nur ein hübsches Spielzeug.

Die Langue bleue des Herrn Bollack in Paris mag ihrem Baumeister ebenso schwer geworden sein, obgleich er nur sehr unklare Vorstellungen von den Geheimnissen der Wortentstehung und der Grammatik besitzt; aber hübsch ist sein Kauderwälsch nicht geworden. Die logische Geschlossenheit des Volapük ist imponierend, die Anklänge des Esperanto sind anheimelnd und verführerisch, die blaue Sprache („nach der Farbe des Himmels" erklärt dieser Sprachschöpfer, hold errötend) ist weder imponierend noch verführerisch. Herr Bollack scheint die Unschönheit seiner blauen Sprache selbst bemerkt zu haben. Er verzichtet darauf, die Dichtungen der Nationalliteratur in die blaue Sprache zu übersetzen. Nur dem kaufmännischen und wissenschaftlichen Weltverkehre soll sie als internationale Hilfsprache dienen, als „die" zweite Sprache jedes Volkes, die das Erlernen jeder anderen Sprache überflüssig macht. Herr Bollack und Platon schliessen die Dichter aus ihrem Idealstaate aus.

Recht unsympathisch (das Wörterbuch der lebendigen deutschen Sprache stellt stärkere Ausdrücke zur Verfügung) ist die Art, wie der Erfinder für seine blaue Sprache Propaganda macht. Sonst werden eigentlich nur neue unfehlbare Mittel gegen das Ausfallen der Haare mit ähnlicher Reklame angepriesen. Der Erfinder der blauen Sprache war so frei, aus eigener Machtvollkommenheit ein Schutzkomitee für sein Unternehmen einzusetzen. Wen unter den führenden Geistern der Kulturmenschheit müsste es nicht reizen, ei-

nem solchen Komitee anzugehören? Keine Sorge! Dieser Ehrengipfel ist erreichbar, ist leicht erreichbar, ist wohlfeiler als die meisten Orden. Man braucht bloss die vollständige Theorie der blauen Sprache (Kostenpunkt zehn Francs) käuflich zu erwerben und erhält gratis als Zugabe den Titel: „Beschützer der blauen Sprache.“ Ich habe mir schon lange gewünscht, den Titel „Beschützer der blauen Sprache“ auf meine Karten setzen zu dürfen. Endlich!

Wer nur das kleinere Handbuch der blauen Sprache (Kostenpunkt fünf Francs) käuflich ersteht, erhält dafür als Gratiszugabe nur den Titel „Anhänger“. Ist das nicht zu teuer? „Beschützer“ klingt um soviel grossartiger als „Anhänger“, dass der Titel „Anhänger“ unter Brüdern nicht mehr als einen Franken kosten sollte.

Auch sonst hat Herr Bollack für Titel viel übrig. Er erzählt uns, die blaue Sprache habe schon vor (damals) drei Jahren 1500 Anhänger (jeder Anhänger zu fünf Francs?) gezählt, unter ihnen 320 Professoren. Und da behaupten noch böse Menschen, der Wert des einst so stolzen Professortitels sei im Sinken begriffen.

Aber die Reklame des Herrn Bollack bearbeitet nicht nur die Eitelkeit der führenden Geister, sondern auch die geringe Logik des einfachen Mannes. „Zahlen beweisen.“ Herr Bollack beweist uns mit Zahlen, dass sein Haarmittel besser sei als alle anderen. Das Alphabet der blauen Sprache habe nur 19 Buchstaben; in einem Beispiele werden 69 deutsche Buchstaben durch 39 Buchstaben des Herrn Bollack ersetzt; nach drei Minuten könne ein Text der blauen Sprache (neun Worte mit beigefügter Erklärung) entziffert werden.

Herr Bollack hat genau ausgerechnet, dass seine neue Sprache fünfmal leichter zu erlernen sei als jede andere Sprache. Man stelle sich einmal die ungeheuere Zeitersparnis vor. Zeit ist Geld. Der „Beschützer der blauen Sprache“ wird tausendfach wiedergewinnen, was ihn sein Titel bei der ersten Anschaffung gekostet hat.

Wieder andere Töne werden angeschlagen, wenn Herr Bollack seine Propagandaschrift an gebildete und gelehrte Leser richtet. Es gibt da einen eigentümlich französischen Schwulst, der mit unfreiwilliger Komik von der Klarheit guter französischer Prosa absticht. Herr Bollack schreibt diesen Schwulst so lieblich, wie er sonst nur auf Plakaten von Parfümeuren erheitert. Hie und da findet sich ein fachmännischer Ausdruck aus dem Wortschatze der Sprachwissenschaft. „Analogien“ und „das Prinzip der geringsten Kraftanstrengung“. Man wird ordentlich ungeduldig, den Titel „Beschützer der blauen Sprache“ zu erwerben, wenn man so stattliche Worte gelesen hat. Es ist, als ob man mit einem Schlage auch Beschützer von wunderschönen Prinzipien würde.

Ein vollständiges Wörterbuch der blauen Sprache ist natürlich erst in „Vorbereitung“, genau wie beim Esperanto. Das Kind ist also noch nicht ganz geboren. Die blaue Sprache ist noch nicht vorhanden. Aber das Programm spricht dennoch schon davon, jeder Beschützer und Anhänger der blauen Sprache werde die ganze Welt durchreisen können, ohne einen Dolmetscher zu brauchen. Zur Erreichung dieses netten Ideals bedarf es nur zweier Kleinigkeiten: dass die blaue Sprache fertig werde, und dass der Majoritätsbeschluss eines interna-

tionalen Kongresses sie zur Universalsprache oder zur zweiten Sprache aller Völker erwähle. Dann kann es nicht fehlen, dass sie bei jedem Volke der alten und der neuen Welt durch Regierungsverordnung oder Abstimmung eingeführt wird. Das geht wirklich sehr schnell und einfach — in der Vorstellung des Herrn Bollack.

Wie nun Balzacs Parfümeur Birotteau sich für sein Haarmittel auf wissenschaftliche Autoritäten beruft, so jeder Erfinder einer Universalsprache für sein Fabrikat. Die Namen der Autoritäten sind gut; nur dass die Worte der Sprachforscher und Philosophen nicht immer das besagen, was die Volapükisten hineinlegen wollen. So wird der grosse Begründer der germanischen Sprachwissenschaft, Jacob Grimm, von den Volapükisten gern zitiert, weil er ihre Bestrebungen überhaupt einmal erwähnt hat. Grimm wendet sich da jedoch ausdrücklich gegen die Sprachphilosophen, die von Erdichtung einer allgemeinen Sprache geträumt haben.

Mit grösserem Rechte können sich die Herren auf Nietzsche berufen, der allerdings gelegentlich prophezeit hat, es werde in irgendeiner fernen Zukunft eine neue Sprache für alle geben, zuerst als Handelssprache, dann als Sprache des geistigen Verkehrs überhaupt. „Wozu hätte auch die vergleichende Sprachwissenschaft ein Jahrhundert lang die Gesetze der Sprache studiert und das Notwendige, Wertvolle, Gelungene an jeder einzelnen Sprache abgeschätzt?“ Wozu hätte — so muss man erwidern — die Anatomie und die Embryologie den Bau des menschlichen Körpers und seine Entwicklung im Mutterleibe studiert, wenn es

nicht möglich sein sollte, ein Kind in der Retorte zu erzeugen? Nietzsche war in seiner Jugend Stockphilologe, später wurde er der Moralkritiker, den wir bewundern; Sprachwissenschaftler ist er trotz glänzender Aphorismen nicht gewesen. Und den prachtvollen Stil seiner philosophischen Dichtungen hätte er doch wohl in irgendeinem Volapük nicht schaffen können.

Unter den exakten Forschern Deutschlands haben sich meines Wissens nur zwei ganz freundlich für das Volapük ausgesprochen: der Sprachphilosoph Hugo Schuchardt und der naturphilosophische Chemiker Wilhelm Ostwald. (Wer sich für die Geschichte dieser Spracherfindungen interessiert, findet die Literatur bequem beisammen in einem Aufsatze von Richard M. Meyer über „Künstliche Sprachen".) Ich fürchte, dass namentlich Ostwald den Traum von einer philosophischen, widerspruchsfreien Sprache auf den Traum von einer allgemeinen Weltsprache übertragen habe.

Herr Bollack wirft der armen Menschheit vor, dass ihre verschiedenen Völker einander nicht verstehen, während Ameisen, Bienen, Affen und Vögel sich untereinander wohl verstehen. Weiss Herr Bollack das ganz gewiss? Weiss Herr Bollack, dass die Ameisen verschiedener Haufen einander verstehen? Wenn das wirklich ausgemacht wäre, so stünde es schlecht um die hehre Friedensmission des Volapük. Denn die Ameisen verschiedener Haufen führen Krieg miteinander.

Wenn die propagandistischen Redensarten ernster zu nehmen wären, so könnte schliesslich noch der Zweifel ausgesprochen werden, ob auch nur die Menschen

desselben Volkes, derselben Sprache einander verstehen.

III.

Herr Leon Bollack, der Erfinder der blauen Sprache, führte gleich nach Erscheinen des zweiten Aufsatzes Klage darüber, dass behauptet sei: „Ein vollständiges Wörterbuch der blauen Sprache ist natürlich erst in Vorbereitung.“ Herr Bollack erklärt dagegen, das vollständige Wörterbuch sei im Jahre 1900 erschienen und habe irgendeiner Kommission der Pariser Ausstellung vorgelegen.

Hätte ich mich in diesem Nebenpunkte geirrt, so wäre ich natürlich gern bereit gewesen, mein Versehen einzugestehen. Ich bin von meinem Unrecht aber ganz und gar nicht überzeugt. Ich berufe mich auf Drucksachen, die mir Herr Bollack selbst erst kurz vorher zugeschickt hatte, und die von Herrn Bollack unterschrieben sind. Da heisst es einmal wörtlich: „Am 1. Januar 1901, sogar vor der Veröffentlichung des Wörterbuchs, zählte die blaue Sprache mehr als 1500 Anhänger.“ In einer offiziellen Anzeige der Bücher über die blaue Sprache wird unterschieden zwischen einem Vocabulaire der blauen Sprache, das zum Verkaufe angeboten wird, und das ich erwähnt habe, und einem vollständigen Wörterbuch (Dictionnaire complet), von dem es ausdrücklich heisst, dass es sich „in Vorbereitung“ befinde. Und noch in einer propagandistischen Broschüre des Herrn Bollack aus dem Jahre 1903 wurde, wo der Verfasser die gesamte Literatur der blauen Sprache anzeigte, nur das Vocabu-

laire erwähnt, mit keinem Worte jedoch des Dictionnaire complet.

Endlich: Herr Bollack sendet selbst, mit eigenhändiger Widmung, das angeblich vollständige Wörterbuch ein. Es ist aber nichts anderes als die erwähnte Méthode et Vocabulaire de la Langue Bleue. Und dieses Einführungsbuch, das auf achtundsechzig Seiten ein französisch-blaues Notwörterbuch, auf weiteren fünfundsiebzig Seiten ein ebensolches blau-französisches Wörterbuch bringt, trägt ausdrücklich wieder (noch dazu in blauer Sprache) den Vermerk, dass das vollständige Wörterbuch in „Vorbereitung" sei. Es bleibt also dabei, dass es ein vollständiges Wörterbuch der blauen Sprache damals noch nicht gab, dass also die blaue Sprache selbst noch gar nicht ganz geboren war.

DIE GROSSE NEUGIER

DIE Neugier wird allgemein für etwas gehalten, was einen leichteren oder strengeren Tadel verdient; für eine kleine, menschliche, besonders weibliche Schwäche, ja sogar für einen hässlichen Fehler. Selbst der skeptische, freie Montaigne kam zu dem Verdammungsurteil: „La curiosité est vicieuse partout." (Und war doch selbst so neugierig wie eine Geiss.) Ich stelle den Antrag, die Neugier zum Range einer Tugend aufrücken zu lassen, in der Neugier einen der wichtigsten Vorzüge des Menschen zu erblicken. Es wäre denn, dass man die niederen Tiere und die Pflanzen gerade darum höher einschätzen wollte, weil sie niemals eine Spur von Neugier verraten. Der Mensch ist das neugierige Tier; einige wenige Tiere haben sich übrigens im Umgang mit Menschen die Neugier angewöhnt. Und die Affen wären nicht so menschenähnlich, wenn sie nicht neugierig wären.

Insbesondere die Zeitungsleute sollten die Neugier als eine Tugend zu schätzen wissen. Eine Zeitung ohne Leser wäre wie eine Violine ohne Resonanzboden. Die Leser aber bilden eine Menschenklasse, die sich von anderen Klassen nur durch die Neugier unterscheidet. Der Leser will von einer Sache, die ihn interessiert, oder deren Bedeutung ihm suggeriert worden ist, immer dreierlei wissen: wie sie ist, wie sie geworden ist und wie sie sich entwickeln wird. Einerlei, ob es sich um weltbewegende Dinge handelt, oder um den Einsturz eines Gerüstes, der beste wie der schlechteste Leser will zunächst erfahren, wie der Vorgang ausgesehen hat. Der beste wie der schlechteste Leser möchte ferner gerne hören, welche Folgen die

letzte Schlacht oder der Einsturz für den kriegführenden Staat oder für den verantwortlichen Baumeister haben wird. Es kommt gar nicht darauf an, dass die richtigen Folgen vorausgesagt werden; man will nur irgend etwas schwatzen hören, um etwas darüber schwatzen zu können. Auf diesem niederen Standpunkt fragt die Neugier nur danach, wie die Sache war und wie sie sich entwickeln wird. Mit der Frage, wie die Sache geworden ist, nähert sich die Neugier des Stammtisches schon der Wissbegier. Der „Fachmann" nimmt das Wort, in der Zeitung wie am Stammtisch. Der gute Journalist ist ein hochgradig neugieriger Mensch im Dienste der allgemeinen Neugier; oder ein guter armer Teufel, der in diesem Dienste höchst neugierig sich anzustellen gelernt hat.

Theaterstücke und Romane werden gewöhnlich dem Gebiete der Kunst zugerechnet; doch auch der ernsthafte Künstler unter den Dramatikern und Erzählern findet kein Publikum, wenn er die gemeine Neugier nicht zu befriedigen versteht, die da wissen will, wie die Geschichte ist, wie sie war und wie sie werden wird. Als vor etwa achtzig Jahren die sogenannten Zeitungsromane aufkamen und Eugen Sue die Riesenhonorare (jener Zeit) für seine schrecklich-schönen Fortsetzungsromane bekam, da hatte die Zeitung ein Mittel gefunden, die Neugier auch in den Pausen zwischen Kriegsgreueln und Moritaten wach zu erhalten. Die Zeitung hat im Laufe der Jahrzehnte auch die stolzesten Dichter in ihr Feuilleton hineingelockt mit den gleichen Mitteln, mit denen heute das Kino die besten Namen anwirbt; aber der ideale Zeitungsroman ist im-

mer noch der, in welchem die Neugier auf die Folter gespannt wird. Auf eine Folter, die einige Wollust gewährt, wie die Masochisten das gern haben. Die wunderschöne, aber grundschlechte Jungfrau teilt zum Beispiel ihr Schlafzimmer mit einer abenteuerlichen, niemals noch von einem Zoologen erblickten Schlange; durch fünfzehn Fortsetzungen erwartet die lesende Nähmamsell zitternd den Moment, wo die Schlange der Jungfrau, zum Heile des Liebespaares, den letzten Tropfen Blutes aussaugen wird. (Ich erfinde nicht.) Der Leser von verwöhntem Geschmack, der in den Ferien an einem Regentage zufällig einmal eine solche „Fortsetzung" überflogen hat, zittert nicht; aber auch er erwartet, nicht ohne Selbstironie, dennoch mit einiger Ungeduld die nächste Nummer.

Um ein Stockwerk höher, meinetwegen um einige Stockwerke höher steht die Neugier, welche langsam im Gange der Jahrtausende zur Entfaltung der Wissenschaften geführt hat. Der Zusammenhang mit der gemeinen Neugier ist just für die Romanleser leicht herzustellen. Heutzutage will auch die gemeine Neugier von einem beliebten Erzähler wissen: wie er aussieht, wie seine Frau aussieht, wie seine Kinder aussehen. Hat eine gründlichere Neugier nach endlosen Mühen herausgebracht, wie Goethes Grosseltern väterlicher- und mütterlicherseits aussahen, und was er an dem Tage zu Mittag gegessen hatte, als er . . . und so weiter . . ., so gehört das schon als reizendes Zubehör zu der Wissenschaft der Literaturgeschichte.

Um die feierlichere Wissenschaft der Geschichte steht es nicht viel anders. Wie das geworden war mit

Napoleon, wie das geworden war mit Bismarck, das kann man die edelste Wissbegier nennen; aber eigentlich ist es Neugier, die die Zeugnisse sammelt, Neugier, die die Zeugnisse liest. Wie sich solche Weltgeschichten dann weiter entwickeln würden, darüber weiss die zeitgenössische Wissenschaft freilich nichts zu sagen; sie überlässt das Prophezeien dem politischen Kannegiesser.

Jedoch der Natur gegenüber stellt auch die Wissenschaft stets nur die alten Neugierfragen: Wie ist die Sache? Wie ist sie geworden? Was wird weiter geschehen? In irgendwelchen Urzeiten haben Männer von der grossen Neugier, von der genialen Neugier die Bemerkung gemacht, dass die Sonne nicht jeden Tag an dem gleichen Punkte des Horizonts aufgeht, dass der Aufgangspunkt sich hin und her schiebt, dass die Länge des Tages in einem Verhältnisse steht zu der Verschiebung; sie haben danach die regelmässige Wiederkehr des Jahreslaufs als eine Tatsache festgestellt, die sie gleich ein Gesetz nannten. Dann haben schon im grauen Altertum Männer von noch scharfsinnigerer Neugier nach den Gründen dieser Regelmässigkeit gefragt, immer wieder und immer wieder emsiger, bis Kopernikus, Kepler, Newton und Kant die gegenwärtige Antwort auf die alten Neugierfragen gefunden und unsere Astronomie aufgerichtet hatten.

Gewiss noch früher hat die lebendige Natur die Neugier nachdenklicher Menschen erregt: wie die Pflanzen und Tiere einander bald sehr ähnlich sind, bald ganz unähnlich. Um dies beschreiben zu können, ordnete

man das Pflanzenreich und das Tierreich. Die Ordnung half aber nur bei der Neugierfrage: wie die Sache ist. Die weitere Frage, wie die Ordnung zustande gekommen war, trotzte lange allen Beantwortungsversuchen, bis Darwin seine Hypothese fand, eine Hypothese, die von der leicht befriedigten Neugier für eine Antwort gehalten wurde.

Es ist ein Unglück für die Wissenschaft, wenn die letzten Hypothesen einander widersprechen. Bei der Beantwortung der dritten Frage (Wie die Sache sich in Zukunft entwickeln wird?) gehen leider Astronomie und Deszendenzlehre auseinander. Die Deszendenzlehre prophezeit gern einen Fortschritt zu Ueberlebewesen, zu Uebermenschen und zu Uebernachtigallen; die Astronomen dagegen sind ihrer Mehrzahl nach gezwungen, dereinstige Vereisung oder Verbrennung (man weiss es wirklich nicht ganz genau) unseres Sonnensystems mitsamt der Erde vorauszusagen. Die grosse Neugier stellt zuerst und stellt am liebsten Fragen, die überhaupt nicht beantwortet werden können.

Man muss nicht gleich böse darüber werden, dass ich das Motiv der besten Menschheitslehrer „Neugier" genannt habe. Man könnte ja ebenso das Leitmotiv eines Napoleon Zorn oder Unzufriedenheit nennen, und müsste doch zugeben, dass es ein anderes ist, die Königreiche Europas aus Zorn umeinanderzuschmeissen, und wieder ein anderes, einem harten Bauern aus Zorn seine Scheune anzuzünden.

Nun möchte ich aber in der Ehrenrettung der grossen Neugier noch einige Stufen höher schreiten. Vielleicht sollte ich sagen: tiefer. In dieser letzten Be-

wertung der Neugier hätte ich mich in einem Buche gewissenhaft auf einige Vorgänger zu berufen: auf den amerikanischen Philosophen James, der schon wusste, dass die Neugier auf die nächste Briefpost zu den lebenerhaltenden Prinzipien gehört; auf den prachtvollen Friedensprediger Popper-Lynkeus, der in seinem gar lesenswerten Buche „Das Individuum und die Bewertung menschlicher Existenzen“ auf James und sogar auf den alten Buddha hingewiesen und die Bedeutung der Neugier für den Geschlechtstrieb und die Geschlechtswahl — meines Wissens zum ersten Male — klargelegt hat; insbesondere hätte ich mich zu berufen auf unseren Theodor Fontane, der es nach einer romantischen Jugend zu einem heimlich grimmigen Alter brachte und in diesem Alter das merkwürdige Gedicht schrieb, in welchem er jeden Wunsch des Weiterlebens auf eine Neugier auf die Zukunft zurückführte. Wie das mit Bismarck wohl noch werden möchte?

Höher oder tiefer als die grosse wissenschaftliche Neugier mag man diese starke Lebensneugier einschätzen. Schopenhauer freilich liebt diese alltägliche Neugier nicht; er erklärt sie aus den Leiden der Langweile und des Neides, ist übrigens so sehr Weiberhasser, dass er nur den Knaben die edle Wissbegier, den Mädchen die gemeine Neugier auf das Einzelne zuspricht. Wer aber zu lange gelebt hat, um sich der optischen Täuschung des Pessimismus nicht in trotziger Schwermut hinzugeben, der hat dennoch täglich und stündlich eine neue Freude durch die andere optische Täuschung, die ihn die Neugier auf die nächste

Stunde, auf den nächsten Tag erwarten lässt. Es kommt freilich oft anders; die Erwartung ist fast immer schöner als das Erlebnis. Neugier und Erwartung lässt den müden Wanderer immer weiter steigen. Ich kann mir recht gut einen armen Kranken vorstellen, der weiss, dass er nur noch vierundzwanzig Stunden zu leben habe, und der dennoch die Briefpost und die Zeitung mit Ungeduld erwartet. Gesunde Menschen haben gewöhnlich etwas länger zu leben; mit der gleichen Ungeduld aber erwarten sie die Briefpost und die Zeitung. Ganz frei von so kleiner und törichter Neugier sind vor der Todesstunde eigentlich nur die Frommen, und diese sind nur darum so frei, sind nur darum nicht neugierig, weil sie die für sie wichtigste Zukunft im Jenseits so unglaublich genau zu wissen glauben oder ihre Neugier nur auf diesen Punkt gespannt haben.

Die Neugier auf die nächste Zukunft mag schon manchen vom Selbstmorde zurückgehalten haben. In hochentwickelten Kulturen mag die Kompliziertheit der Verhältnisse öfter als bei sogenannten Naturvölkern den Selbstmordgedanken nahelegen; dieselbe Kompliziertheit der Verhältnisse aber vermehrt auch die Interessen jedes Individuums, steigert also die Neugier auf die Zukunft, die freundliche Neugier, welche die Ausführung des Selbstmordes erschwert.

Ich habe hier überall Neugier und Wissbegier als Stimmungen betrachtet, die nicht wesentlich voneinander verschieden sind. Das Wesentliche an diesem Motiv, das die Lebensäusserungen des Menschen auszeichnet, ist ja eben, dass auch die Wissbegier sich

immer nur ein unerreichbares Ideal vorstellt, nur eine Mühe ist ohne letztes Ziel, dass auch die Wissbegier immer eine Sehnsucht bleibt ohne Erfüllung. Was wir das „Wissen“ nennen, das ist am letzten Ende stets nur ein Wissenwollen, ein Glauben, im Grunde ein Glaubenwollen, eine Gier ohne Befriedigung.

Legen wir aber den Ton beim Worte „Neugier“ mit dem allgemeinen Sprachgebrauche auf den Wunsch, etwas Neues zu erfahren, so fehlt auch dieser Gier anspruchsvollerer Menschen die Befriedigung. Ewig in gleichem Kreise bewegt sich die Sonne und die Natur; die leidenschaftliche Neugier wartet vergebens auf das Wunderbare. Selbst die Kunst des Poeten erfindet nichts Neues, wiederholt ewig nur die alten Formen der Natur und die alten Gefühle der Menschen. Würde ein Menschensohn aber so alt wie Methusalem und hätte er alle Enttäuschungen einer normalen Lebenszeit zehnmal erlitten und schwer überwunden, er wird noch an seinem letzten Tage die Neugier auf die Zukunft nicht losgeworden sein und weiterleben wollen, um das Wunderbare zu erwarten.

ÜBER TODESSTRAFE UND TODESRECHT

I.

WIEDER einmal hat eine Mehrheit des Juristentages sich für Beibehaltung der Todesstrafe ausgesprochen. Die Mehrheit eines Zunftparlaments für Beibehaltung der bestehenden Zunftregeln. Die Debatten sind so geführt worden, und das Ergebnis der Abstimmung ist von der Presse oder von der öffentlichen Meinung so aufgenommen worden, als ob unter allen Fragen der Strafrechtsreform die Frage nach Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe die weitaus wichtigste wäre. Ich möchte zunächst daran erinnern, dass gar viele andere Gegenstände der Strafrechtsreform bedeutender und brennender sind, wenn wir uns nur entschlossen auf den Standpunkt der Kriminalpolitik stellen wollen, wenn wir nur Ernst beweisen wollen mit der Aufgabe: die Zahl der Verbrecher in unseren sogenannten Kulturstaaten geringer zu machen. Nur die allzu rege Phantasie des Volkes ist es, die durch eine einzige Hinrichtung stärker aufgeregt wird als durch tausend Verurteilungen zu mehrjährigen Zuchthausstrafen. Noch lange nach dem berühmten Strafgesetzbuch Kaiser Karls V., der für ihre Zeit schon ganz fortgeschrittenen Halsgerichtsordnung, gab es ausser der einfachen Todesstrafe auch eine qualifizierte, das heisst eine verlängerte und durch allerlei Martern verschärfte Todesstrafe; die Phantasie des Volkes und vieler zum Volke gehöriger Juristen will nicht begreifen, dass eine langjährige Zuchthausstrafe für viele tausende Verbrecher eine qualifizierte Todesstrafe ist.

Auf das Volk sollten sich weder die Anhänger noch die Gegner der Todesstrafe berufen. Das Volk sieht im Henker heute noch einen „unehrlichen" Menschen, läuft aber heute noch in der Dunkelheit zu diesem Henker, um sich zum Zwecke abergläubischer Handlungen einen frisch gebrauchten Galgenstrick oder (wo die Hinrichtung durch Enthauptung geschieht) blutbespritzte Kleiderfetzen des eben Geköpften zu kaufen. Das Volk ist hart und klug und gar nicht sentimental; es hat kein Mitleid mit dem Dieb im Zuchthause; es möchte am liebsten, dass die Vollstreckung des Todesurteils nicht zwischen Gefängnismauern stattfände, sondern als öffentliches Schauspiel, es möchte den Mörder bammeln oder seinen Kopf fallen sehen; aber unmittelbar nach der Hinrichtung empfindet es mit dem Gerichteten nicht nur Mitleid, sondern ist geneigt — namentlich wenn der Mörder tapfer in den Tod gegangen ist —, in ihm so etwas wie einen Märtyrer zu erblicken. Es gibt Volkskreise, die einem Mörder sogar für das Gruseln dankbar sind, das er ihnen zweimal verschafft hat: bei seiner Untat und bei seiner Hinrichtung.

Trotzdem ich nun in den meisten Fragen der Gesetzgebung des Volkes Stimme nicht für Gottes Stimme halte, und trotzdem ich mit den Gegnern der Todesstrafe in ihren alten und neuen Beweisgründen durchaus nicht übereinstimme, wäre ich dennoch für Abschaffung der Todesstrafe und spräche als Mitglied des Reichstages — ich weiss, es ist töricht, auch nur an die Möglichkeit zu denken, dass ein parteiloser Wahrheitssucher M. d. R. werden könn-

te — so lebhaft wie möglich gegen die Beibehaltung der Todesstrafe; was ich aber vorzubringen hätte, das hätte so wenig mit einer bestimmten Richtung einer der politischen Parteien zu tun, dass ich sicher sein könnte, bald von der äussersten Rechten, bald von der äussersten Linken durch Pfuirufe oder ähnliche Argumente unterbrochen zu werden. Das eben ist ja so verwirrend in unserem öffentlichen Leben, dass die Rechte wie die Linke Schlagworte auf ihre Fahnen geschrieben oder gedruckt hat, und nachher, bei der Beantwortung ganz praktischer und unpolitischer Fragen, erst nach den Schlagworten schielt, ob diese auch einverstanden sind. So standen nationalökonomische Schlagworte jahrzehntelang dem Verständnisse der Liberalen für soziale Aufgaben im Wege. So gab es seit mehr als hundert Jahren überall da, wo das Strafrecht, der Strafprozess und der Strafvollzug modernisiert, humanisiert werden sollten, zwei politische Parteien: die Reaktion wollte dem Polizeistaate keine Waffe, keine Drohung, keine Peitsche aus der Hand winden lassen, der Fortschritt (ich denke nicht zunächst an die Partei dieses Namens) wollte bei der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur mit Recht jedes Individuum, auch den angeklagten und den verurteilten Verbrecher, mit Paragraphen gegen Uebergriffe des Rackers von Staat schützen. Weil nun die Abschaffung der Todesstrafe seit rund einhundertundfünfzig Jahren von Freigeistern, zuerst von den unmittelbaren Schülern der französischen Enzyklopädisten, gefordert wurde (das entscheidende Buch des edlen Marchese Beccaria „Ueber

Verbrechen und Strafen" ist 1764 erschienen), weil später politische Fragen (wie Verhinderung von Attentaten dadurch, dass man die Todesstrafe auch für den blossen Versuch eines Königsmordes beibehielt) mit dem Streite um die Todesstrafe verflochten wurden, darum stehen einander die politischen Parteien in allen diesen Kämpfen geschlossen gegenüber. Was aber in aller Welt hat die praktische Frage der Kriminalpolitik, ob der einfache Bürger gegen den Herrn Mörder am besten durch Beibehaltung der Todesstrafe geschützt werde oder nicht, mit der eigentlichen, mit der politischen Politik zu schaffen? Nach zuverlässigen Berichten soll der tugendhafte Vernunftfanatiker Robespierre als junger Advokat einen Aufsatz gegen die Todesstrafe veröffentlicht haben; später entsetzte er einmal den Henker selbst durch die Anfrage, ob der nicht mehr als fünfzig Köpfungen täglich vornehmen könnte. Die extremen Anhänger beider Parteien träumen von solchem Blutvergiessen, so oft sie sich die vollständige Niederwerfung der Gegenpartei nur lebhaft genug ausmalen.

Ich glaube bestimmt, die meisten Gegner der Todesstrafe sind nicht so sehr Gegner des Prinzips als vielmehr Gegner der Hinrichtung. Die Herren Raubmörder sind denn doch nicht so wertvolle Menschen, dass ihre Vernichtung eine Rolle spielen könnte gegenüber der hundertfach und mehr als hundertfach grösseren Zahl wertvoller Menschen, die trotz aller Schutzgesetze alljährlich „im Dienste der Kultur", als Arbeiter an Kulturwerten vernichtet werden: in Bergwerken und in Fabriken, als Führer von Eisenbahnen, Dampfschif-

fen und Flugfahrzeugen, endlich (ich spreche nicht vom Kriege selbst) in den Vorbereitungen zum Kriege. Kaum jemand wird es bedauern, dass neben hundert solchen schuldlosen Opfern auch ein Mörder abgeschafft, vernichtet wird, ein Kerl, der doch die Förderung der Kultur nicht zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Nur dass eine ganz natürliche Empfindung uns mit Widerwillen erfüllt gegen eine Einrichtung, die einen Menschen in grässlicher Weise abzuschlachten befiehlt. Unsere Zeit ist so human geworden, so mitleidig, dass das Töten der Schlachttiere mit immer geringerer Grausamkeit vorgenommen wird; oder dass doch von seiten aller Tierfreunde geringere Grausamkeit verlangt wird. Man hat Schussmasken für die Tötung von Rindern erfunden; man sucht neue Tötungsarten, um die Zuckungen der Rinder während der Entblutung zu hindern, um den Tod blitzartig eintreten zu lassen. Nicht ganz mit der entsprechenden Rücksicht auf Menschenpsychologie ist man bei den Neuerungen vorgegangen, die in den verschiedenen Staaten bei Abschlachtung verurteilter Verbrecher eingeführt worden sind. Man vergisst allzugern, in wie furchtbarer Weise die Todesangst beim Menschen durch sein Denken gesteigert wird; und wenn man den Vorgang der Abschlachtung auch auf die allerkürzeste Zeit zusammenrückt, so bedeutet doch eine Minute für das Gehirn des menschlichen Schlachtopfers etwas Grauenvolles. Die Geschworenen aus dem Volke, namentlich die ländlichen Geschworenen, sind viel leichter geneigt als etwa die akademisch Gebildeten, durch ihren Wahrspruch ein Todesurteil herbeizufüh-

ren; aber nur selten hätte so ein Mann aus dem „besseren“ Volke Lust, der Abschlachtung persönlich beizuwohnen. Die Ueberzeugung, dass auch der Mörder nicht länger gequält werden dürfe, als das Ziel seiner Vernichtung unbedingt erfordert, ist so allgemein geworden, dass bei den früher gebräuchlichen öffentlichen Hinrichtungen die Wut der Zuschauer sich schnell gegen den Henker oder gegen den Scharfrichter kehrte, der seine Sache nicht ordentlich gemacht hatte.

Auch die neueren Hinrichtungsmaschinen lassen an Blitzartigkeit zu wünschen übrig. Die Guillotine, die übrigens bekanntlich nicht erst eine Erfindung der grossen Revolution war, tötet zwar zuverlässiger als das Richtbeil in Menschenhand; aber die Vorbereitung, die Anpassung des Körpers an die Dimensionen der Maschine, dauert eine unendliche Zeit, oft eine ganze Minute, länger als die Vorbereitung für das Beil des Scharfrichters. Die in Amerika beliebte elektrische Hinrichtung nimmt zwar die Kraft des Blitzes zu Hilfe, aber bei den ersten Versuchen wenigstens stellte es sich heraus, dass nicht alle Menschenleiber gleich schnell vom elektrischen Strome getötet werden. Es kam dort zu Ungeheuerlichkeiten.

Fichte, der uns in Fragen der öffentlichen Moral vielfach immer noch ein Führer sein könnte, Fichte, der durchaus kein grundsätzlicher Gegner der Todesstrafe war und sie sehr künstlich durch einen Abbüssungsvertrag zwischen dem Mörder und der Gesellschaft zu begründen suchte, hatte einen solchen Abscheu vor der Hinrichtung, dass er eine heimliche Ab-

schlachtung — durch die Polizei — eingeführt wissen wollte. Die Hinrichtung unverbesserlicher Bösewichter sei immer ein Uebel, obgleich ein notwendiges. „Was nur die Not entschuldigt, ist nichts Ehrenvolles; es muss daher wie alles Unehrbare und doch Notwendige mit Scham und insgeheim geschehen."

Man könnte einen anderen Vorschlag machen. In uralter Zeit wurden die Verbrecher, weil ihre Tat gegen Gottes Gebot verstiess, den Priestern überantwortet und von einem Priester abgeschlachtet. Man könnte also die Hinrichtung recht gut wieder den Priestern, als den Hütern der göttlichen Weltordnung, überlassen. Wie bei den Juden noch heute die Tierschlächter Kultusbeamte heissen. Ich fürchte nur, die heutigen Priester würden ihre bekannte Menschenliebe vorschützen und das Amt ablehnen; haben sie doch selbst in den robustesten Zeiten der Ketzerverbrennungen den Staat zu einem der Kirche gefälligen Henker gemacht.

Das moderne Empfinden hätte ganz gewiss nichts mehr gegen die Beibehaltung der Todesstrafe, wenn die Vernichtung des gemeinen Mörders ohne seine Abschlachtung, wenn sie wie durch einen Zauberschlag geschehen könnte. Im Zeitalter der drahtlosen Telegraphie und der überaus empfindlichen Automaten müsste es (so sollte man meinen) möglich sein, einen Hinrichtungsapparat zu erfinden, der auf ein bestimmtes, deutlich artikuliertes Wort in Tätigkeit träte. Wenn der Richter zum Beispiel die Wortfolge „des Todes schuldig" ausgesprochen hat, löst das sichtbare Zeichen dieser Wortfolge auf dem Grammophon einen

Hebel aus und der Mörder sinkt tot zusammen, bevor er noch den Sinn des Urteilsspruchs verstanden hat.

Man wird die Anregung zu einer solchen Maschine nicht ganz ernst nehmen. Ich könnte dem nicht widersprechen. Nicht als ob die Todesangst des Mörders, die unter solchen Umständen eben auch nicht auszuschalten wäre, mich so sehr erschrecken würde; auch das Opfer des Mörders hat Todesangst ausgestanden. Aber der Richter würde sich weigern, die Funktion des Henkers zu übernehmen, und würde sich auch scheuen, mit Verzicht auf alle Berufungsmittel selbst das Urteil zu vollstrecken. Nach dem heutigen Stande der Dinge ist es ja eigentlich der Fürst, der vor jeder Hinrichtung das letzte Wort zu sprechen hat. Der doch sich weigern würde, das Henkeramt höchst persönlich zu übernehmen. Des Fürsten Entschluss ist es, der heutzutage dem Richter die letzte Verantwortung abnimmt; und dass die Furcht vor der Verantwortlichkeit eine Krankheit unserer Zeit sei, das hat Graf Bismarck in der meisterhaften Rede für Beibehaltung der Todesstrafe (1. März 1870), die freilich eine politische Rede war, bismarckisch ausgesprochen; vielleicht nur mit zu starker Bemühung der göttlichen Vorsehung.

Mit der Vorstellung einer Maschine, die den Mörder ohne grässliche Abschlachtung aus der Welt schafft, oder gar mit der Vorstellung einer noch besseren Maschine, die den Verbrecher völlig überraschen und ihm keine Zeit zur Todesangst lassen würde, wollte ich dem Gegner der Todesstrafe ja nur klar machen, dass wir alle nur noch die Abschlachtung verabscheuen, nicht aber mehr aus philosophischen Gründen die To-

desstrafe selbst. Die Todesstrafe für den gemeinen Mörder; die Todesstrafe mit peinlichster Anwendung aller möglichen Mittel gegen Rechtsirrtum.

Wir alle sind, auch wenn wir es leugnen, durch die realistische Schule des bismarckischen Geistes hindurch gegangen; philosophische, theoretische Gründe verfangen nicht mehr recht. Die heutigen Reformer des Strafrechts, für die — wie gesagt — die Frage der Todesstrafe durchaus nicht Angelpunkt der Reform ist, sind sehr humane Kriminalpolitiker, auf deren Stimme man hören sollte. Eine Reform wird aber niemals durch Kommissionen und Mehrheitsbeschlüsse in die Wege zu leiten sein. Ein ganzer Mann in seinem starken Verantwortlichkeitsgefühl ist mehr wert als eine Kommission. Das neue Bürgerliche Gesetzbuch wäre, auch sprachlich, besser geworden, wenn ein ganzer Mann es hätte verfassen dürfen. Man könnte Herrn v. Liszt das Vertrauen schenken, dass er allein die Strafrechtsreform und bei dieser Gelegenheit auch die Frage der Todesstrafe lösen könnte — nicht für ewige Zeiten natürlich, sondern nur für unsere Gegenwart —, wenn man ihm diesen Auftrag gäbe, und dazu volle Freiheit und die volle Verantwortung. Und der Streit um die Todesstrafe belehrt uns darüber, dass die Reform des Strafrechts, des Strafprozesses und des Strafvollzugs aus Einem Geiste und aus Einem Gedanken vorgenommen werden müsse. Es gibt Zeiten, in denen besonders das Strafgesetz im argen liegt; andere, in denen der Prozess, wieder andere, in denen der Strafvollzug veraltet ist. In unseren Tagen müsste überall die bessernde oder umstürzende Hand angelegt werden, wenn wir uns dem

„richtigen Rechte“ nähern wollten, einem Rechte, das — nicht für ewige Zeiten — der innersten Ueberzeugung entspricht.

Beccarias nicht hoch genug zu schätzendes Buch „Ueber Verbrechen und Strafen“ hat die Literatur gegen die Todesstrafe eingeleitet; um es aber recht zu würdigen, muss man bedenken, dass damals (vor 150 Jahren) vor allem noch die Folter als Beweismittel in Ehren gehalten wurde; nur in Preussen war sie von Friedrich dem Grossen schon abgeschafft worden, in Frankreich und Italien war sie noch in Gebrauch; man muss ferner bedenken, dass die Todesstrafe damals nicht nur eine Vergeltung des gemeinen Mordes war, sondern dass viele geringere Verbrechen, ja selbst Vergehen, mit dem Tode bedroht waren; wurde doch zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Russland hingerichtet, wer einen Maulbeerbaum fällte (man wollte die Seidenzucht in die Höhe bringen). Beccaria hatte also ganz andere Beweggründe als unsere Zeitgenossen; er eiferte auch nicht so sehr gegen die Todesstrafe als wie gegen ihren Missbrauch.

Nun waren endlich zur Zeit Beccarias zwar die Hexenprozesse fast erloschen; aber vor und nach dem Erscheinen seiner berühmten Abhandlung gab es in Europa noch vereinzelte Fälle der gesetzlichen Hexenverbrennung. Da haben wir ein Beispiel, wie nicht ein blödsinniges Gesetz, sondern nur ein fluchwürdiger Strafprozess der Welt gefährlich wurde; da es in Wirklichkeit niemals eine Hexe gegeben hat, so wäre die Bestimmung, die Hexen sollten verbrannt werden, ein unschädlicher Unsinn gewesen, wenn die ärmsten Weib-

lein nicht durch die Tortur zu einem Geständnisse gebracht worden wären. Wir verbrennen keine Hexen und keine Ketzer mehr, wenn auch die Abtrünnigen und Andersgläubigen immer noch mit anderen, feineren Mitteln gemartert werden; aber auch bei uns schreit Strafprozess und Strafvollzug lauter nach Reform als das eigentliche Strafgesetz.

Bismarcks Vorwurf der Sentimentalität trifft die Gegner der Todesstrafe heute nicht mehr mit dem gleichen Rechte, mit dem er sie vor 40 Jahren traf. Die Gegner der Abschlachtung eines Menschen brauchen nicht sentimental zu sein. Und die grundsätzlichen Gegner der (wenn ich so sagen darf) abstrakten Todesstrafe werden nicht so zahlreich sein wie früher, in einem Geschlechte, das statistische Zahlen kennt und erfahren hat, wie selten Hinrichtungen sind im Vergleich zu den furchtbaren Ziffern der Todesfälle durch Schwindsucht, Krebs und Lues. Auch gibt es in dieser besten aller Welten ungleich viel mehr Selbstmörder als hingerichtete Mörder. Gar in Zeiten eines grossen Krieges verschwindet die Scheu vor der Hinrichtung eines einzelnen verlumpten Raubmörders.

Während der grossen französischen Revolution, während der Schreckensherrschaft, war der Tod durch die Guillotine so alltäglich geworden, dass er seine Schrekken verloren zu haben schien. Einer der Girondisten, der reiche Valazé (ich glaube, es war derselbe Valazé, der sich zehn Jahre früher gegen die Todesstrafe ausgesprochen hatte), stiess sich einen Dolch ins Herz, als ihm und seinen Genossen das Todesurteil verkündet wurde; die Girondisten starben alle tapferer, als sie ge-

lebt hatten; aber der Tapferste unter ihnen scheint mir dieser Valazé gewesen zu sein, der zu weich war, um sich der Abschlachtung zu unterziehen. Wir sind nicht weich, wir sind nicht sentimental, wenn wir die Todesstrafe höchstens als ein Notrecht der Gesellschaft verstehen, nicht als ihr Recht, wenn wir eine gewisse Freudigkeit nicht mehr begreifen, mit welcher der kategorische Imperativ Kants die Todesstrafe als Recht der Wiedervergeltung forderte. Es sträubt sich in uns etwas, wenn Kant mit fast unmenschlichem Gerechtigkeitseifer sagt: „Selbst wenn sich die bürgerliche Gesellschaft mit aller Glieder Einstimmung auflösete, so müsste der letzte im Gefängnisse befindliche Mörder vorher hingerichtet werden, damit jedermann das widerfahre, was seine Taten wert sind.“ Aber wir glauben beinahe Bismarck zu hören, wenn Kant, der überdies dem Marchese Beccaria die Empfindelei einer affektierten Humanität nachsagt, fortfährt: „Man hat nie gehört, dass ein wegen Mordes zum Tode Verurteilter sich beschwert hätte, dass ihm damit zu viel und also unrecht geschehe; jeder würde ihm ins Gesicht lachen, wenn er sich dessen äusserte.“

Nur nicht gerade ins Gesicht lachen. Nicht lustig sein wollen, wenn es sich um Armesünder handelt.

II.

Wieder einmal ist der Vorschlag gemacht worden, die bestehenden Strafgesetze zu ändern und den Arzt noch mehr zum Herrn über den Tod des Leidenden zu machen, als das schon in der Natur der medizinischen

Wissenschaft liegt. Der Prediger des energetischen Imperativs, der bekannte und vielfach verdienstvolle Weltverbesserer Professor Wilhelm Ostwald, hat diesmal die alte Sache neu vorgetragen und den Gedanken gleich in schöne juristische Paragraphen gebracht oder bringen lassen. Wenn ein Kranker selbst seinen Tod wünscht, weil ihm die Qualen seiner Auflösung unerträglich sind, und wenn eine „Kommission" sich über die Unheilbarkeit der Krankheit geeinigt hat, dann darf der Arzt straflos den Patienten töten, Tage, Wochen oder Monate vor dem natürlichen Ende.

Ich will nur wieder gestehen, dass ich eine unüberwindliche Abneigung gegen „Kommissionen" habe; hinter jeder Kommission verbirgt sich der Aberglaube, dass ein vom Staate abgestempelter Fachmann zuverlässiger sei als ein freier Fachmann, und der weitere Aberglaube, dass drei oder fünf Menschen klüger seien als ein tüchtiger Einzelmensch. Doch diese meine Abneigung soll mich nicht verhindern, den neuen Gesetzesvorschlag ohne jedes Vorurteil zu überlegen.

Ich entdecke in keinem Winkel meiner Seele ein Vorurteil gegen die geplante Neuerung; nach dem klaren Wortlaut der Zehn Gebote und nach dem fast ebenso klaren Wortlaut der abendländischen Strafgesetze würde freilich ein Mord vorliegen; aber Strafgesetze und Zehn Gebote sind oft umgedeutet worden. Auch habe ich mich niemals entsetzt, wenn ich am Biertisch von ganz jungen oder von ganz alten Medizinern eine so verwegene Erweiterung der ärztlichen Rechte fordern hörte.

Es sind nicht die schlechtesten Mediziner der ersten

Semester, die mit leidenschaftlichem Idealismus ihrem künftigen Berufe die Herrschaft über ihre Mitmenschen zusprechen möchten. Im Strafprozess und im Gefängnis soll der Arzt die entscheidende Stimme haben; nur dass, wenn erst die medizinischen Sachverständigen auch für arme Teufel gehört würden, kaum ein Verbrecher mehr ins Gefängnis käme. In der Schule soll der Schularzt zu erkennen haben, wieviel der Knabe oder das Mädchen zu lernen habe. Dem Arzte soll das Recht gegeben werden, im weitesten Umfange keimendes Leben zu vernichten; und selbstverständlich soll der Arzt die Marter eines Sterbenden nach seinem Ermessen abkürzen dürfen. Die Aerzte sind seit jeher von ihren Feinden (ich erinnere nur an Agrippa von Nettesheim und den immerhin berühmteren Molière) beschimpft oder Mörder gescholten worden; da ist es fast erfreulich, wenn diese jugendlichen Enthusiasten jedem Arzte aus Menschenfreundlichkeit ein gesetzliches Mordrecht dekretieren wollen.

Unter den alten Aerzten sind die erfahrenen und skeptisch gewordenen Landärzte oft die besten; und von solchen Herren habe ich mehr als einmal gehört, dass sie misstrauisch geworden sind gegen den Nutzen ihrer Kunst, dass sie es für eine der wenigen sicher lösbaren Aufgaben ihres Berufes halten, den Todeskampf durch eine gehörige Dosis Morphium zu lindern oder auch abzukürzen.

Der Gedanke der Euthanasie ist wirklich nicht neu.

Eigentlich auch das Wort nicht. Zwar im Griechischen bedeutete Euthanasie nur den sanften Tod ohne ärztliche Nachhilfe, das natürliche Hinüberschlummern

des Greises, gelegentlich auch den schönen und rühmlichen Tod in der Schlacht; noch Wieland hat die Euthanasie in dieser heidnischen Bedeutung menschlich schön gepriesen; und Wieland ist ja in diesem Jahre modern und lebendig, weil er just vor hundert Jahren gestorben ist. Aber Euthanasie bedeutet auch seit bald hundert Jahren (meines Wissens zuerst in England) die Tätigkeit des Arztes, die dem Kranken durch Lügen und durch narkotische Mittel über Todesangst und Todespein ein wenig hinweghilft. Der ursprüngliche Sinn des griechischen Wortes sträubt sich heftig gegen diesen Bedeutungswandel; dennoch war es ganz gewiss „Vergeudung von Sprachenergie", das entsetzliche Gebilde „Sterbehilfe" dafür neu zu erfinden. Jedoch auf die Bezeichnung kommt es wirklich nicht an. Ich lege auch keinen Wert darauf, dass die mittelalterliche Umdeutung von Euthanasie (der selige Tod im Zustande der Gnade) aus dem Sprachgebrauch so gut wie verschwunden ist.

Zur Sache möchte ich zunächst behaupten, dass das Gewohnheitsrecht der Aerzte auf „Euthanasie" mindestens so alt ist wie das Wort in seiner veränderten Bedeutung. Ich darf natürlich nicht sagen, dass der befreundete Hausarzt seinem wohlhabenden Kranken, dass eine mitleidige Diakonissin dem aufgegebenen armen Teufel im Spital auch nur $^1/_{100}$ Gramm Morphium mehr reiche, als die ärztliche Wissenschaft nach dem Buchstaben des Gesetzes für eine vorübergehende Linderung der Schmerzen gestatten würde; das wäre ja (wieder nach dem Buchstaben des Gesetzes) entweder eine Verleumdung oder eine Denunziation; aber es soll

doch vorkommen, dass der Kranke eine genügende Dosis Morphium im Bereiche seiner Hand auf dem Nachttische stehen hat; und es soll vorkommen, dass der Arzt sich nicht einmal darüber wundert, wenn der Dulder einmal in einer verzweifelten Nacht von dem Linderungsmittel eine gründliche Dosis genommen hat.

In den meisten solchen Fällen wird die ärztliche Wissenschaft nicht einmal mit Sicherheit entscheiden können, ob die dargereichte Menge nur die Schmerzen betäubt oder auch die Lebensfrist verkürzt habe. Darum wird ein so humaner Arzt oder eine so humane Krankenschwester nicht leicht eine Anklage zu fürchten haben. Ich drücke mich trotzdem so vorsichtig aus, weil nach dem Stande der Rechtsprechung in dieser besten aller Welten doch das Unwahrscheinliche möglich ist. Ich erinnere mich eines Falles, der allerdings einen Juristen betraf. Ein sehr begabter und zukunftsreicher Rechtsanwalt hatte einen Mann zu verteidigen übernommen, dem die Verurteilung nach einem schmutzigen Verbrechen so gut wie gewiss war. Der Rechtsanwalt liess sich von den Bitten seines Klienten bewegen, ihm einen Revolver in die Zelle des Untersuchungsgefängnisses zu bringen. Der Angeklagte büsste sein Verbrechen durch freiwilligen Tod; der Rechtsanwalt aber, weil er dem Manne „Sterbehilfe" geleistet hatte, büsste seine Wohltat mit einem Urteil seiner Berufskammer, das normalerweise seine bürgerliche Existenz hätte vernichten müssen. Hätte er sich überall an den Buchstaben des Gesetzes gehalten, so hätte er sonst mancherlei unsaubere Geschäfte machen können, ohne von seiner Berufskammer gemassregelt zu werden.

Da ich schon die Ausübung der Euthanasie durch einen Nichtarzt erwähnt habe, so will ich gleich eine Unsitte oder einen Aberglauben mitteilen, der nach einer glaubhaften Versicherung im Schwarzwalde bestanden hat oder noch besteht. Man nennt das dort mit einem beinahe technischen Ausdrucke „das Sterben leichter machen". Dem Sterbenden, der röchelnd vielleicht wirklich in den letzten Zügen liegt, vielleicht aber auch noch recht lange Zeit zu leben hätte, wird von einem Familienangehörigen plötzlich das Kissen unter dem Kopfe fortgezogen. Es wird berichtet, dass diese schlichte Art der Sterbehilfe häufig einen augenblicklichen Erfolg habe. Die Aerzte des Schwarzwaldes sollen umsonst gegen diese Sitte gekämpft haben.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass dieses „Sterbenleichtermachen", trotzdem die Absicht gewöhnlich eine gute sein mochte, unter den Begriff des Mordes fiele, so wie die jetzt vorgeschlagene ärztliche Ausübung der Euthanasie so lange nach der geltenden Rechtsanschauung ein Mord bliebe, bis der ärztlichen Kommission dieses neue Mordrecht eingeräumt würde.

Aber ich bin überzeugt davon, dass auch dann, wenn das neue Gesetz juristische Wirklichkeit geworden wäre, die Stimme des Volkes den Sterbehelfer oft genug einen Mörder nennen würde. Ich kann mir auch viel eher einen warmherzigen Arzt vorstellen, der rasch entschlossen und auf eigene Verantwortung einem Sterbenden, ohne dass dieser sein Todesurteil erfahren hat, die tödliche Dosis Morphium reicht, als einen Arzt, der kaltblütig gegen den Kranken die Unheilbar-

keit ausspricht, dann eine Woche lang mit der Kommission und dem Patienten Protokolle aufnimmt und endlich im Auftrage der Kommission die Tötung vollzieht. Ich möchte dieses Vorgehen nicht eben Euthanasie nennen. Es will mir scheinen, dass so ein bedauernswerter Kranker mit solchen Protokollen und Beratungen rücksichtsloser behandelt würde, als heutzutage ein gemeiner Mörder vor seiner Hinrichtung.

Ich habe schon angedeutet, vorsichtig angedeutet, dass eine Beihilfe beim Selbstmorde aufgegebener und schwer leidender Kranker vielfach bestehen mag. Ich glaube nicht einmal, dass nach solchen Vorkommnissen der Arzt oder die Krankenschwester auch nur wegen Fahrlässigkeit belangt werden könnten. Das Recht auf den Selbstmord oder auf den Freitod ist zwar nicht in allen eruopäischen Gesetzgebungen ausdrücklich anerkannt, aber die öffentliche Meinung der Gebildeten will nichts mehr wissen von einer entehrenden Bestattung des Selbstmörders, nichts mehr (ausser bei den kirchenfrommen Engländern) von einer Bestrafung des Selbstmordversuchs; und auch die Bestrafung einer Beihilfe zum Selbstmorde ist juristisch gar nicht so leicht zu konstruieren. Da nun die Anreger des neuen Gesetzes natürlich von der Voraussetzung ausgehen, dass der von Schmerzen gepeinigte Kranke wirklich und ernstlich sterben wolle, dass er den Arzt oder die Pflegerin um Darreichung des Giftes anflehe, so liegt jedesmal der Wille zum Tode vor, der Wille zum Selbstmord. Der Kranke, der noch die Kraft hat, „ein Gesuch an die zuständige Gerichtsbehörde“ zu richten, wird in den allermeisten Fällen auch imstande sein,

das ihm zur Verfügung gestellte Mittel selbst zu nehmen.

Wie aber, wenn der arme Kranke auch unter den Qualen seiner Todesnot mit dem Selbstmordgedanken nur gespielt hat? Wenn unter aller Pein und Marter dennoch sein Lebensdurst wieder erwacht ist? Wenn er (das Leben gibt uns jeden Tag solche Rätsel auf) sein Dasein für den Preis eines entsetzlichen Zustandes nur immer weiter fristen möchte? Im „monistischen Jahrhundert", wo die Sterbehilfe in die Paragraphen eines künftigen Gesetzes gefasst worden ist, hat man diese Kleinigkeit vergessen: ob der Kranke sein Gesuch um Sterbehilfe wieder zurückziehen dürfe oder nicht.

Noch einmal: die Beihilfe zum Selbstmorde eines verzweifelten Kranken existiert überall ohne ein besonderes Gesetz. Und gegen das neue Gesetz, das der Kommission das Recht auf Tötung zusprechen will, wäre gar nichts einzuwenden, wenn nur — ja, wenn nur die Menschen Engel wären, wenn nur alle beteiligten Gerichtsärzte und endlich die Verwandten des getöteten Kranken vollkommene Wesen wären! Da wir Menschen aber gebrechliche Geschöpfe sind, die Gerichtsärzte nicht allwissend, die Verwandten keine Engel, so könnte das neue Gesetz, grotesk in seiner Handhabung, auch noch zu grotesken Prozessen die Veranlassung geben. Molière hätte an einem solchen Sterbebette den Kampf zwischen der Kommission und den Verwandten wohl sogar lustig darstellen können.

Wir besitzen ja eine Einrichtung, die den Gerichtsärzten, den Spezialisten und den Aerzten überhaupt

das Recht gibt, wenigstens den bürgerlichen Tod über einen Menschen zu verhängen. Ich meine damit nicht unsere Strafjustiz, bewahre, sondern unsere sogenannte Irrenpflege. Ich weiss, unsere Irrenhäuser sind musterhaft organisiert, besonders wenn man sie mit den Irrenhäusern des Mittelalters vergleicht; ich weiss, unsere Psychiater heilen Geisteskrankheiten just ebenso zuverlässig, wie andere Aerzte andere Krankheiten heilen. Trotz alledem hört man öfter, als unserem Kulturstolze lieb sein mag, von einer böswilligen oder fahrlässigen Unterbringung in einem dieser musterhaften Irrenhäuser. Es kann sich ereignen, dass der Arzt, der einen etwas närrischen Menschen auf Antrag von Erben oder von einem Ehegatten ins Irrenhaus befördert hat, gemeingefährlicher ist als der arme Narr, den man für gemeingefährlich erklärt hat. Das neue Gesetz zugunsten der Euthanasie ist sicherlich gut gemeint; es könnte aber in der Folgezeit den einen oder den anderen gemeingefährlichen Arzt züchten. Daraufhin wollen wir es lieber doch nicht wagen.

Die Vorstellung der Weltverbesserer, dass die Menschen im allgemeinen und die Aerzte insbesondere vollkommene Wesen seien, ist eine Utopie. Träumt man aber einmal Utopien, so kommt es auf ein bisschen mehr oder weniger Phantasie nicht mehr an. Ebensogut wie man die moralische und intellektuelle Schwachheit der Menschen im allgemeinen und die der Aerzte insbesondere leugnet, kann man ja gleich das Vorhandensein von Krankheiten und von unerträglichen Schmerzen leugnen.

Auch der Glaube, dass die Welt durch neue Gesetzesparagraphen verbessert werden könne, ist eine Utopie.

UNIFORM

ICH wollte ein Buch schreiben, und kein ganz dünnes, über die schlimmste und allgemeinste Kulturbarbarei unserer Zeit, über die Uniformität oder Gleichmacherei auf allen geistigen Gebieten. Je weiter sich meine Vorarbeiten ausdehnten, und je lieber mir die Ideen meines künftigen Buches wurden, desto mehr lockte es mich, für meine Ketzereien möglichst viele Leser zu gewinnen; und so ist aus dem dicken Buche ein kleines Feuilleton geworden. Vorläufig wenigstens. Trotzdem: keine Rechte vorbehalten.

Natürlich habe ich nicht die Absicht, mich gegen die Uniform („Gleichtracht" übersetzte vor hundert Jahren der gute Campe das Fremdwort) und gegen den uniformen, gegen den gleichförmigen Drill beim Militär zu wenden. Im Gegenteil; das Heer ist eine ungeheure Maschine, die ihrem Zwecke nur entsprechen kann, wenn das einzelne Glied der Maschine millionenfach auf ein Wort gleichmässig arbeitet, so wie viele tausend Spindeln einer Spinnmaschine auf einen einzigen Hebeldruck. Dass übrigens die Soldaten zufällig individuelle Menschen sind, mit menschlicher Vernunft und menschlichem Wissen begabt, dieser Umstand wird ja immer mehr zur Verbesserung der Heeresmaschine ausgenützt. Der Hauptmann und sogar der Feldwebel nimmt es nicht übel, wenn in der Schlacht ein Zug abbiegt, anstatt in gerader Richtung einen verwundeten Kameraden niederzutrampeln.

Wo immer es sich um Einrichtungen handelt, gleichförmige Gegenstände gleichmässig zu bearbeiten, da sind unsere Maschinen recht an ihrem Platze; eine Holzverkleinerungsmaschine darf die Holzklötze, eine

Mähmaschine darf die Grashalme und die Wiesenblumen nicht als Individuen behandeln wollen.

Aber leider sind die Einrichtungen, durch welche die vier Fakultäten die abendländischen Völker zu beglücken beauftragt sind, auch nur solche Maschinen geworden, die ungefähr wie die Mähmaschinen arbeiten und sich um die Ungleichförmigkeit der menschlichen Individuen nicht kümmern. So grausam gleichförmig haut und schneidet Juristerei und Medizin, Schulmeisterei und leider auch Theologie. In allen Grossbetrieben der vier Fakultäten kommt es den Höchstkommandierenden nur auf eine scheinbar günstige Statistik an; die grossen Zahlen stimmen auch immer wirklich. Der Staat, insofern er ein Polizeistaat ist, rühmt sich noch, wie wir's so herrlich weit gebracht haben. Kultur wird mit Polizei verwechselt; auch auf den Gebieten der Juristerei und Medizin, der Schulmeisterei und der Theologie. Für den einfachen Bürger ist eine Uniform nicht vorgeschrieben; wollte aber einer wesentlich anders gekleidet gehen, als es Sitte ist, zum Beispiel unbekleidet, die Polizei würde ihn beim Kragen packen. Und schon zu diesem Zweck hat jedermann, auch wenn er sonst nackt wäre, wenigstens einen Kragen zu tragen. Und wollte einer eine neue Religion gründen, und hiesse man ihn einen neuen Heiland, die Polizei würde es verhindern.

Die Gleichmacherei in der Medizin und im Recht scheint nicht ganz so gefährlich zu sein wie die Uniformitäten der Schule und der Religion; um so schlimmer dafür die Folgen für das unglückliche Menschenkind, das krank geworden ist oder einen der

viel zu vielen Paragraphen des Strafrechts verletzt hat und das nachher unter die Mähmaschine eines medizinischen oder strafrechtlichen Fabrikbetriebes gerät. Freilich, bedeutende Professoren werden nicht müde, eine individuelle Behandlung des Kranken und des Verbrechers zu predigen und sogar wissenschaftlich zu begründen. Nur dass es nachher in den Massenheilanstalten zu der individuellen Behandlung gar nicht kommt.

Der junge Arzt in einer grossen Klinik hat nicht Erfahrung genug und hat nicht Zeit genug, sich wie der Leibarzt eines hohen Herrn um den einzelnen Patienten zu kümmern. Er hat bis zum Examen das Arsenal des Todes kennen gelernt, die Waffengattungen, mit denen der Tod auf die armen Menschen herankommt aus Feuer, Wasser, Luft und Erde; wenn der junge Arzt fleissig war, so hat er auch gelernt, die Waffengattung der vorliegenden Krankheit zu bestimmen und ihr das in diesem Jahre moderne Mittel entgegenzusetzen. Die Besonderheiten des Falles mag nachher die Sektion ergeben; im Grossbetrieb, wo just für den strebsamen Arzt die Kranken leicht zum blossen Krankenmaterial der Forschung werden, wäre ein Eingehen auf jeden besonderen Fall eine unliebsame Störung der Maschine.

Ganz ähnlich liegt die Sache bei dem Grossbetriebe der Rechtsprechung und noch schlimmer bei dem Fabrikbetriebe des Strafvollzugs. Der Richter, der im Jahre tausend kleine Diebe abzuurteilen hat, würde zu einem Märtyrer, wollte er den Lebenslauf und die Lebensumstände jedes armen Teufels so genau untersu-

chen, wie das bei sensationellen Mordprozessen die Zeit gestattet und der Staatssäckel duldet; doch eine Gefängnisstrafe ist vielleicht dem armen Teufel ebenso lebensgefährlich, wenn sie auch langsamer wirkt, als das Beil des Scharfrichters. Und gar der Leiter einer grossen Strafanstalt müsste ein Heiliger sein, ein Heiliger mit Engelsgeduld, wollte er jeden Insassen individuell behandeln. Und selbst ein Heiliger hätte nicht die nötige Zeit.

Glücklicherweise werden nicht allen Menschen die Segnungen einer Klinik oder einer Strafanstalt zuteil. Das ist eigentlich inkonsequent, denn eine mikroskopische Untersuchung würde ergeben, dass niemand ohne ein körperliches oder moralisches Gebrechen ist. Die Uniformität wäre erst vollständig, wenn am Ende auch Hercules wegen Nervenschwäche in eine Klinik, wenn auch der heilige Franziskus als ein Strolch in ein Zwangsarbeitshaus überführt würde. Doch jedes Menschenkind muss die Schule besuchen und jedes Menschenkind soll eine Religion haben, und so feiert die Uniformität oder Gleichmacherei auf diesen Gebieten ihre schönsten Triumphe.

Die Buben und Mädel, die in den allergrössten Fabrikbetrieb des Staates geschickt werden, in die Schule, sind vorher wirklich lauter Individualitäten gewesen, so wie die Blumen und Gräser einer Wiese; es ist kein natürlicher Grund vorhanden, all das blühende Leben von einer Mähmaschine zu Heu für Ochsen verwandeln zu lassen. Nur dass die menschliche Kultur, welche der Natur entgegengesetzt ist, die Einrichtung des ungeheuren Maschinenbetriebes verlangt. Die anderen Fa-

briken lassen den Eltern ja keine Zeit, selbst für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen; da aber eine fixe Idee des modernen Staates jedem Kinde das gleiche Quantum Wissen vorschreibt und dieses Ziel durch Androhung von Gefängnisstrafen zu erreichen imstande ist, so hat er einen Betrieb, in welchem einige Millionen Kinder nach einer einzigen Schablone gedrillt werden. Unter den Kindern gibt es die verschiedensten Temperamente und Neigungen, Charaktere und Talente. Unter den jungen Lehrern gibt es einige Uebermenschen, welche aus ihrem Seminar das Ideal mitgebracht haben, ihre fünfzig, sechzig bis achtzig Schüler sorgsam nach ihren Temperamenten und Neigungen, nach ihren Charakteren und Talenten gesondert heranzubilden, Kindergärtner zu sein und nicht Kutscher einer Mähmaschine. Solche Lehrer sind um so preisenswürdiger, als schon die Seminare Anstalten sind, in denen von Staats wegen, oft genug gegen den Willen der Anstaltsleiter, Uniformität angestrebt wird. Kommt so ein junger Uebermensch nun aus der Theorie in die Praxis, so findet er sich unter einer staatlichen Aufsicht, die ihm bald seine Schrullen austreibt. Auch dann austreibt, wenn der Schulinspektor kein Feind des Lehrers und der Kinder ist. Der „Staat" will es so. Der Staat will, dass die Millionen von Kindern gleichmässig und nach der gleichen Elle das vorgeschriebene Quantum Wissen zugemessen erhalten. Dem Uebermenschen von Lehrer, und wenn er sich zugrunde richten wollte, bleibt keine Zeit, sich den Individualitäten zu widmen. Für den Durchschnitt ist das Quantum Wissen berechnet; wehe dem Buben oder dem Mädel,

das unter oder über dem Durchschnitt geraten ist. Wie die Stiefel der Soldaten für den Durchschnitt zugeschnitten sind; wehe dem Unglücklichen, der zu grosse oder zu kleine Füsse hat.

Die Uniformität der Schule ist schrecklich musterhaft durchgebildet, auch dort, wo es sich um neue und menschenfreundliche Einrichtungen handelt. Spielen sollen die Kinder, alle zu gleicher Zeit, in vorgeschriebenen Schulstunden. In die Ferien gehen sollen die Kinder, alljährlich an dem gleichen Tage im ganzen Reiche, auch wenn die heisseste Zeit im Süden um einen Monat früher eintritt als im Norden. Ferienordnungen für den grünen Tisch anstatt für die grüne Natur. Und wenn für Kinder, die sich von Geburt an der Schablone nicht gefügt haben, wenn für Idioten oder für Taubstumme besondere Schulen eingerichtet werden, so sorgt der Mangel an Geld dafür, dass innerhalb einer solchen Schule die verschiedenartigsten Kinder zu sehr über einen Kamm geschoren werden. Selbst Difformitäten werden so uniformiert. Denn das ist das Geheimnis der unausweichlichen Uniformität: sie soll billig arbeiten wie andere Maschinen auch.

Ueber die Uniformität in den Religionen wäre am meisten zu sagen; darum auch nur ein einziges Wort. Man wird in der gleichen Religionsgemeinschaft nicht leicht zwei Menschen finden, die völlig gleich dächten über die letzten Fragen, über die Bedeutung der Symbole oder über den Wert der vielen gottesdienstlichen Handlungen; aber die verschiedenen Hierarchien im Staate haben es für gut befunden, die Uniformität ihrer Kirchen aufs äusserste zu treiben; heute noch wird in

Bann getan (wenn auch nicht mehr lebendig verbrannt), wer eine eigene Meinung äussert über die letzten Fragen, über Symbole oder über gottesdienstliche Handlungen. Und wenn die Zugehörigkeit zu einer Philosophie, zu einer sogenannten Weltanschauung ebenso allgemein wäre wie die Zugehörigkeit zu einer Kirche, so hätte man auch die philosophischen Sekten uniformiert.

Die Religion wird von ihren eigenen Machthabern gern zu einer politischen Waffe umgewandelt, wo dann die Gewohnheit des Gehorsams gute Dienste leistet; und umgekehrt lieben es die politischen Parteien, die Leitsätze ihres politischen Glaubens als Dogmen einer Weltanschauung, ja einer Religion zu verkünden. In der Wahlschlacht und in den Parlamenten mag eine solche Uniformität des politischen Glaubens nützlich, notwendig sein; handelt es sich doch dabei eigentlich um einen richtigen Feldzug, in welchem ein Staatsmann (in den seltenen Fällen, wo ein Ernstfall vorliegt) wie in einem wirklichen Kriege den Feind besiegen will. Und ich habe schon gesagt, dass Uniformität oder Drill im Heere ganz und gar nicht zu verachten sei. Ist aber die Wahlschlacht geschlagen, hat die Uniformität ihren Zweck erfüllt, dann wäre es mitunter erwünscht, sich in der Friedenszeit darauf zu besinnen, dass auch unter den Mitgliedern einer politischen Partei gar viele Eigenbrödler sind, die in gleichem Tritt und Schritt gegen die feindliche Stellung marschieren, aber sich über die letzten Ziele und über den Wert der Parteisymbole ihre eigenen Gedanken machen.

Ein Feuilleton braucht nicht so reichhaltig zu sein wie eine Briefmarkensammlung. Ich müsste sonst die leidige Uniformität bis in ihre Schlupfwinkel verfolgen, wo sie nicht so für alle Augen sichtbar ist wie in der Schule und in der Kirche. So könnte ich auf die Uniformität in der öffentlichen Wohltätigkeit hinweisen. Einst als die Menschen noch mehr Individuen waren, schenkte man dem Hungernden ein Brot, dem Frierenden aber einen Mantel; und der Wohltäter arbeitete auch nicht nach einer Schablone: der eine schenkte das Brot aus seinem Vorrat, der andere stahl den Mantel, den er schenken wollte. Unsere heutige Kultur ist so mathematisch geworden, dass sie bei Armenspeisungen und sogar bei Christbescherungen nicht nach dem Bedürfnis des einzelnen fragt, sondern jeder Nummer ganz genau den gleichen Liter Suppe zureicht, oder sonst genau die gleiche Gabe. Nur nicht individualisieren! Hat der Kerl nur ein Bein? Er kriegt dennoch sein Paar Stiefel, einen rechten und einen linken. Um so schlimmer, wenn sie zu eng sind! Die Polizei könnte es nicht besser machen. Von der Suppenausteilung im Gefängnis hat die Wohltätigkeit ihre mathematische Ordnungsliebe gelernt.

Ich glaube ganz gut zu wissen, was man mir auf diese Ketzereien antworten könnte, auf die Entdeckung, dass die Gleichmacherei die Barbarei unserer Kultur sei. Man könnte mir einwenden: Individualitäten sind nur in primitiven Zuständen zu dulden; wir wollen und dürfen nicht zurück zu den Einrichtungen der Wilden, unsere Weltreiche können nicht einmal zurückgeschraubt werden auf die Zustände, die in der

Kleinstaaterei des alten Griechenland oder in den Städterepubliken des mittelalterlichen Italien herrschten; wir sollen froh sein, dass das Zeitalter der Maschinen überall so grossartige, maschinenartige Organisation geschaffen habe.

Ich glaube, dass ich einigen Sinn habe für die Leistungen von Organisationen. Sie sind oft ebenso bewunderungswürdig wie unsere Maschinen. Die Maschine einer weltumspannenden Kirche kann einen so starken, selbst ästhetisch starken Eindruck machen, dass der Bewunderer in Gefahr gerät, sich von der Maschine packen und fortreissen zu lassen. Aber ich möchte keine Maschinen, die nicht den armen Menschen dienen wollen. Die Selbstzwecke sein wollen. So findet sich in der prachtvollen Maschine des Heeres eine Einrichtung, die Parademarsch heisst. Es gibt unter den höheren Offizieren leidenschaftliche Soldaten, die den Parademarsch doch nicht mögen. Weil er dem Zweck der Heeresmaschine nicht dient. Ich fürchte, viele schöne Uniformitäten der Schule und der Kirche, der Wohltätigkeit und der anderen Kulturaufgaben brauchten ebensowenig beibehalten zu werden wie der Parademarsch. Sie dienen nur dazu, dass die Statistik mit schönen, egalen Ziffernreihen paradieren könne. Und die meisten Menschen glauben nicht, um der Statistik willen auf der Welt zu sein.



DIE BESTE RELIGION



EIN JAPANISCHER BRIEF, DER LEIDER NIE GESCHRIEBEN WORDEN IST

Mein Herr Minister,

das Vertrauen der Kommission gereicht mir zu einer ganz besonderen Ehre. Die japanische Regierung hat mit unvergleichlicher Regierungsweisheit eine Kommission eingesetzt, um unter allen Religionen, die irgendwo auf der Erde geglaubt werden, die beste ausfindig zu machen. Die wahre Vernunftreligion. Ich bin nur ein kleiner Militärattaché bei unserer japanischen Gesandtschaft in N. Da ich aber in der Lage war, der Regierung über das beste Magazingewehr, über das beste Pulver und über den besten Stahl des Abendlandes berichten zu dürfen, so war die Kommission vielleicht nicht unberechtigt, mir auch noch die Frage nach der besten Religion des Abendlandes vorzulegen. Sie werden sich nicht wundern, mein Herr, wenn ich in meinem Versuch einer Antwort Soldat bleiben und auch in der Religion nur eine besondere Waffengattung sehen werde. Wir alle wollen ja unser Vaterland stark machen im Rat der Völker, stark durch das beste Gewehr, durch das beste Pulver und durch die beste Religion.

Da muss ich es vor allem loben, dass die weise Kommission jetzt nur noch eine fertige Religion aus dem Ausland importieren will und den Gedanken wieder aufgegeben hat, durch Vermischung und Durcheinanderknetung der bei uns gut eingeführten drei Religionen die an hoher Stelle gewünschte neueste und beste Religion herzustellen. Wir haben doch auch, als wir

für den Krieg mit Russland gute Flinten brauchten, nicht den törichten Einfall gehabt, unsere alten Vorderlader durch Feuersteinschlösser und andere solche alte Modelle zu verbessern. Sie fragen trotzdem, ob im Abendlande niemals eine solche Vermischung nebeneinander bestehender jüngerer und älterer Religionen geglückt sei.

Mein lieber Herr, wir wollen einmal ganz ohne Heuchelei miteinander reden, trotzdem es sich um die höchsten Angelegenheiten der Menschheit handelt. Wir haben in Japan doch eigentlich immer nur die alte Shintoreligion des Volkes, die wir von Zeit zu Zeit neu aufputzen, die aber in ihrem grässlichen Aberglauben den oberen Zehntausend von Japan unerträglich geworden ist. Daneben haben wir den Buddhismus, der ursprünglich die Lehre philosophischer Materialisten war, der aber jetzt, nach anderthalb Jahrtausenden seines Lebens in Japan, so heruntergekommen ist, dass seine Priester sich gegen Entgelt zu jeder abergläubischen Kulthandlung hergeben. Daneben haben wir ausserdem die verschiedenen Konfessionen des Abendlandes, die von schlechtbezahlten Missionaren bei uns gepredigt werden und immerhin bei gutbezahlten Renegaten und bei einigen japanischen Snobs Eingang finden. Der Buddhismus und die abendländischen Konfessionen werden unserer alten Volksreligion noch ein paar bunte Lappen mehr anhängen; eine bessere Religion werden sie nicht aus ihr machen.

Um also ohne Heuchelei zu reden, will ich Ihnen anvertrauen, dass es in Europa vielfach ebenso um den Glauben steht. Volksglaube ist die Shintoreligion,

die Religion der Ahnen, das Dogma also: an allen Gebräuchen, abergläubischen Gewohnheiten und Vorstellungen der Ahnen soll womöglich nichts geändert werden. Dieser Shintoismus ist das Wesen aller abendländischen Konfessionen, auch derjenigen, die aus einer Umgestaltung oder Revolution oder Reformation hervorgegangen sind. Die Shintoreligion der abendländischen Völker, die von den abendländischen Regierungen immer wieder gepriesene Shintoreligion, hat nur einen Grundgedanken: es soll alles beim alten bleiben. Daneben haben die Abendländer auch ihren Buddhismus, den sie wissenschaftliche Weltanschauung nennen, eine Weltanschauung, deren Vertreter wie bei uns gern bereit sind, die alte Shintoreligion des Volkes mit neuen Lappen aufzuputzen. Seltener als wir haben die Abendländer daneben importierte Religionen; bezahlte Missionare der Neger und Mongolen fehlen vollständig; doch gibt es seit einigen Jahrzehnten hier abendländische Snobs, die den Buddhadienst oder wenigstens Buddhastatuen und Buddhagleichnisse wie etwa japanische Lackarbeiten einführen möchten.

Im Abendlande erhofft man also aus einer Vermischung der dort eingeführten Religionen keinen nennenswerten Vorteil; und auch eine Umformung oder Umgestaltung der bestehenden Volksreligion hat die wünschenswerte beste Religion nicht gebracht, weil der Shintoismus (die Lehre, dass alles beim alten bleiben soll) immer wieder den Sieg davonträgt. Sie sehen, mein Herr, auch die Erfahrungen des Abendlandes sprechen dafür, lieber die beste Religion aus dem Aus-

lande einzuführen, als es immer wieder mit einer Verbesserung der alten und inländischen Religion zu versuchen.

Welche aber von den vielen Religionen der Erde ist die beste? Das ist doch die Frage? Nun habe ich aber im Verkehr mit abendländischen Gelehrten das grosse Geheimnis erfahren, dass die Güte (wie man hier zu sagen pflegt) „ein relativer Begriff ist". Was gegen die Chinesen eine gute Waffe ist, braucht noch nicht gut zu sein gegen die Russen; und Schiffskanonen, die gegen die Russen gut genug sind, brauchen es noch nicht gegen die Engländer zu sein.

Es wäre überaus unhöflich, wollte man bei der besten Religion wie bei der besten Waffe fragen: gegen wen die beste? Bei der Religion klingt es in jeder Sprache hübscher, wenn man fragt: für wen sie die beste sei. Eine Religion will und soll ja niemals schädlich wirken, die beste schon gar nicht. Wir wollen also, bevor wir uns nach der besten Religion umsehen, die Frage aufwerfen: für wen muss eine Religion besonders gut sein, damit wir ein Recht haben, sie überhaupt gut oder die beste zu nennen.

Die heimlichen Philosophen werden sagen, eine Religion sei gut, wenn sie das menschliche Denken befriedige. Ich glaube nicht, dass die weise Kommission die beste Religion nach diesem Wertmaß ausgesucht wünscht. Das wäre ja am Ende keine Religion, sondern eine Weltanschauung, und deren gibt es ebenso viele wie Religionen. Auch wollen wir einander doch nicht verhehlen, dass die hohe Stelle bei Einsetzung der Kommission doch eigentlich an die Importierung ei-

ner besonders nützlichen Kirche gedacht hat; aus einer Weltanschauung aber lässt sich niemals eine richtig gehende Kirche herstellen. Als vor zwanzig Jahren unser Krieg gegen China beendet war und die abendländischen Mächte uns um die Früchte des Sieges bringen wollten, da hätten wir eine ideale Waffe nötig gehabt, um alle abendländischen Mächte auf einmal zu vernichten. Damals hätte eine Flotte von Luftschiffen, aus welcher man Europa und Amerika hätte bombardieren können, das Denken schon befriedigt; nur dass das Luftschiff damals noch nicht erfunden war. Die beste Religion für den Philosophen, die beste Weltanschauung ist immer die, die noch nicht erfunden ist.

Unsere volksfreundlichen Abgeordneten werden sagen: die beste Religion müsse für das Volk die beste sein. Das glücklichste Volk habe gewiss die beste Religion. Mein Herr, ich will in der Offenherzigkeit nicht so weit gehen, Sie zu fragen, ob Sie beim Lesen dieser Worte ebenso gelacht haben wie ich beim Schreiben. Gerade die unglücklichsten Völker haben ja die besten Religionen nötig, als Trost für das diesseitige Leiden. Und gar nicht weit von uns, in der Südsee, soll es kleine Inseln gegeben haben, deren Bewohner nichts von Kummer wussten und nichts von einer Religion wussten, bevor ihnen die Abendländer nicht einigen Kummer und einige Religion auf die Insel brachten.

Nein, mein Herr; der hohe Herr, welcher die weise Kommission zur Erforschung der besten Religion eingesetzt hat, dachte weder an die Philosophie noch an den Nutzen für das Volk, sondern — wie es die Pflicht

eines Staatsoberhauptes ist — an die Staatsraison. Nur diejenige Religion darf die beste genannt werden, die die beste ist für den Staat. Mein Herr, wir wollen nicht wieder lachen. Wir wollen uns nur darauf besinnen, dass man zwischen Staat und Volk nicht so scharf unterscheiden müsste. Die Staatsraison, die sich weniger um die lebendigen Körper der Volksgenossen kümmert als um das tote Unding Staat, die Staatsraison, die eine Staatsgewalt unter allen Umständen aufrechterhalten will, und wäre es auch gegen den Willen des Volkes, die Staatsraison kann leicht dazu verführt werden, diejenige Religion für die beste zu halten, welche die beste Waffe ist gegen den Individualismus im Volke. Die Staatsraison steckt ja nicht irgendwo in gesprochenen oder geschriebenen Worten, sondern in dem starken Willen lebendiger regierender Personen. Diese regierenden Personen haben nun bei uns den verwegenen Einfall gehabt, die Shintoreligion des Volkes, die alles beim alten lassen will, durch eine bessere ersetzen zu wollen. Mir scheinen die regierenden Personen des Abendlandes, die die Shintoreligion ihrer Völker ungestört lassen wollen, eben vom Standpunkt der Staatsraison richtiger zu handeln. Die weise Kommission wollte sich denn entschliessen, unter allen Religionen der Erde derjenigen den Vorzug zu geben, die ein einziges höheres Wesen anerkennt: den Teufel. Eine derartige Religion befriedigt zwar weder das Denken noch das Volk, hat sich aber schon oft als bequem erwiesen für die Regierenden.

Nun fürchte ich aber, dass die weise Kommission

zu sehr von dem modernen Geiste Japans angesteckt ist, um einen so einfachen Rat befolgen zu können. Wir Japaner der regierenden Klassen glauben eigentlich gar nicht an den Teufel und haben nur eine wahre Höllenangst davor, in den Augen der Europäer für unmodern, für Orientalen zu gelten. So haben wir in den letzten fünfzig Jahren in bunter Reihe die ältesten und die jüngsten Erfindungen Europas bei uns eingeführt: Waffen und Gesetzbücher, Eisenbahnen und Adelstitel, Verfassungen und Telegraphen, Zeitungen und Universitäten. Ich fürchte, die Kommission zur Erforschung der besten Religion wird wieder, anstatt sich mit der echt orientalischen Erfindung des Teufels zu begnügen, irgendeine der abendländischen Religionserfindungen einführen wollen. Und dann würden wir dieselbe Torheit begehen, die hierzulande nach dem Urteil einiger Männer die Torheit der Frauenrechtlerinnen ist. Wenn Sie mir versprechen, mein Herr, dass Sie nicht wieder unziemlich lachen wollen, sollen Sie meine Begründung dieser Parallele lesen dürfen.

Im Abendlande wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Frauen, die mit der Stellung der Frau unzufrieden sind, die nicht alles beim alten lassen wollen, die nicht länger Geishas sein wollen; genau so wie bei uns in Japan die Zahl der Männer wächst, die mit der alten Shintoreligion unzufrieden sind. Die abendländischen Frauen nun, da sie eine neue Kultur erobern und rücksichtslos erzwingen wollen, fangen damit an, dass sie die abgelegten Kleider der Männer anziehen. Das ist nicht etwa buchstäblich zu nehmen, obgleich die

Befreiung des Weibes oft mit einer Vorliebe für die abscheuliche Tracht der hiesigen Männer begonnen hat; auch die Neigung für die schlechten Männergewohnheiten des Rauchens und Saufens meine ich nicht. Ich meine die ererbte Unweisheit, mit welcher die Frauen die grösste Weltrevolution ankündigen und nachher glücklich sind, sobald sie — symbolisch — die abgeschmackten Männerhosen über ihre viel schöneren Glieder gezogen haben. Da ist man beinahe schon darüber einig, dass das abendländische Schulwesen von Grund aus umgestaltet werden müsse, dass die abendländische Jugend nicht länger dem lateinischen Moloch geopfert werden dürfe; die Frauenrechtlerinnen aber triumphieren, wenn sie die Lateinschulen besuchen dürfen. Da ist man beinahe einig darüber, dass die abendländischen Parlamente nicht der treffende Ausdruck für den Volkswillen seien, dass der Staat der Zukunft auf einer besseren Basis begründet werden müsse; die Frauenrechtlerinnen aber nehmen die Gefahr von Prügeln und sogar die Gefahr der Lächerlichkeit auf sich, um für diese Parlamente das aktive und passive Wahlrecht zu verlangen.

Sie sehen ja wohl, mein Herr, worauf ich hinaus will. Auch wir Japaner möchten, da wir aus den abendländischen Religionen die beste für uns herausdestillieren, um sie zur japanischen Staatsreligion zu machen, eine europäische Tracht anlegen, die man in Europa abzulegen beginnt. Hier ist in denjenigen Kreisen, die sich am ehesten mit uns Japanern vergleichen dürfen, schon seit Jahrzehnten die Losung: Trennung von Staat und Kirche. Die guten Europäer täuschen

sich ja ein wenig über die geistige Freiheit ihrer Völker. Die Völker hängen am Shintoismus, dessen Losung ist: alles beim alten. Noch nicht auf fünftausend Einwohner kommt einer, der sich die Mühe gibt, für seine Person aus dem alten Verein auszutreten. Wo die Trennung von Kirche und Staat schon Tatsache geworden ist, da beeilen sich die Männlein und Weiblein, neue Vereine und neue Konventikel zu bilden. Trotz alledem kann kein Zweifel darüber herrschen, dass die alten Religionen des Abendlandes sich in einer Art von Defensive befinden und dass der Beruf zur Religionsstiftung im Abendlande erloschen ist. Die Polizei des Abendlandes schützt die alten Religionen; einen Religionsstifter würde diese Polizei nicht dulden. Auch einen Religionsverbesserer nicht. Und eine dieser alten Religionen soll für unser Japan gerade gut genug sein? Wie die Lateinschule für die edelsten unter den abendländischen Frauen.

Schon vor vierzig Jahren hat einer der besten Deutschen gerufen: „Wir sind keine Christen mehr!" Und die heute (ich denke an die sogenannten Intellektuellen) die Behauptung umkehren und sagen: „Doch, wir sind noch Christen!" — die interpretieren ihr positives Bekenntnis so schlau und so glaubensleer, dass es ebensogut auf ein Bekenntnis zum Atheismus hinausläuft.

Nein, mein Herr. Will die weise Kommission sich nicht zum Zynismus entschliessen, will sie nicht die für die Regierenden so bequeme Religion des Teufels einführen, so wird sie nicht viel Glück haben. Eher möchte ich glauben, dass die sogenannte Heilsarmee

oder dass der Unfug der abendländischen Spiritisten etwas erzeugen könnte, das mit einer der alten Religionen zu verwechseln wäre, als dass eine weise Kommission auf Befehl eines hohen Herrn eine Religion einführen könnte. Eine Religion wird nicht am grünen Tisch ausgedacht; eine Religion muss wie eine Schlacht erkämpft werden. Die heldenhafte Inbrunst eines ganzen Kerls kann eine Religion schaffen, nicht die Weisheit einer von der Regierung eingesetzten Kommission. Eine Kommission kann kein Bataillon über einen Strassengraben führen. Eine Kommission kann nichts erfinden, nichts schaffen, nichts zeugen.

Sie, mein Herr, sind Präsident einer Kommission. Trotzdem unterschreibe ich mich (nach abendländischer Sitte) mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr

Marquis J.

DIE WIEDERGEBURT DES BUDDHISMUS

DER Brief des Marquis J., ein Brief vom 1. April, für den ich ganz und gar die Verantwortung übernehmen muss, knüpfte an eine merkwürdige Nachricht an: die japanische Regierung hätte die gewiss lobenswerte Absicht, in ihrem Lande die beste Religion einzuführen, und wenn die Kommission bis Mitternacht aufbleiben müsste, um die beste Religion auszuwählen oder zu erfinden. Nun erhielt ich über diese Frage Briefe, deren exotische Briefmarken bildlich für die weite Verbreitung des „Berliner Tageblatts" sprachen. Aus Japan selbst schrieb mir ein — englischer — Anhänger des Mahayana (des nördlichen Buddhismus) und überraschte mich nicht eben mit der Mitteilung, dass die Höchstgebildeten unter den Japanern sich für Einführung einer neuen Volksreligion gar nicht interessierten, die doch nur irgendwelchen alten Aberglauben konservieren müsste; dass sie in ihrer wissenschaftlichen Ausgestaltung des Buddhismus, eben dem Mahayana, die vollendetste Weltanschauung und Religion besässen, deren die Menschheit jemals fähig gewesen wäre. Ueber kurz oder lang werde dieser Neubuddhismus oder Panbuddhismus die Welt beherrschen und auch im Abendlande die Erbschaft des Christentums antreten.

Die Japaner sind ja die Nächsten dazu, das einst christliche Wort wieder zu Ehren zu bringen: Licht aus dem Orient; sie sind zum Staunen der Zeitgenossen eine Grossmacht geworden, während das christliche Abendland dabei ist, Asien (und Afrika dazu) Stück für Stück zu verschlucken. Der Islam, noch vor vierhundert Jahren die waffenfähigste Kirche der Erde,

ist um seiner Schwäche willen sprichwörtlich geworden; trotz seinem tapferen Fanatismus hat er sich gegen die Schlauheit des christlichen Europa nicht behaupten können. Der Buddhismus jedoch, dessen Bekenner niemals fanatisch waren und selbst mit ihren Feinden in Frieden leben wollten, hat in aller Stille die halbe Welt erobert, trotzdem er in seiner Heimat durch die Wut der Brahmanen und dann der Türken so gut wie ausgerottet worden ist; mag auch die Rechnung zu hoch gegriffen haben, nach der die Hälfte der Menschheit buddhistisch ist, mögen auch bescheidenere Angaben übertrieben sein, so viel ist sicher, dass es mehr Buddhisten auf der Erde gibt als Gläubige irgendeiner christlichen Kirche. Aber diese Ziffern meine ich nicht, wenn ich an eine Wiedergeburt des Buddhismus denke. In Ceylon, Siam, Tibet, China und Japan leben einige hundert Millionen von Buddhisten, deren Religionsübungen nicht gerade zur Nachfolge anreizen, deren Mönche „faule Bäuche“ sind nach dem Worte des Paulus wie anderswo.

Die Wiedergeburt des Buddhismus ist ein ernster Versuch, die Lehre des Buddha in ihrer Reinheit wiederherzustellen, sie zu reformieren und sie in den Schlagworten der abendländischen Wissenschaft auszudrücken. Man will den Buddhismus zu einer modernen, wissenschaftlichen Weltanschauung entwickeln und ihn so fähig machen, Weltreligion zu werden und alle jüngeren Religionen zu beerben. Im ganzen und grossen sind die Rollen so verteilt: japanische Gelehrte, welche europäische Schulen besucht haben, bemühen sich nachzuweisen, dass Buddha vor zweiein-

halb Jahrtausenden die Erkenntnistheorie von Kant und Helmholtz schon gekannt habe; glänzende englische Schriftsteller, wie Lafcadio Hearn, zeichnen in ihren Reiseschilderungen die einfache buddhistische Bevölkerung so, als ob die tiefsten Gedanken und die himmelreine Ethik des Buddha bei ihr zu finden wäre; deutsche Philologen vermitteln uns die Kenntnis der ältesten und unverfälschtesten Texte und zeigen uns den Buddha als einen unvergleichlichen Philosophen. So wie einst der Buddhismus durch Missionen in China, Japan usw. eingeführt worden ist, so werden jetzt Missionen des Neubuddhismus nach Nordamerika und England geschickt oder vorbereitet; und in Deutschland und der Schweiz, wo der Boden durch die Verbreitung der Bücher Schopenhauers besonders günstig scheinen musste, denkt man allen Ernstes daran, buddhistische Gemeinden zu gründen, Zweigniederlassungen des maßvoll asketischen Buddhistenordens zu stiften. In England und in Deutschland erscheinen buddhistische Zeitschriften, deren Ziel eine buddhistische Propaganda ist. In England und in Deutschland kann man unzählige Aufsätze lesen, die zur grösseren Ehre des Buddha geschrieben sind.

Der Buddha muss ein vollendeter Mensch gewesen sein; der Weisesten und Besten einer, die in der Menschheit Spuren hinterlassen haben; ich glaube, in meinem Buche „Der letzte Tod des Gautama Buddha" verraten zu haben, wie gross und lichtstrahlend auch mir, der ich seinen Glauben an die Seelenwanderung nicht teile, seine Persönlichkeit erscheint. (Ein italienischer Neubuddhist hat darüber, dass ich einer sol-

chen Gestalt andächtig und doch frei gegenüberstehe, sein bisschen Verstand verloren.) Will man uns aber seinen Glauben als die Religion der Zukunft anpreisen, dann sollte doch vorher die nicht unwichtige Frage beantwortet werden, ob der Buddhismus, der echte und der alte oder meinetwegen der entwickelte Neubuddhismus, überhaupt eine Religion sei.

Man könnte da ein Wort Heinrich Heine's umkehren. Der hat einmal von seiner eigenen Konfession gesagt: Das Judentum ist gar keine Religion, es ist ein Unglück; so könnte man behaupten: Der Buddhismus ist vielleicht ein Glück, aber keine Religion. Das Ruhebedürfnis des Menschen kann in dieser elenden Welt durch buddhistische Ueberzeugungen gestillt werden; aber eine Lehre, die keinen Gott kennt, kein Dogma und kein Gebet, ist nach unserem Sprachgebrauche wirklich keine Religion.

Der ursprüngliche Buddhismus ist atheistisch, und zwar sehr gründlich, da er den Begriff einer ersten Ursache und sogar den Begriff einer Persönlichkeit nicht gelten lässt. Der Buddhismus weiss nichts von Dogmen, weil er weder Offenbarung noch Inspiration zugibt und nicht will, dass man irgend etwas auf eine Autorität hin glaube. Der ursprüngliche Buddhismus verwirft auch das Gebet; das Volk zündet zwar vor dem Bilde des Buddha Kerzen und Weihrauch an, legt Blumen hin und spricht dazu hergebrachte Formeln, aber der Neubuddhismus lehrt mit Recht, dass diese Worte im Sinne des Buddha keine Gebete seien, sondern eine inbrünstige und dankbare Anerkennung der unvergleichlichen Bedeutung des Buddha. Von allen

unseren Religionen unterscheidet sich der Buddhismus auch dadurch, dass man nicht Buddhist wird durch Geburt von buddhistischen Eltern oder durch das Hinzutreten eines äusseren Zeichens, sondern einzig und allein durch Studium und Annahme der buddhistischen Lehren; wer von der Wahrheit dieser Lehren nicht überzeugt wird, der ist nicht etwa ein schlechter Buddhist (wie es in Europa schlechte Christen gibt), sondern der ist eben nicht Buddhist. Ferner kann ein Unmündiger, ein unheilbar Kranker, ein Schuldenmacher, ein Sklave, ein Soldat, ein Verbrecher nicht Buddhist werden; das mögen sehr kluge Vorschriften eines Ordenstifters gewesen sein, Gesetze eines Religionsgründers sind es nicht. Nicht einmal nützliche Regeln für die Propaganda; man frage einmal bei ehrlichen Missionaren: wie viele Christen es unter Negern und Chinesen gäbe, wenn man keinen Kranken, keinen Schuldenmacher und keinen Verbrecher aufgenommen hätte. Aber noch aus tieferen Gründen lehrte der Buddha nicht, was nach abendländischem Sprachgebrauche eine richtige Religion ausmacht. Der Buddha kannte das, was wir falsch die Seelenwanderung nennen, aber er leugnete die Seele; der Buddha lehrte mit Andacht und Kraft eine Erlösung durch eigenes Verdienst, aber er verwarf jeden überirdischen Erlöser und wollte selbst nicht ein solcher sein; der Buddha erlebte und schilderte das höchste Gut, die paradiesische Wonne des Nirvana (das doch wohl mehr war als das Aufhören jedes Gefühls, als die Vernichtung des Daseins), aber er wusste nichts von irgendeinem Paradiese im Himmel, von irgendeinem Orte der Seligkeit.

Will man durchaus im Buddhismus Züge entdekken, die mit den Vorstellungen unserer abendländischen Religionen verwandt sind, so darf man auch nicht an die vom Buddhismus gepredigte Menschen- und Tierfreundlichkeit erinnern, noch weniger an die ausgleichende Gerechtigkeit, die in dem Kreislaufe der Geburten (der sogenannten Seelenwanderung) stecken soll; sonst wäre alle Moral religiös. Eher werden wir an die Sitten der abendländischen Kirchen gemahnt, wenn in den buddhistischen Schriften an allen passenden und unpassenden Stellen die Freigebigkeit gegen die Geistlichen eingeschärft wird; aber immerhin waren die buddhistischen Mönche nicht Priester in unserem Sinne, weder gute noch schlechte Priester; sie hatten den Gläubigen nichts zu bieten und sollten dadurch, dass sie Wohnung und Nahrung umsonst hatten, nur in den Stand gesetzt werden, ausschliesslich der inneren Einkehr zu leben.

Nun strengen sich namentlich die deutschen Bekenner des Buddhismus und neuerdings auch die japanischen nicht wenig an, die Völker Europas davon zu überzeugen, dass die altersgrauen Lehren des Buddha durch die abendländische Wissenschaft und durch die deutsche Philosophie insbesondere bestätigt worden seien. Das ist auch insofern richtig, als ein entscheidender Gedanke des Buddha oder seine Lieblingsvorstellung mit den Ergebnissen übereinstimmt, zu welchen die philosophische Entwicklung von Kant bis Mach uns etwa geführt hat: alles fliesst, alles ist Erscheinung, es gibt kein Selbst, „das Ich ist nicht zu retten". Und über diese allerschwierigsten Gedanken-

gänge hinaus führen uns die Reden des Buddha oft in eine mystische Welt hinein, die noch schöner ist und wunderbarer als die mystischen Sehnsüchte des deutschen christlichen Mittelalters. Und die prachtvoll konsequente buddhistische Sittenlehre ist auf etwas aufgebaut, das man die eherne Kette einer moralischen Kausalität nennen könnte; diese moralische Kausalität, der berühmte Karman, liesse sich wirklich mit imponierender Logik so vortragen, dass alle griechischen und alle christlichen Moralprediger von der Einheitlichkeit und überzeugenden Gewalt der buddhistischen Vorstellung beschämt würden. Sollte nun der Buddhismus in der Tat die Religion der abendländischen Zukunft werden, so wäre es gar nicht so übel um die neue Moral bestellt; die besten Köpfe könnten sich ihr unterwerfen, ohne ihren Verstand vorher zum Opfer bringen zu müssen.

Bis auf einen Punkt freilich. Die eindringliche Lehre von der unentrinnbaren moralischen Kausalität ist aufgebaut auf einem Glauben, der dem abendländischen Gehirn und Gefühl widerstrebt: auf dem Glauben an einen Kreislauf der Geburten, den wir immer wieder Seelenwanderung nennen. Diesen Kreislauf, eine Seelenwanderung ohne Seele, versteht der Buddha, der Inder, unter dem Worte Sansara; Nirvana ist der Gegensatz dazu, ist das Auslöschen der Lebensflamme, ist das bewusste Heraustreten aus dem Kreislaufe der Geburten. Sansara und Nirvana sind uns seit ungefähr hundert Jahren die beiden geläufigsten Worte aus dem altindischen, noch vorbuddhistischen Wortschatze. Aber ach, nur Worte, mit denen wir keinen

klaren Sinn verbinden, auf denen wir darum keine Weltanschauung errichten können. Auf denen man gerade darum die Religion der Zukunft errichten will. Ich habe wahrhaftig nicht die Neigung, die alten Dogmen für die „heiligsten Güter“ des Abendlandes zu halten und die „Völker“ zu ihrer Wahrung aufzurufen; viel eher hätte ich Lust, das „geflügelte“ Wort des Kaisers nach Osten hinüberzurufen: „Völker Asiens, wahrt eure heiligsten Güter.“ Aber weil der Glaube an die Seelenwanderung eine Vorbedingung der Zukunftsreligion wäre, darum ist mir das Zutrauen zu einer Wiedergeburt des heilig-schönen Buddhismus versagt.

Mögen immerhin die Neubuddhisten ihre Missionen nach Europa senden. Die Propaganda braucht ja nicht gleich mit so verdächtigen Mitteln betrieben zu werden, wie die der genialen Schwindlerin Blavatsky waren, der merkwürdigen Frau, die ihre spiritistischen Kunststücke Theosophie nannte und mit solchen Kniffen, unterstützt von ihrem vielleicht ehrlichen Freunde, dem Obersten Olcott, tatsächlich die Gründung buddhistischer Gemeinden durchgesetzt hat*).

Die christliche Propaganda ist im Mittelalter mit so blutigen Greueln ausgeübt worden, die „Bekehrung der Heiden“ wird von den Missionaren heute noch mit so unsauberen Mitteln gefördert, dass dagegen das Vor-

*) In den reichlich vierzig Jahren meiner schriftstellerischen Tätigkeit bin ich kaum durch so viele erregte Briefe gestört worden, wie nach dem ersten Erscheinen dieses Aufsatzes; einige weitere Worte über Frau Blavatsky findet man im folgenden Aufsatze „Die Theosophen“.

gehen der neubuddhistischen Missionen geradezu ideal erscheint; sie kommen nach England, nach Deutschland und nach der Schweiz ohne Waffen und ohne Bestechungsgelder, wenden sich mit ihren Bekehrungsversuchen auch nicht an das Gesindel des Abendlandes, höchstens an die unklaren Köpfe, und beschränken sich darauf, ihre Ueberzeugung friedlich darzureichen; sie können gar nicht daran denken, ihre Lehre etwa mit Feuer und Schwert zu propagieren, wie das ja die monotheistischen Religionen alle getan haben. Der echte Buddhismus ist nicht fanatisch.

Freilich lässt es sich nicht leugnen, dass die Neubuddhisten gern jede Gelegenheit ergreifen, ihren Buddha gegen Christus auszuspielen. Sie stellen seine Persönlichkeit und seine Lehre höher; sie sind stolz darauf, die Erlösung ohne Erlöser zu finden, und behaupten sogar (was nicht ganz stimmt), dass das Liebesevangelium des Buddha tiefer dringe als das Evangelium Jesu Christi. „Niemals kommt Hass durch Hass zu Ruh'; durch Nichthassen wird Hass gestillt."

Ich habe übrigens einen alten Bericht aufgefunden, der beweisen würde, dass die Buddhisten sich ihres Gegensatzes zum Christentum schon vor einigen hundert Jahren bewusst waren. Der Bericht findet sich in einem der bekanntesten Werke der Weltliteratur, in Bayles „Dictionnaire", unter dem Schlagworte „Sommona-Codom" (was bedeuten soll: Samano Gotamo, der Asket Gautama, der Buddha). Die buddhistischen Bücher erzählen von Devadatta, einem Vetter des Buddha, der gegen den Meister intrigiert und ihm sogar nach dem Leben getrachtet habe. Nun berichtet

ein Reisender des 17. Jahrhunderts, was er in Siam gehört hat.

Der Buddha fand den Devadatta (der hier sein Bruder heisst) in der tiefsten Hölle furchtbaren Martern ausgesetzt; Devadatta war an ein Kreuz geschlagen, auf dem Kopfe eine Dornenkrone, der Körper mit Wunden bedeckt, Hände und Füsse von Nägeln durchbohrt. Von Mitleid bewogen, wollte der Buddha ihn retten, wenn Devadatta die drei Glaubensartikel annehmen wollte; der Aermste wollte sich aber nur zu Buddha und seiner Lehre bekennen, nicht aber zu den Lehren der buddhistischen Priesterschaft; so musste er noch viele Jahre weiter leiden, nicht in alle Ewigkeit. Die Siamesen sagten aber dem Reisenden, erst durch Devadatta wäre die Erde unter zwei Religionen geteilt worden; die Christen wären Schüler des Devadatta, und dessen Lehre dürfte bei Gefahr der Hölle nicht in Siam eingeführt werden. Ich brauche wohl auf die phantastische Chronologie dieser Fabeln nicht einzugehen.

Wie gesagt: ich glaube nicht, dass der Traum der Panbuddhisten Wirklichkeit werden, dass der Buddhismus, dessen feinste Spekulationen nur angestrengtem Studium zugänglich sind und dessen geheimnisvollste Ahnungen nur auf mystische Gemüter wirken können, die Zukunftreligion unseres amerikanisierten, nach Erwerb und Sinnenlust hastenden Europa werden wird, obgleich schon öfter der Materialismus die Vorfrucht einer religiösen Bewegung gewesen ist. Ich glaube freilich noch viel weniger, dass die Buddhisten sich bekehren werden, wenn man sie nicht mit Feuer und

Schwert bekehren sollte; ich glaube auch nicht, dass Harnack, der Kritiker und gute Monistentöter, recht behalten wird, der vor einigen Jahren gesagt hat: „Das Christentum wird wie ein mächtiger Magnet auf den Buddhismus einwirken.“ Sollte dort nicht am Ende ein stärkerer Magnet sein?

Mit einem indischen Bilde hat man uns die Wiedergeburt des Buddhismus anschaulich zu machen gesucht: die Lotosblume hat ihre Blütenblätter wieder geöffnet, die durch mehr als tausend Jahre geschlossen waren. Sehr schön, wenn man dabei an die Reden des Buddha denkt, die uns erst jetzt wieder durch neue und sorgsame Uebersetzungen vertraut geworden sind. Doch ins Volk wird diese Kenntnis schwerlich dringen; der Lotos wird bei uns nur im Treibhause Blüten treiben.

DIE THEOSOPHEN

„WIR leben in einem religiösen Zeitalter, wenn wir es auch noch kaum bemerken." So hat in einem Aufsatze über „Religion" jüngst Hermann Bahr gesagt, der immer anregend ist, auch wenn er sich in diesem Jahre just mit der trotzigen Stirnlocke der Parsifalanbetung vorwagte, wie er sich einst mit der koketten Stirnlocke der „Moderne" schmückte. Unsere Zeit ist religiöser, gottsucherischer, als all die Künstler und Gelehrten und hinter ihnen her die Geniesser von Kunst und Wissenschaft glauben, die ganz behaglich ausserhalb jeder Kirche wohnen und keine Ahnung davon haben, wie wenig sauwohl es den armen Teufeln ist, die keinen oder nur einen ganz kleinen Anteil an Kunst, Wissenschaft und Lebensgenuss zu eigen haben, denen der Zusammenhang mit ihrer ererbten Kirche verloren gegangen ist, und die nun mit weit aufgerissenen Augen die Wahrheit suchen, irgend etwas suchen, verzweifelt suchen, was nach ihrer Meinung hinter den alten Worten des Glauben stecken müsse. Sie wollen es ja nicht hören, dass es meist Worte sind, hinter denen gar nichts steckt. Sie wissen nichts von einer Kritik der Sprache.

In der Statistik der religiösen Bekenntnisse werden diese unzähligen Sucher, diese Eigenbrödler nicht gezählt. Die Statistik des Glaubens wird von der Polizei aufgenommen; die Polizei aber hat zwar ein sehr intimes Verhältnis zu den Kirchen, hat jedoch gar kein Verhältnis zu der Religiosität der Menschen. Die Rubrik „Religion" im Meldezettel soll klipp und klar mit einem einzigen Schlagworte ausgefüllt werden; wer nur etwa „konfessionslos" hineinschreiben wollte, wäre

der Gefahr ausgesetzt, von einem ordentlichen Beamten sanft oder unsanft angefahren zu werden. Nun stelle man sich die Lage eines statistischen Zählers vor, der verpflichtet wäre, das wirkliche und ehrliche Bekenntnis jedes Staatsbürgers in die Rubrik eintragen zu müssen, die doch nur für ein einziges armes Wörtchen Raum hat; nicht nur die Gottsucher ausserhalb einer Kirche müssten ganze Abhandlungen eintragen, auch Millionen von gläubigen Seelen hätten dem Bekenntnisse zu ihrer Kirche hinzuzufügen, dass sie in diesem oder jenem Punkte anders denken, als die offizielle Glaubenslehre vorschreibt.

So ist es nicht nur heute, so war es eigentlich immer. Immer lebten im Raum und in der Zeit Menschen nebeneinander, die mit ihrer Herzensneigung an den Idealen der verschiedensten Jahrhunderte hingen; alle Weltanschauungen der Jahrhunderte von Moses bis auf den letzten Modernisten haben ihre Vertreter nebeneinander unter uns. Und was schlimmer ist: die Ideale und Vorstellungen vieler Jahrhunderte raufen auch oft in den Gedanken des Einzelnen. Besonders die Gegensätze haben eine Neigung, einander in liebevoller Rauflust zu berühren.

So geschah es vor mehr als anderthalb Jahrtausenden, zur Zeit des höchst weltlichen römischen Kaisertums, dass die sogenannte Theosophie im Abendlande zum ersten Male von sich reden machte, da wundersüchtige Neuplatoniker, weil die Religion der alten Griechen abgewirtschaftet hatte, einen noch tolleren Wunderglauben aus dem Orient herüberschleppten und ein ganzes System der Theurgie oder der Wunder-

wirkerei ergrübelten. Und wieder im sechzehnten Jahrhundert, als die mittelalterliche Herrschaft der Kirche (die inzwischen sehr viel Neuplatonismus in ihre Dogmen aufgenommen hatte) zusammenbrach, wimmelte es in Frankreich, in Italien und in Deutschland von Theosophen, die Gott oder den Teufel, je nachdem, in der weissen oder in der schwarzen Magie suchten. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als die materialistischen Lehren der Enzyklopädisten Europa von Paris bis Petersburg beherrschten und die neue Kritik des Denkens, die Philosophie von Hume und Kant, doch nur einer kleinen Minderheit zugänglich blieb, war zwar der Name Theosophie weniger geläufig, aber Magier und Geisterseher trieben überall ihr Spiel mit gottsuchenden Leuten, betrogene Betrüger oder Betrüger schlechtweg.

Seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts treffen die Theosophen Anstalt, sich wieder in einer neuen Welt mit allem Komfort der Neuzeit einzurichten. Der Materialismus ist zu den breiten Massen gelangt und hat dort auch noch die letzten Reste des moralischen Deismus mit wissenschaftlichen oder scheinwissenschaftlichen Waffen angegriffen; der Materialismus führt das grosse Wort in Vereinen und Zeitungen, wenn auch die Bezeichnung Materialismus gern vermieden wird. Die wundersüchtigen Gottsucher waren klug genug, ebenfalls in Vereinen zusammenzutreten, ebenfalls Zeitschriften zu gründen und die Verkehrsmittel unserer Zeit dazu zu benutzen, ihre Beziehungen in einem weitmaschigen Netze von Amerika bis Indien auszudehnen. Ich könnte nicht sagen, wo sich die Zentrale

dieses Netzes augenblicklich befindet, ob die Antikreuzspinne, die Nutzniesserin des Netzes, gerade in Amerika oder in England ihren Sitz hat; die Organisation ist nicht straff und die Leitung wechselt; auch haben diese Spinnen den gleichen Charakter wie andere: sie fallen einander an und fressen einander auf.

Durch die Ankündigungen der Buchhändler sind nun die Namen Theosophie und Theosoph bekannt geworden, allgemeiner bekannt als die Lehre, welche klüglich immer noch für eine Geheimlehre ausgegeben wird, trotzdem man sie in dicken und dünnen Büchern allerorten nachlesen kann.

Was zunächst den Namen betrifft, so verrät er wirklich gar nichts von der Geheimlehre. Es ist ein reiner Zufall der Wortgeschichte, dass wir unter Theolog einen Mann verstehen, der die Geschichte und die Anschauungen seiner offiziellen Kirche fleissig durchstudiert hat, unter Theosoph aber einen Menschen (es gibt viele Frauen unter den Theosophen), der oder die ausserhalb jeder Kirche mit Gott auf du und du steht, auf Grund eines so vertrauten Verhältnisses die Welt zu verbessern imstande und auch herzlich gern bereit ist, endlich aber die Wundergeschichten der alten Kirchen nur verwirft, um den würdigsten und besten Theosophen neue, auserlesene Wunder zu versprechen. Man könnte es beinahe witzig nennen, dass der Zufall der Wortgeschichte die Bezeichnungen so verteilt hat, wie es geschehen ist; denn Theolog heisst eigentlich „wer von Gott redet“, Theosoph „wer von Gott was weiss“; die Theosophen wissen schrecklich viel von ihrem persönlichen Bekannten, von dem lieben

Gott, den sie dann wieder, sobald sie sich auf das philosophische Pferd gesetzt haben, ein bisschen ableugnen, nicht ganz, aber so ungefähr zu drei Vierteln. Man könnte die Theosophen leicht damit aufziehen, dass sie sich häufig Theosophisten nennen, Theo-Sophisten; aber es ist das nur ein englischer Sprachgebrauch, der in schlechte Uebersetzungen theosophischer Bücher aus England herübergekommen ist; in Wahrheit wäre ein solcher Scherz ein schweres Unrecht gegen — die Sophisten, die doch einst Kerls von ganz anderem Schlage waren, die Logik und die Wissenschaft ihrer Zeit ganz anders am Schnürchen hatten.

Die Geheimlehre der Theosophen ist also kein Geheimnis mehr. Sie ist viel älter, als man gewöhnlich annimmt. Wir wissen nur zu wenig von der Zeit, die den etwas mehr als anderthalb Jahrtausenden ihres historischen Bestandes vorausging. Es ist aber merkwürdig, dass der Wunderknäuel, der den Kern der Lehre bildet, in all der Zeit nach seinen wesentlichen Teilen unverändert geblieben ist, trotzdem die Theosophie jedesmal bei ihrem Erstarken die jeweilige Sprache der gerade anerkannten Wissenschaft nachzusprechen liebte. So ist freilich jede Periode der Theosophie von jeder anderen in der sprachlichen Darstellung verschieden, weil jedesmal nach der Wissenschaft oder nach der Scholastik der Zeit hinübergeschielt wird. Die Theosophie der Neuplatoniker benutzte den Wortschatz der platonischen Ideenlehre, die Renaissance schwelgte in den Träumereien der Astrologie und Alchimie, die Zeit des Cagliostro warf mit den grossen Redensarten der allgemeinen Menschenverbrüderung um sich; die heuti-

gen Theosophen verzichten weder auf die sogenannte Ideenlehre, noch auf Alchimie, noch auf die Menschenverbrüderung, haben aber ihrem Arsenal den Wunderglauben eines entarteten Buddhismus hinzugefügt, der sich von den Lehren seines Stifters ebenso gründlich unterscheidet, wie andere Konfessionen von ihren ersten gemütlichen Anfängen. Weil nun die ersten Theosophen ihre geheime Weisheit schon aus dem Orient geholt hatten, darum passt dieser neue angebliche Buddhismus gar nicht so übel zu dem ältesten Trödel der Theosophie.

Die Einführung in die Geheimlehre ist vortrefflich dazu geeignet, die unzähligen Gottsucher unserer Zeit einzufangen, die von ihren Kirchen unbefriedigt sind, etwas von wissenschaftlicher Kritik läuten gehört haben, aber durch Mängel ihrer erworbenen Bildung oder ihres angeborenen Kopfes verhindert sind, zu den Quellen einer klaren Weltanschauung hinabzusteigen. Mit einer unwissenden Belesenheit werden die grössten Namen zitiert, die schwierigsten Worte gewälzt. Die bestehenden Religionen werden abgeurteilt, Gebräuche und Gebete werden für überflüssig erklärt, alle Greuel des Religionshasses werden abgeschafft und der Grundsatz der religiösen Freiheit wird verkündet. Unklare schreibwütige Schreiber wenden sich an unklare lesewütige Leser mit dem Abhub unverstandener Begriffe.

Aber auch in den einleitenden Darlegungen geht es nirgends ohne Zweideutigkeiten ab. Die Theosophie sei keine neue Religion, sondern eine alte Wissenschaft von Gott; nur dass das ganze Treiben auf den Versuch einer Religionsstiftung hinausläuft, hoffentlich auf ei-

nen Versuch mit untauglichen Mitteln. Ob der Theosoph an Gott glaube? „Das hängt davon ab.“ Es soll nämlich davon abhängen, ob man eine „esoterische Etymologie“ des Wortes annehme oder nicht; wo Begriffe fehlen, da stellt sich immer zur richtigen Zeit das gefällige Wort „esoterisch“ ein. Ob die Theosophie mit dem Spiritismus Aehnlichkeit habe? Diese Frage zu beantworten fiel der Frau Blavatsky (deren „Schlüssel zur Theosophie“ ich hauptsächlich benutze) ganz besonders schwer, weil sie doch in jüngeren Jahren selbst eine eifrige und bis zu ihrer Entlarvung, wie erzählt wird, erfolgreiche Spiritistin gewesen war; sie half sich so, dass sie zwischen dem Spiritismus und ihrem um zwei Silben längeren Spiritualismus einen unfassbaren Gegensatz zurechtklügelte und endlich die Entscheidung fällte: „Die übersinnlichen Erscheinungen sind nicht abzulehnen, ausgenommen in den Fällen des beabsichtigten Betruges.“ In den Fällen eines unbeabsichtigten Betruges hat man also nach wie vor an die Geistererscheinungen zu glauben. Zweideutig ist auch, was über das Bekenntnis zum Buddhismus gesagt wird. Die abstrusesten Glaubensvorstellungen der Buddhisten werden herübergenommen, halbverstandene Bezeichnungen aus Indien werden wie bare Münze dem ungeduldigen Schüler auf den Tisch gezählt, aber der Buddhismus als Lehre wird doch (wieder mit einer esoterischen Etymologie) ein wenig beiseite geschoben, damit Frau Blavatsky als Religionsstifterin nicht im Schatten stehe; nicht alle Theosophen seien Buddhisten, „ebensowenig wie alle Musiker sich zu Wagner bekennen“.

So weit wäre die Theosophie eine minderwertige Abart der vielen Bestrebungen gegen den Kirchenglauben und würde unter sehnsüchtigen Menschen ungefähr ebenso wirken können wie die nüchterne Predigt der heutigen Monisten unter den sehnsuchtslosen Materialisten. Dann hätte aber die Theosophie ihre Verbindung mit der alten Magie aufgegeben, und das will sie ja nicht. Mit einer bemerkenswerten Geschicklichkeit wird die Frage der Zauberei immer wieder zurückgeschoben und die letzte Aufklärung denen versprochen, die nach langer Vorbereitung und Prüfung ausersehen sein würden, im Beisein unbekannter Meister die letzten Schleier des Geheimnisses zu lüften. Man glaubt den Grosskophta Cagliostro in eigener Person zu vernehmen. Niemals werden Zauberkünste für naturwidrig oder unmöglich erklärt, höchstens an einer unfreiwillig lustigen Stelle für „sehr gefährlich". Man weiss mit der Polizei sich trefflich abzufinden.

Der Untergrund, auf welchem die esoterische Moral und die esoterische Wundertäterei dieser Theosophie aufgebaut sind, ist der indische Glaube an eine periodische Wiedergeburt, der an sich unserem abendländischen Denken völlig widerstrebt. Mit einer beneidenswerten Phantasie und einem noch beneidenswerteren Mangel an Logik, mit Hilfe eines ganzen Lexikons indischer Ausdrücke (die denn auch von Frau Blavatsky selbst in einem Fremdwörterbuch oder einem theosophischen Glossarium für die Armen am Geiste übersetzt worden sind) wird auf diesem Untergrund der Wiedergeburt ein System von Geisterseherei aufgebaut: es gibt drei verschiedene Arten von Schlaf, die

entkörperten Geister können einige Tage nach dem Tode noch mit lebenden Geistern verkehren usw.

Die bedeutendsten und geistreichsten Vertreter der modernen Psychologie wissen kaum mehr etwas über die Seele des lebenden Menschen auszusagen; die Theosophen wissen Bescheid über die Leiden und Freuden der Seele nach dem Tode. Unsere bescheidenen Philosophen fürchten oder behaupten doch, dass das menschliche Ich als ein klarer Begriff nicht mehr zu halten sei; die Theosophen zerspalten dieses Ich in allerlei niedere und höhere Geister und begleiten diese Geister von ihren Schreibtischen aus durch alle Himmel und Höllen.

Diese Theosophie wäre aber nicht der Versuch einer neuen Religionsstiftung, wenn sie nicht auch Oberpriester kennen würde (man nennt sie vorsichtig: Weise oder Meister), welche dem Weltgeiste näher stehen als andere Menschen und darum alle Geheimnisse erkennen, die den gewöhnlichen Adepten der Theosophie ewiglich verhüllt bleiben. Solche weise Meister können sich nach ihrem Tode durch ihre Wunderkraft mit den Verfassern theosophischer Lehrbücher in Verbindung setzen und ihnen ihre Werke diktieren; das wäre freilich eine bequeme Art der Schriftstellerei, wenn Frau Blavatsky nicht ausdrücklich und zur Wahrung ihrer schriftstellerischen Eigenart weislich hinzufügte: „Mit einigen verhält es sich so. Es sind ganze Absätze von ihnen wörtlich diktiert, aber in den meisten Fällen inspirieren sie nur die Ideen und überlassen die Einkleidung den Schriftstellern.“ Man sieht, Frau Blavatsky

hat aus den Lehren der christlichen Kirchenväter über die verschiedenen Grade der Inspiration viel gelernt.

Frau Helena Petrowna Blavatsky, die nach einem interessanten Leben und nach der Gründung ihrer theosophischen Gesellschaft vor mehr als zwanzig Jahren, angebetet von ihren Anhängern, gestorben ist, hat also für sich allein etwas unternommen, was andere Religionsstifter niemals im Sinne gehabt hatten: sie hat ihren Verehrern nicht nur einen neuen Glauben geschenkt, sondern gleich ein Priestertum dazu, das doch sonst erst lange Zeit nach dem Stifter aufzutreten pflegte. Für die erste Frau, die sich neben die Religionsstifter zu stellen wagte, eine ganz erkleckliche Leistung.

Frau Blavatsky (1831—1891), die Tochter eines russischen Generals deutschen Namens, war von Kindheit an mindestens „hysterisch", von Hause aus in dem Glauben bestärkt, sie wäre überall von Spirits umgeben. Noch nicht zwölf Jahre alt, schrieb sie „unter dem Diktat einer Verstorbenen" allerlei Zeug nieder; nachher stellte sich's heraus, dass dieser Spirit noch lebte. Ihr abenteuerhaftes Leben, ihre Beziehungen zu Männern und Frauen gehen mich nichts an; nur dass die interessantesten ihrer Abenteuer (ihre ersten Reisen nach Indien, ihre Teilnahme an der Schlacht von Mentana unter Garibaldi) sicherlich ihre Erfindungen waren. Sie konnte lügen, dass die Balken sich bogen. In Kairo soll die dreissigjährige Blavatsky zum ersten Male bei einem spiritistischen Trick entlarvt worden sein. Fünf Jahre später ist sie in Amerika bereits eine „wissenschaftliche" Spiritistin und Schriftstellerin, schreibt nach dem Diktat alter indischer „Meister",

gründet einen Wunderklub, treibt ethische Menschenverbrüderung und findet für alles (mit Hilfe eines Lexikons, das Mr. Olcott, Journalist und Oberst, nachschlägt) den Namen: Theosophische Gesellschaft. Damit ist H. P. Blavatsky eine gemachte Frau. Ihre Bücher, besonders die „Entschleierte Isis", werden von den Mitgliedern der Gesellschaft gekauft; waren diese Schriften doch von toten indischen Meistern, den Mahatmas, inspiriert. Sie übersiedelte nach Indien (sie fuhr diesmal wirklich hin), verkehrte mit den Hindus als Russin, mit den Engländern als Amerikanerin; aber in Indien und später in Paris gab es in den spiritistischen Kreisen selbst furchtbare Skandale, deren Mittelpunkt jedesmal Frau Blavatsky bildete. In Indien verriet eine französische Freundin die Geheimnisse ihrer spiritistischen Apparate und gab sehr kompromittierende Briefe heraus. In Frankreich war es ein russischer Freund, der eine Beichte der Frau Blavatsky vor die Oeffentlichkeit brachte. Die Stifterin der Theosophischen Gesellschaft verlor deshalb durchaus nicht allen Anhang. Auch nach ihrem Tode nicht, da ihr Gewerbe Nachfolgerinnen und Erben fand. Sie selbst hörte bis zu ihrem Ende nicht auf, unermüdlich, trotz schwerer Körperleiden, die „Sache" in Büchern und Aufsätzen zu verteidigen.

Von Zeit zu Zeit muss immer wieder einmal, so lästig auch das Studium dieser abstrusen Bücher sein mag, auf den Wirrwarr in den Köpfen solcher Weltverbesserer hingewiesen werden; denn wer weiss heute noch, dass Kant, der Gegner aller Schwärmerei, die Theosophie schon vor hundertzwanzig Jahren abgetan

hat? Er stellte die Theosophie ganz richtig mit Zauberei und Abgötterei zusammen und nannte ihre Begriffe „vernunftverwirrend".

Für den Historiker und für den Poeten ist die Beschäftigung mit den Theosophen alter Zeit reizvoller als eine Versenkung in die theosophischen Schriften unserer Tage. Henrik Ibsen hat in seinem (trotz eines hindurchgehenden Risses) gewaltigen Drama „Kaiser und Galiläer" den Theosophen Maximos glaubhaft als einen betrogenen Betrüger dargestellt. Es ist vielleicht nur ein Zufall; aber da der gekrönte Theosoph Julianus stirbt, verhüllt Maximos sein Antlitz und sagt nur ein einziges Wort: „Betrogen!"

DAS GOTTLOSE KLOSTER

WIEDER einmal liegt also eine widerspruchsvolle Sehnsucht in der Luft, die Sehnsucht des geistigen Arbeiters nach einem unklar vorgestellten Klosterleben. Wie vor mehr als zweitausend Jahren in dem buddhistischen Indien, wie vor fünfzehnhundert Jahren in dem christlichen Aegypten, sehnen sich beschauliche Menschen hinaus aus dem Welttreiben, hinaus aus dem Gewühl der Städte in die Einsamkeit, in eine möglichst gesellige Einsamkeit. Man hat so ungefähr seit der Reformationszeit bis zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts keinen Stand so geschmäht und gelästert als den der Mönche; kein geistreicher Mann von Rabelais und Luther und dem skeptischen Schwindler Agrippa bis auf Voltaire und Diderot, der den Mönchen nicht ihre vielfältigen und zum Himmel stinkenden Sünden lachend oder grimmig vorgeworfen hätte; und jetzt seit hundert Jahren eine langsam wachsende Bewegung, deren Ideal ist: wie in einem Kloster, fern von der Hetze unserer Kultur, den Frieden für das Herz und die Ruhe für geistige Arbeit zu suchen. Einer der lebhaftesten „Führer“ unseres Volkes, der Professor Wilhelm Ostwald, hat dieser Sehnsucht nach einem modernen Klosterleben eine Schutzrede gehalten; es versteht sich von selbst, dass dem Manne, der das Schlagwort „Monismus“ für ein erlösendes Wort hält, nur ein monistisches Kloster vor seiner Phantasie schwebt. Als Wort ist „monistisch“ nicht schlechter als ein anderes. Wenn nach Aufhebung der französischen Klöster die Mönche von Fécamp ihr Haus, damit es erhalten bliebe, ein monistisches Kloster genannt hätten und ihren höchst erfreulichen

Kräuterlikör einen „monistischen Benediktiner", wir würden dieses Erzeugnis nicht weniger gern trinken. Auf den Namen kommt es nicht an, am wenigsten bei der Bezeichnung einer Sehnsucht; und die wortgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen „Spiritus" und etwa „spirituell" sind ja allbekannt.

Ich darf mich wohl rühmen, in diesen Zeitläuften, in denen alle Welt nach dem Ziele der Wünsche nicht ruft, sondern schreit (nach dem Kinde wird geschrien, nicht bloss gerufen, nach der Kinderlosigkeit, nach dem Staate, nach der Staatlosigkeit, nach höchster Kultur, nach höchster Unkultur), den Schrei nach dem Klosterleben besonders häufig vernommen zu haben. In meine stille Klause am Bodensee, die zwischen Wald und Reben nach den Schweizerbergen hinübersieht, bei Meersburg, in das alte, von der Annette Droste-Hülshoff geliebte und besungene „Glaserhäusle", kommen während der Sommermonate, auch wenn es einmal Katzen hagelt, sehr liebe und dann auch wohl weniger liebe Freunde; sie werfen sich in der ersten Stunde begeistert an den Busen der Natur und finden nicht Worte genug, den Segen der geselligen Einsamkeit zu preisen. „Nur unter solchen Bedingungen kann unsereiner sein Bestes geben, sein Leben einer einzigen grossen Aufgabe widmen." Und in der vertrauten Stunde des Abschieds spricht dann der Berliner, der Wiener, der Münchener, der Pariser das ehrliche Wort: „Wunderbar, unbeschreiblich! Aber wie können Sie (wie kannst du) es ganze Jahre hier aushalten?"

Und hatte ich die lieben Freunde zu einem Ausfluge nach Salem überredet, wo die Zisterzienser ihre

Kirche einst mit so tollen Statuen schmückten, weil sie gar nichts anderes zu tun hatten, war ich gar mit den Fremden bis nach Beuron gefahren, wo die Benediktiner nicht müde werden, Kirche, Kloster und Landschaft mit Werken ihrer Kunstfertigkeit zu zieren, wo auch eine dekorative Musik ernstlicher und inniger gepflegt wird als an manchen sehr berühmten Stätten, dann kannte der fromme Enthusiasmus der Besucher keine Grenze mehr. „Unsere ganze Kultur ist ja Börsengeschrei, wenn man sie mit der Kunst dieser Klosterleute vergleicht; nur im Frieden der brüderlichen Klosterarbeit kann noch Kunst gedeihen und Wissenschaft und Forschung. Ach, dass man doch in einem solchen Kloster seine Tage verbringen dürfte!" Und hatten wir dann bei einigen Gläsern Markgräfler oder Meersburger die Stimmung erhöht und die Erde wiedergewonnen, so kam wohl zögernd der Nachsatz: „In so einem Kloster möchte ich wohl dichten, komponieren, malen, — nachher, für einige Zeit." Der Berliner meinte sogar: „Für Tage, Wochen oder Monate."

Ist ja alles nicht wahr. Als einen lockenden Gegensatz sieht der Gelehrte und der Künstler der Gegenwart, der Geistesarbeiter mit seinen aufgepeitschten Nerven, das nervenberuhigende Klosterleben an, als ein Ziel, aufs innigste zu wünschen; er beneidet die Klosterbrüder der alten Zeit, würde aber fast nie den Entschluss fassen, die Einsamkeit auf sich zu nehmen, auch nicht die gesellige Einsamkeit. Ohne eine gewisse Art von Frömmigkeit, meinetwegen von gottloser Frömmigkeit, ist die Einsamkeit nicht zu ertragen. Ich denke dabei nicht an die Gelübde der Keuschheit,

des Gehorsams und der Armut; von diesen Gelübden sind auch die gewöhnlichen alten Mönche selten bedrückt worden. Ich denke vielmehr an einen schwereren Verzicht, an den Verzicht auf Eitelkeit, die in der Einsamkeit nun einmal nicht befriedigt werden kann. Unabhängig macht die Einsamkeit; aber unabhängig ist nur, wer das Bedürfnis nach lautem Beifall nicht mehr kennt. Diese Künstler und Gelehrten jedoch, die ihrer Stimmung der Klostersehnsucht für ein Weilchen nachgeben, sind — natürlich gibt es Ausnahmen — nur Egoisten der Arbeit, die nachher nach dem lärmenden Beifall horchen, wie er ausgiebig nur in der Grossstadt gespendet wird. Jawohl, das wäre schön: während der Arbeit niemals gestört werden zu können, nicht von der Familie und nicht von Kollegen, nicht vom Steuerzettel und nicht von den Vorgesetzten, nicht von Einladungen und nicht einmal durch den Genuss der Werke anderer Künstler, anderer Forscher. Aber dann! Dann, nach Tagen, Wochen, Monaten oder Jahren, hinaus auf den Markt, hinauf auf die Bühne des Lebens, und schlürfen und schlingen, was Hunger, Liebe und Eitelkeit irgend wünschen und fassen können! Und nicht zu knapp. Nein, meine lieben Freunde und Zeitgenossen, ihr seid für ein Leben im Kloster nicht geboren, und wenn es noch so gottlos wäre, noch so monistisch.

Denn das ist der Grundirrtum all der prächtigen Utopisten, dass sie das eigentliche Wesen des Menschen für engelhaft halten; dass sie meinen, die Menschheit bestehe nur vorläufig aus Mittelgut oder gar aus Dreckspatzen und warte ungeduldig darauf, in einer

neuen Gesellschaft ihre Engelsfittiche entfalten zu können. Zu diesen prächtigen Utopisten gehört eben auch Professor Ostwald, der (in der zweiten Reihe seiner „Monistischen Sonntagspredigten“) seinen anregenden Aufsatz „Ein monistisches Kloster“ veröffentlicht hat.

Der Monismus habe die Aufgabe übernommen, an die Stelle der bisherigen Religion zu treten; der Monismus müsse aber „zeitgemäss rationalisierte“ Einrichtungen erfinden. Für die vielen Idealisten, die zu feinfühlig sind, um den täglichen Kampf mit der Tücke des Objekts erfolgreich aufzunehmen, müsse das Kloster wieder eingeführt werden, eine Anstalt, wo gleichgesinnte Menschen in Gruppen unter anspruchslosen äusseren Bedingungen zusammenleben. Ostwald konnte als Beispiel für die Wohltätigkeit einer solchen Anstalt gar kein besseres Menschenexemplar wählen als den armen Beethoven, der es allerdings verdient hätte, dass ihm die energieraubende Sorge um den Alltag von dienenden Brüdern oder Schwestern wäre abgenommen worden.

Herr Abt Ostwald hat auf den wenigen Seiten seines Aufrufs gleich die Grundzüge seines monistischen Klosters entworfen, das er freilich dann einmal einen „Verein“ und dann wieder eine „Kolonie“ nennt. In der „Ordensregel“ wäre natürlich kein Raum für die alten drei Gelübde: der Gehorsam verbietet sich bei Künstlern und Forschern von selbst; der unbedingten Keuschheit scheint es zu widersprechen, dass die Ehefrauen der Vereinsmitglieder oder Kolonisten und auch die Kinder mit im Kloster leben sollen, auch dann, wenn

die für das Kloster geeigneten Männer (wie das „nicht selten“ vorkomme) Frauen von entgegengesetzten Eigenschaften gewählt haben. Sehr hübsch und mit guten Gründen wird eine gemeinsame, heitere Ordenstracht und eine weitgehende vegetarische Lebensweise empfohlen; wenn ich nur wüsste, was die Diät mit dem Monismus zu schaffen haben soll. Die Heiterkeit der Kleidung und des Verkehrs sowie die paradiesische Kohabitation der Mönche und Nonnen hat schon Rabelais, der übermütigste aller lustigen Zecher, in seiner Abtei Thelema überaus verführerisch geschildert; von einem Verzicht auf Fleisch und Alkohol habe ich allerdings bei Rabelais nichts gelesen. Und ich glaube nicht, dass der kostbare Uebersetzer Dr. Owlglass so fromme Stellen freventlich fortgelassen habe.

Der Utopismus und liebenswürdige Optimismus Ostwalds verrät sich ganz besonders deutlich in folgendem Satze: „Und wenn jemals, was ja nicht ganz ausbleiben wird, der Geist des Eigensinns und Unfriedens sein atavistisches Wesen treiben wollte, so würde der energetische Imperativ im einzelnen Falle jedem schnell zum Bewusstsein bringen, wie unzweckmässig das ist, was er zu tun gedenkt.“ Kants kategorischer Imperativ, der ja mit seiner moralischen Forderung auch nicht als ein kirchliches Dogma auftrat, übte lange Zeit seine Macht über den deutschen Geist, weil dieser Imperativ immerhin ein Ruf aus dem Jenseits war, eine Stimme aus der Welt der Sehnsucht. Ostwalds energetischer Imperativ darf sich (wie wir aus der ersten Reihe seiner monistischen Sonntagspredigten erfahren) einer solchen Herkunft durchaus nicht

rühmen; die Formel lautet: „Vergeude keine Energie!“ Und diese Formel kann auf jedem Gebiet des Handelns überaus vorteilhaft angewandt werden, nicht nur bei der Verbesserung von Kraftmaschinen; nur dass die Anwendung des energetischen Imperativs selbstverständlich an der Grenze des menschlichen Wissens auch ihre Grenze hat, und dass bei den menschlichen Handlungen, die irgendwie moralisch betrachtet werden können, das Vorauswissen viel geringer ist als bei den physikalischen Gesetzen, und dass selbst dieses geringe Wissen noch im Augenblick der Willensentscheidung von dem sehr atavistischen Egoismus getrübt wird. Nein, der Imperativ „Vergeude keine Energie!“ wäre eine sehr empfehlenswerte Inschrift für ein technisches Lehrinstitut, würde sich aber über dem Portal eines Klosters, selbst eines gottlosen Klosters, in all seiner Nützlichkeit befremdlich ausnehmen.

Warum hat also Ostwald seinen Plan nicht einfach einen monistischen Verein oder eine monistische Kolonie genannt? Warum hat er das romantische Wort „Kloster“ bemüht, das uns, die Epigonen der Romantiker, immer noch feierlich anmutet, trotzdem wir wissen und es fast allzu oft hören, wieviel Abscheulichkeiten sich einst hinter den verschwiegenen Klostermauern verbargen? Die Abkehr von der Kirche ist ja gar nicht das Neue in dem Vorschlage Ostwalds; auch die ägyptischen Anachoreten, die im dritten und vierten Jahrhundert zuerst in die Einsamkeit flohen, lösten sich von der Kirchengemeinschaft los, waren oft arge Ketzer und widmeten sich mitunter, wenn sie nicht dümmere Sachen trieben, geistiger Arbeit. Ich weiss

nicht, ob Ostwald an diese ältesten Einsiedler der christlichen Kirche oder gar an die buddhistischen Bettelmönche historisch anknüpfen wollte. Ich glaube aber bestimmt zu wissen, ich lese es zwischen den Zeilen der vielen Bücher Ostwalds, dass ihm selbst das Nützlichkeitsprinzip seines energetischen Imperativs nicht immer genügt, dass er sich wie andere romantische Epigonen hinaussehnt aus dem nüchternen Fabrikbetriebe unserer Kultur in eine — na ja — bessere Welt.

Die Sehnsucht, die unstillbare Sehnsucht des Menschenherzens ist der wahre Grund dafür, dass die müde Zeit ihr Ideal jetzt so häufig in Ermangelung eines besseren Wortes, das Kloster nennt. Nachwirkung der Romantik. Man möchte die Gelübde nicht halten, man sehnt sich aber nach einem Dasein, in welchem man sich ein kleines Bisschen nach diesen Gelübden richten könnte.

Das stärkste Motiv aber, das die Sehnsucht nach einem modernen Kloster in uns aufregt, ist die Unrast unserer Zeit, die Hetze, in welcher nicht nur in den Fabriken, sondern oft genug auch in Künstlerateliers geschafft wird, nicht geschaffen. Reinhold Begas pflegte zu sagen: Genie ist Fleiss. Nun, es gibt unter den Jüngern der Kunst Faulpelze genug, von denen die Welt darum auch niemals etwas erfährt. Doch Fleiss braucht nicht Hetze zu werden; man kann an einem Werke, gross oder klein, sehr langsam und trotzdem unendlich fleissig arbeiten. Heute kommt selbst ein berühmter Künstler bald unter die Räder seiner strebsameren Kollegen, wenn er nicht oft, öfter als gut ist,

ein neues Bild oder ein neues Buch auf den Markt wirft. Da waren die alten Mönche andere Leute; mit unendlichem Fleiss und dennoch langsam mühten sie sich an ihren Miniaturen wie an ihren Münstern; und der Herr ernährte sie doch. Hunger, Liebe und Eitelkeit dulden bei den meisten Künstlern und Forschern keine Langsamkeit, keine Musse mehr, und wenn auch diese vorwärtstreibenden Kräfte nicht wären, so würden doch die Nerven unserer armen Zeitgenossen Langsamkeit, beschauliche Besinnung, Ausruhsamkeit im Fleisse nicht zulassen.

Man stelle sich einmal uns Zeitungsmenschen, die wir ja auch von der Sehnsucht nach dem gottlosen Kloster angesteckt sind, allgemein als langsame Leute vor. Ich habe oft die Behauptung aufgestellt, dass die neue Journalistik das Erbe der mittelalterlichen Kirche angetreten habe: im Verbreiten und Popularisieren der Wissenschaft, im Machen der öffentlichen Meinung und wohl auch im Bepredigen der Zeitereignisse. Man stelle sich nun einmal vor, ein Zeitungsblatt würde heute so fleissig und so langsam hergestellt, wie die Mönche einst ihre Chroniken schrieben; nach Jahr und Tag erst würden die geduldigen Leser von der neuesten Schlacht oder von einem anderen neuen Morde erfahren. Schön wär's freilich, auf so eine verlangsamende Zeitung abonnieren zu können! Aber darauf sind die Nerven der Leser nicht mehr eingerichtet; und von den ungeduldigen Lesern werden die Schreiber gehetzt. Wie überall Forscher und Künstler von einem ungeduldigen Publikum, von ungeduldigen Auftraggebern, am Ende gar von ungeduldigen Königen.

Künstler und Forscher haben von der Unrast aller anderen Arbeiter die Unrast ihres Schaffens gelernt und nennen sich in diesem Sinne ganz richtig „die Schaffenden“; so einer „schafft“ unaufhörlich unter der Peitsche eines Aufsehers. Wir haben keine Zeit mehr zu leben; wir essen zu schnell, wir lieben zu schnell, wir denken zu schnell, wir leben zu schnell. Es soll irgendwo in der Schweiz oder in Tirol ein stilles Gebirgstal geben, in welchem der Gruss der Bauern an den eiligen Touristen lautet: „Zeit lassen.“ Klingt das nicht wie ein weltlicher Gruss der alten Kirche an den modernen Menschen?

Und weil Ostwald fast unbewusst wirklich einer Sehnsucht unserer Zeit Ausdruck verliehen hat, darum soll sein Ruf nach einem neuen Klosterleben doch einem jeden empfohlen werden, der ein —iste ist oder ein —aner, ein Moniste oder ein Häckelianer, weil er (nach Lachners Scherz) nicht „selber Aner“ ist; soll empfohlen werden trotz seiner krausen Ausdrucksweise und trotz dem energetischen Imperativ. Wir haben ja nichts Besseres als unsere Sehnsucht. Und wenn man will, so mag auch das kirchliche Wort Kloster passieren. Am Ende war auch die Religion bei ihren ernsthaftesten Bekennern eigentlich kein Glaube, geschweige denn ein Wissen, sondern immer nur die Sehnsucht nach einem Glaubenkönnen.

POLIZEI UND RELIGION



Es ist bald vierzig Jahre her, dass ich ein Drama geschrieben hatte, in welchem vielleicht wirklich, wie die Kritik mir nach der „Premiere“ sagte, mehr Bewunderung für Schillers „Kabale und Liebe“ als eigenes Können zu finden war. Das Drama wurde vom Prager Landestheater zur Aufführung angenommen, wäre aber wahrscheinlich im Theaterarchiv liegen geblieben, wenn nicht ein Verbot der Zensur die Neugierde des Publikums gereizt und dem Herrn Direktor die Aussicht auf ein volles Haus wenigstens für den ersten Abend eröffnet hätte. Ich wurde veranlasst, beim Statthalter von Böhmen eine Aufhebung des Verbots persönlich zu betreiben. Statthalter war damals der gefürchtete General Koller, der wohl gewiss zu dem Zweck ernannt worden war, die politischen Bestrebungen der Tschechen zu unterdrücken. D. h. er sollte dem alten zentralistischen Staatsgedanken dienen, dem nationalitätslosen, nachdem unmittelbar vorher das „föderalistische“, eigentlich tschechische Ministerium dem Zentralismus (der aus historischen Gründen deutsch gewesen war) den Todesstoss versetzt hatte. Koller galt für einen Freund der Deutschen. Unsere Unterhaltung über das Zensurverbot wurde von seiner Seite äusserst höflich, von meiner Seite leider etwas formlos geführt. Im Laufe des Gesprächs fiel das statthalterliche Wort: „Die Polizei ist zum Verbieten da.“

Diese wohlwollende Meinung ist nicht nur bei den Regierenden, sondern auch im Volke weit verbreitet. Die Entwicklung unserer Staaten zu Polizeistaaten hat dazu geführt, dass das Volk in der Polizei, die doch nicht nur der Kriminalität gegenüber notwendig

ist, etwas wie einen Fremdkörper im idealen Rechtsstaate zu sehen sich gewöhnt hat. Die Staatslehrer wissen, dass es neben einer negativen Sicherheitspolizei auch eine positive Wohlfahrtspolizei gibt, und dass es in aufstrebenden Zeiten sogar eine Aufklärungspolizei gegeben hat; das Hauptobjekt der Polizei aber, der einfache Mann, ist immer zum Glauben geneigt, die Polizei sei nur zum Verbieten da. Das mag daher kommen, dass aus der Zeit des absoluten Staates und aus menschlichen Gründen bei den Trägern der Polizeigewalt das Streben geblieben und vorhanden ist, sich um alles und noch um einiges andere zu kümmern. So zum Beispiel um die intime Herzensangelegenheit der Menschen, welche Religion heisst. Man könnte hinzufügen, dass die Polizei sich gern auch in andere Herzensangelegenheiten hineinmischt: in Kunstfragen und in Liebeshändel. Wohl aus dem gleichen Grunde; und mit der gleichen Absicht: das Nackte darf nicht geduldet werden.

Das Gebiet der Polizei ist unübersehbar geworden. Während aber ein Glied der Wohlfahrtspolizei, die Feuerwehr, in den Grossstädten um so beliebter geworden ist, je mehr sie ihre Dienste ausgedehnt hat, kann sich die allgegenwärtige, nur nicht immer an der richtigen Stelle und zur richtigen Zeit gegenwärtige Polizei einer solchen Vorliebe nicht rühmen. Was nicht hindert, dass in der Stadt — auf dem Lande ist es anders — unaufhörlich und bei den kleinsten Anlässen nach der Polizei gerufen wird.

Die Leute, welche auf die Polizei schimpfen und dennoch nach dem Schutzmann schreien, sobald sie eine

Apfelsinenschale auf dem Bürgersteig liegen sehen, würden sich im heutigen Orient und in den antiken Kulturstaaten nicht wohl fühlen und nicht wohl gefühlt haben: sie könnten auf den Schutzmann weder schimpfen noch ihn errufen. In den fast polizeilosen Ländern des Orients und der alten Welt wurden die Brunnen nicht immer zugedeckt, bevor noch ein Kind auf den Gedanken kommen konnte hineinzufallen. Heute, und bei uns werden nicht nur alle Brunnen sorgsam zugedeckt, auf dem kleinsten Dorfe kann man gelegentlich an einer Pumpe die Inschrift baumeln sehen: „Kein Trinkwasser." Vielleicht hat der Herr Apotheker das Wasser bakteriologisch erst vier Wochen nach der Einlieferung untersucht, als es schon verdorben war; vielleicht huldigt der gestrenge Herr Bezirksarzt veralteten Anschauungen über die Ansteckungsgefahr; einerlei: die Pumpe bleibt polizeilich verboten.

Viel schlimmer steht es, wenn die symbolische Anwendung des Wortes nicht zu altmodisch klingt, um die neu gefassten oder neu hervorquellenden Brunnen des Glaubens. Zwar wäre polizeiliche Hilfe da nicht immer nötig, weil die Vertreter des alten und abgestorbenen Glaubens sich schon selbst bemühen, die Verkündiger des Neuen unschädlich zu machen und womöglich in den neuen Schacht hineinzuwerfen. Aber die Verkündiger des Neuen haben mitunter Anhänger, haben eine Gemeinde, und einem solchen Unfug, dass eine Gemeinde sollte lieben dürfen, wen sie will, muss gesteuert werden. Jede Liebe soll ja unter Polizeiaufsicht stehen. Vor einem Wasser, das ein alter Apotheker für schädlich erklärt hat, wird nur gewarnt;

Männern gegenüber, welche eine neue Glaubensgemeinde um ihre Person zu sammeln verdächtig sind, folgt auf die Verwarnung rasch und nachdrücklich die polizeiliche Verfolgung.

Wie unsere jetzige Polizei zu dieser bedenklichen Erweiterung ihres Gewaltkreises gekommen ist, das wäre einer gründlichen Untersuchung wert. Noch zur Lutherzeit, als just ein neuer Glaube zur betrüblichen Ueberraschung des alten Staates und der alten Kirche aufkam, bedeutete „Polizei" eigentlich die bürgerliche Staatsordnung im Gegensatz zur kirchlichen Ordnung; ganz davon zu schweigen, dass „Polizei" (nur dem Klange nach das gleiche Wort) damals und später noch sogar etwa soviel wie Höflichkeit oder Artigkeit heissen konnte. So wunderlich geht es mitunter in der Wortgeschichte zu. Für den Gegensatz zwischen Polizei und Kirche könnte ich Luther selbst anführen, der in seinen Tischreden einmal die Häupter der Kirche den Häuptern der Polizei oder des Staates entgegenstellte. (Der Staat hatte schon lange angefangen, ein Polizeistaat zu werden.) Die damalige Polizei hatte also nichts mit der Kirche zu schaffen.

Ein Hauptgrund dafür, dass die neue Polizei sich auch noch das gänzlich fremde Gebiet des Glaubens eroberte, mag in dem schlechten Gewissen zu suchen sein, das der moderne Staat empfand, so oft er Glaubenszwang ausüben wollte. Die mittelalterliche Kirche hatte ein robusteres Gewissen; sie schämte sich ganz und gar nicht, ihr kanonisches Recht gegen die Ketzer anzuwenden, und überliess nur die Exekutive der weltlichen Macht, die sich schon damals dann und wann

ein bisschen schämte. Die Kirche hatte eben das Gewissen eines Metzgerhundes, der das Vieh zur Schlachtbank treibt, also recht eigentlich ein gutes Gewissen. Der moderne Gesetzgeber gar hat ein ganz schlechtes Gewissen, wenn er einen alten Glauben durch Gesetzesparagraphen erzwingen soll; er drückt sich um diese Aufgabe gern herum und schiebt sie der Polizei zu, die sich niemals schämen darf. Man braucht sich ja nicht zu schämen, sobald man seine Pflicht erfüllt. Und es ist eine Pflicht unserer Polizei geworden, keine neue Glaubensgemeinde aufkommen zu lassen. Eher duldet man die Ausbreitung einer Monstrosität, eher lässt man die Lehre der Spiritisten erstarken, als dass man ein gesundes, kräftiges Glaubenskind das Licht der Welt erblicken liesse. Das Monstrum duldet man, das lebensfähige Kind wird im Keime erstickt. Was doch sonst, unbildlich gesprochen, nach sehr strengen Gesetzen bestraft wird.

Der Schade wäre nicht übermässig gross, wenn es wahr wäre, dass unser Geschlecht durchaus materialistisch ist und ohne Glaubenssehnsucht. Das ist aber nicht wahr. Nur die Oberschicht begnügt sich mit dem neuen Glauben an die alleinseligmachenden Naturgesetze; und bei den Tausenden, welche noch gläubiger einigen populärwissenschaftlichen Führern folgen, wird eine solche vermeintlich ungläubige Ueberzeugung leicht vollends zu einem neuen Dogma. Bei der ungeheuren Mehrheit des Volkes jedoch, bei der Unterschicht, die vielleicht doch einmal den Ausschlag geben wird, gärt eine neue Sehnsucht und möchte Gestalt gewinnen. Der alte Glaube scheint nicht mehr

ganz wahr zu sein, aber die neuen Wahrheiten befriedigen noch weniger. Die neue Schönheit ist der Glaubenssehnsucht nicht schön genug. Man braucht nicht erst die Dichter unserer Zeit zu lesen, man braucht nicht erst aus den Büchern von Tolstoi, Selma Lagerlöf und Gerhart Hauptmann die wilde Sehnsucht des Volkes nach einem schöneren Himmelreich kennen zu lernen; man braucht nur auf dem Lande zu leben und das Vertrauen sonst guter Katholiken und Protestanten zu gewinnen, noch besser das Vertrauen ihrer freieren Söhne, um zu erfahren: der Beruf zur Religionsstiftung ist nicht erstorben, die Sehnsucht nach einer neuen Glaubensgestaltung ist stärker als seit Jahrhunderten, ist vielleicht wieder so stark geworden, wie sie vor neunzehnhundert Jahren war. Nur dass die kirchliche Polizei des Staates stärker geworden ist, als sie jemals war; nur dass diese kirchliche Polizei die alten Religionsgesellschaften, auch die ablebenden und die ganz abgestorbenen, mit allen gesetzlich noch irgend möglichen Mitteln unterstützt, die neuen Lebenskeime aber mit allen gesetzlich noch irgend möglichen Mitteln bekämpft und stört. So ist es gekommen, dass nur die negativen oder die nihilistischen Richtungen der neuen Glaubenssehnsucht an der Oberfläche sichtbar werden, das Ringen nach einer positiven Gestaltung jedoch unter der sichtbaren Oberfläche bleibt. Der Bruchteil der Sehnsüchtigen, der sich in Monistenbünden oder in Freidenkerbünden vereinigen darf, und selbst in diesen harmlosen Vereinen noch von der kirchlichen Schulpolizei unaufhörlich belästigt wird, dieser Bruchteil erfährt — Ausnahmen bestätigen

die Regel — von dem heissen Drängen nach einem neuen Glaubensinhalt fast nur die kalte Negation: man glaubt den alten Glauben nicht mehr. So fördert die kirchliche Polizei die Ausbreitung negativer Tendenzen, die sie eigentlich am meisten fürchten sollte, die sie aber nach den verschämten Staatsgesetzen nicht verbieten darf. Aber jedem Reformator, der irgendeinen alten Glaubensrest noch hüten möchte wie eine heilige Flamme, jedem Baumeister oder Bauhandwerker an einer neuen Kirche werden Schlingen um den Hals geworfen oder Prügel zwischen die Füsse.

Ich darf mich nicht dabei beruhigen, dass einige meiner Freunde vielleicht aus den Negationen ihrer Freidenkerbünde gar nicht hinausstreben, dass just ich besonders geneigt bin, auch die neuen Worte der gärenden Glaubenssehnsucht wieder für Schall und Rauch zu halten. Geistige Unterdrückung mitanzusehen ist ebenso unerträglich, wie die Not eines materiell unterdrückten Volkes. Und die geistige Not ist gross; sie wird noch grösser durch die recht weit verbreitete Ueberzeugung, dass nicht mehr wie einst im Mittelalter ein robuster alter Glaube die Staatsgewalt gegen die neuen Sehnsuchtsgestaltungen aufhetzt, dass vielmehr hinter der Glaubenspolitik, welche die kirchliche Polizei des Staates lenkt (Politik und Polizei kommen ja vom gleichen Stammworte her), allerlei unsaubere Geister stecken, wie Schlendrian und Bequemlichkeit, Heuchelei und selbst Geldinteresse.

Was den Kampf gegen die kirchliche Polizei so erschwert und oft aussichtslos erscheinen lässt, das ist ein Umstand, auf welchen ich eben leise hingewiesen

habe: dass die geistige Not des Volkes leider nicht zugleich die Not der geistig weniger Armen ist, die es in der dünnen und kalten Luft der Negation aushalten können. Grosse Reformen aber sind gewöhnlich nur dadurch zustande gekommen, dass Menschen aus höheren Ständen die Not der sogenannten niederen Stände mitempfanden oder doch verstanden und sich aus reinlicheren oder unreinlicheren Motiven an die Spitze der Bewegung stellten. Nur gerade religiöse Revolutionen sind fast immer aus der Tiefe des Volkes emporgestiegen, und oft genug erst nach dem Siege von klugen Leuten gefälscht worden, die sich der siegreichen Ideen nachträglich bemächtigten, Politik trieben und Polizeigewalt ausübten. So wäre auch für unsere Zeit die Hoffnung auf eine neue Gestaltung der Glaubenssehnsucht, auf eine neue Gemeindebildung, auf den Sieg eines neuen Reformators nicht ganz ausgeschlossen, wenn nur die Staatspolizei ein Einsehen haben und die Kräfte der Glaubenssehnsucht gewähren lassen wollte.

Ich möchte keine Satire schreiben und keine Humoreske; sonst könnte ich dem alltäglichen Leben nacherzählen, wie heutzutage ein Reformator vom ersten Schritte an über den Schutzmann stolpern müsse. Man verbrennt die Ketzer nicht mehr; man lässt sie nur ganz human bis zur tödlichen Erschöpfung über Polizeiparagraphen stolpern. Niemals wäre eine Religionsstiftung möglich gewesen, wenn die Polizei in alten Zeiten so mächtig und so konservierend gewesen wäre wie unter den Gesetzen unseres Rechtsstaates.

Ich möchte es dem Leser überlassen, sich die poli-

zeilichen Massnahmen gegen die stärksten Religionshelden nach dem Muster des jetzt beliebten Vorgehens auszumalen. Nur durch einige Beispiele möchte ich der Phantasie des Lesers eine Richtung geben.

Bei Moses hätte die ägyptische Polizei gar nicht einzugreifen brauchen, da er doch schon dem Strafgesetze verfallen war, als er einen ägyptischen Mann erschlagen hatte; wäre er aber begnadigt worden, so hätte die Polizei doch dem Magier und Wundertäter und dem obdachlosen Wüstenwanderer das Handwerk legen können.

Der Buddha wäre einer abendländischen Polizei sofort verfallen gewesen, als er die in Indien herkömmlichen Standes- oder Kastenunterschiede aufgehoben wissen wollte, als er gar sein Vermögen nicht zu verwalten wusste, es wegwarf und seine karge Nahrung vor fremden Türen erbettelte. Vielleicht wäre so ein Buddha als Prinz aus fürstlichem Hause auch heute einiger Nachsicht gewiss und würde nur für geistig minderwertig erklärt; von Sachverständigen.

Die Vorstellung, Jesus Christus gegen den modernen Polizeistaat kämpfen zu sehen, ist schon mehr als einmal von ganzen Dichtern gefasst worden: von Goethe in seinem lange nicht genug bekannten Fragmente vom Ewigen Juden; von Gerhart Hauptmann in seinem gar nicht hoch genug zu schätzenden Romane „Emanuel Quint“. Man braucht nur an den Fanatiker zu denken, dem selbst Wechslertische nicht heilig sind, der Wechslertische umwirft, und noch dazu im Vorhofe des Tempels, wo doch Wechslertische hin-

gehören. Und die Evangelien berichten nicht, dass nach einem Schutzmann gerufen worden wäre.

Mit Mohammed wäre eine Polizei nach dem Vorbilde der unseren bald fertig geworden. Der Bursche, in dem seine Stammesgenossen zunächst nur einen epileptischen Narren sahen, wäre in einer Idiotenanstalt untergebracht worden und wäre dort gar nicht erst in die Lage gekommen, die Götzen des Landes zu zertrümmern, Bürgerkrieg zu erregen und — schrecklich zu sagen! — an den Kaiser einen unverschämten Brief zu schreiben.

Franziskus, der liebe Heilige, wäre schon rechtzeitig von einer besseren Polizei, als eine zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts in Italien tätig war, in Gewahrsam genommen worden; so hätte er (ganz abgesehen von der Bettelei seines Anhangs) sich nicht auf dem Markte nackend ausziehen, nicht später durch eine sehr primitive Tracht neuen Anstoss erregen und nicht ohne Bauerlaubnis sein Kirchlein bauen können.

Auch Luther dürfte heutzutage weder seine Thesen anschlagen, noch die Bannbulle ungestraft öffentlich verbrennen.

Vielleicht gibt es in unseren Tagen keinen Moses mehr, keinen Buddha, keinen Mohammed, keinen Franziskus und keinen Luther. Vielleicht aber ist die kirchliche Polizei nur stärker geworden als die Kraft der Glaubenssehnsucht. Vielleicht die Scheu vor den endlosen und widerwärtigen Belästigungen so gross, dass sie mehr abschrecken, als einst die Todesdrohungen.

Die Polizei, die sonst überall die alten Zustände zu erhalten sucht, war leider selbst neuerungssüchtig, als

sie begann, sich um die religiösen Herzensangelegenheiten der Bürger zu kümmern. Es stünde besser um die Polizei und um die Religion, wenn beide — wohlgemerkt: beide — sich entschliessen wollten, einander wiederum nicht zu kennen, als wie in alter Zeit.

PHILOSOPHIE IN PREUSSEN



I.
DER GELBE GOTT UND DER WEISSE GOTT

VOR einigen Jahren soll der Kaiser seinen Rekruten eine Rede gehalten haben, in der die letzten Gründe der Japanersiege sehr populär erläutert wurden. Ein amtlicher Text lag nicht vor. Es scheint aber, dass wirklich ungefähr gesagt worden ist: der gemeine Soldat solle nicht glauben, Buddha sei stärker als Christus.

Das musste einmal gesagt werden, falls angenommen wird, der gemeine Mann glaube ernstlich, was er in der Volksschule und in der Kirche von Pfarrern und Pastoren erfahren hat. Was den allergrössten Teil der ihm behördlich zugemessenen Welterkenntnis ausmacht. Wenn kein Haar vom Kopfe fallen kann, ohne dass der Wille Gottes besonders bemüht wird, dann wird der Ausgang einer Völkerschlacht erst recht von einem besonderen Willen Gottes abhängig sein. Nur schlechte Menschen und Atheisten lehren, dass jede Wirkung ihren zureichenden natürlichen Grund habe. Der gläubige Rekrut, wenn er ein denkender Mensch ist, muss sich fragen: warum die göttliche Vorsehung lieber den Heiden beigestanden habe als den Christen? Die Antwort des Alten Fritz, dass die göttliche Vorsehung immer auf Seite der besseren Waffen wäre, hätte kindliche Gemüter verwirrt. Könnten wir die zureichenden Gründe wissen, die den Willen Gottes zur Parteinahme für die Japaner bestimmten, dann wäre alles in schönster Ordnung. Da es aber selbst für die bestinformierten Menschen bislang keine Möglichkeit

gibt, diese Gründe zu erforschen, so ist in der Tat die zurückhaltende, negative Antwort ganz am Platze: was immer da oben vorgehen mag, auf keinen Fall ist Buddha stärker als Christus.

Und nun hatte ein evangelisch-sozialer Kongress vor seinen Rekruten, also wieder recht populär, die gleiche Lehre gepredigt: die Religion der gelben Rasse sei gegenüber der Religion der weissen Rasse minderwertig, die Sittenlehre der buddhistischen Völker sei schlechter als die Sittenlehre der Christenheit. Ein Mann von der Bedeutung des Professors Harnack hatte sich sogar zu der kühnen Prophezeiung verstiegen — in jenen Tagen, unter dem frischen Eindrucke der japanischen Triumphe —, der westliche Glaube werde den Glauben des Ostens besiegen.

Da ist vielleicht die Erinnerung nicht unnütz, dass schon einmal ein preussischer König und preussische Theologen für den weissen Gott und gegen den gelben Gott den Kampf aufnahmen. Vor bald zweihundert Jahren. Nach dem Stande der allgemeinen Bildung — die indische Literatur war in Europa noch ganz unbekannt — handelte es sich damals nicht um Buddha, sondern um Konfutse. Einen unvereinbaren Gegensatz wird man hoffentlich nicht darin erblicken, dass Buddha und Konfutse bloss von der Masse göttlich verehrt wurden, nicht aber von ihren Theologen.

Die Sache selbst, die Austreibung des Aufklärungsphilosophen Christian Wolff aus Preussen, ist bekannt genug, ist in der politischen Geschichte wie in der Geschichte der Philosophie ausführlich behandelt worden. Nur dass ein klein wenig offiziöse Schönfärberei den

König oder den Philosophen, oder beide zu günstig darstellte, dass das Bild der Zeit nicht grotesk genug herauskam, dass endlich der äussere Anlass, eben die Vergleichung der chinesischen und der christlichen Lehre, zu sehr in den Hintergrund trat.

Es war im Jahre 1721. Auf der preussischen Universität Halle zankten die Professoren. Sie zankten um ideale Ueberzeugungen, sie zankten um Ruhm und Kollegiengelder. Beide Auffassungen sind offenbar richtig, keine darf einseitig hervorgehoben werden. Gerade auf der Universität Halle waren die Pietisten zu Macht gelangt, und weil der Pietismus die Unionsbestrebungen des preussischen Hofes zu unterstützen schien, darum erbten die Pietisten, gegen den Geist und gegen das Gefühl dieser Richtung, den Einfluss und die Praktiken der orthodoxen Geistlichkeit. An derselben Universität aber lehrte Christian Wolff die Weltweisheit, allen Theologen zum Entsetzen. Wolff war kein bahnbrechendes Genie; seine Werke verbreiten heute ertötende Langeweile. Er war nicht so scharfsinnig wie sein Meister Leibniz, nicht so amüsant wie sein Vorgänger Thomasius. Er war ein Pedant der Systematik. Doch seine Pedanterie war für die Erziehung der deutschen Philosophen wertvoll, wie nachher Gottscheds Pedanterie für die Erziehung der deutschen Poeten. Wolff brachte die Aufklärung zu europäischem Ansehen, machte sie hoffähig. In Frankreich, Holland und England hatten überlegene Köpfe die Vernunft auf den Thron gesetzt. Gefährliche Umstürzler. Christian Wolff beugte sich vor den Fürsten, machte rasch im Vorübergehen hundert Bücklinge vor der göttlichen Vorsehung, zog

der nackten Vernunft moderne Kleider an und setzte sie in eine Art von Reichskanzleramt ein. So in leidlichem Frieden mit Staat und Kirche bekämpfte er den Aberglauben, stellte Wissenschaft und Moral auf natürliche Gründe und liess Gott einen guten Mann sein. Er hält keinen Vergleich aus mit den erlauchten Geistern Hollands und Englands. Doch die ausserordentliche Verbreitung seiner Schriften und sein Ansehen machten den gebildeten deutschen Mittelstand erst fähig, schon im zweitnächsten Geschlechte Lessings Nathan und Kants Kritik aufzunehmen. Und unvergessen soll bleiben, dass Christian Wolff mehr als einer seiner Vorläufer dazu beitrug, die deutsche Sprache schmiegsam zu machen für die Behandlung philosophischer Fragen. Die Theologen hatten also zureichende Gründe, ihn zu hassen. Dazu kam, wie schon angedeutet, dass die Studenten dem guten Redner und Aufklärer zuliefen, dass Wolff die Kollegen durch Eitelkeit und wohl auch bei Besetzung von Lehrstühlen verletzte.

Als Wolff 1706 nach Halle gekommen war, las er zuerst nur über Mathematik; erst drei Jahre später begann er weitere Vorlesungen über Physik und „andere Teile der Philosophie“, hatte grossen Applaus und bald beschwerten sich die theologischen Professoren darüber, dass ihre Studenten dem jungen Dozenten zuliefen und einen „Ekel vor der Theologie“ beigebracht erhielten. Später warf man den Schülern Wolffs vor, dass sie sogar von der Kanzel anstatt der Dogmen seine Philosophie vortrügen. Die Studenten „von Adel und Kondition“ waren entschieden auf seiten Wolffs und kränkten den orthodoxen Johann Joachim Lange, wo

sie nur konnten. Trotz alledem muss man selbst bei dem durchaus minderwertigen Lange nicht bloss verletzte Eitelkeit und Futterneid als Motive bei seinem denunziatorischen Vorgehen gegen Wolff annehmen, das übrigens — genau genommen — dadurch entschuldbarer wird, dass Wolff selbst in akademischen Angelegenheiten die Regierung anrief; bei dem anderen Gegner von Wolff, dem edeln A. H. Francke, dem Pietisten, dem Lehrer des Grafen Zinzendorf, darf man an unlautere Motive überhaupt nicht denken. Darüber aber kann kein Zweifel sein, dass die Mehrzahl der Professoren dem jüngeren Kollegen Wolff seine Erfolge nicht gönnte.

Hass und Neid der Kollegen hätte sich wie sonst unschädlich in Büchern und Zeitschriftenpolemik entladen, hätte Wolff nicht das Verbrechen begangen, den Heiden Konfutse für einen grossen Philosophen zu erklären, die chinesische Moral mit der christlichen zu vergleichen. Das katholische Mittelalter hatte den argen Heiden Aristoteles zum obersten Lehrer der Christenheit gemacht; dagegen hatte sich die protestantische Theologie seit Luther oft empört. Nun sollte man gar die Chinesen und ihren Konfutse gelten lassen! Bei Uebergabe des Prorektorats am 12. Juli 1721 wurde das Verbrechen begangen in Wolffs „Rede von der Sittenlehre der Chinesen“: die chinesische Moral wäre ebensogut wie die Sittenlehre Wolffs, also ebensogut wie die beste Sittenlehre aller Zeiten; da nun Konfutse zu dieser ausgezeichneten Moral ohne Hilfe einer geoffenbarten oder einer natürlichen Religion gekommen wäre, so läge es auf der Hand, dass die reine Vernunft oh-

ne göttlichen Beistand, durch simple Betrachtung der menschlichen Natur eine vollkommene Moral erlangen könnte. Der verwegenste Satz der Rede sagt, dass die Chinesen den Konfutse so hoch halten als die Juden den Moses, die Türken den Mohammed, „ja wir selbsten den Heiland achten, insofern wir ihn als einen Propheten und Lehrer, der uns von Gott gegeben worden ist, verehren“. Die Fassung ist vorsichtig genug. In gelehrten Anmerkungen, die Wolff fünf Jahre später herausgab, milderte er sein Programm noch mehr; man könne die Beziehung auf Christen und Juden fortlassen und an die Türken allein denken. Auch Konfutse sei durch eine besondere Vorsehung Gottes den Sinesern geschenkt worden. Doch in der zornigen Vorrede steht das böse, für die damalige Zeit auch sprachlich merkwürdige Wort, er habe die Abhandlung nicht für die Bonzen geschrieben.

Dadurch hatte Wolff, der Aufklärer, es mit allen Professoren verschüttet, mit Pietisten wie mit Orthodoxen. Nach deren Meinung war die verderbte Vernunft ohne Offenbarung einer Erleuchtung ebensowenig fähig wie der Mond ohne das Licht der Sonne. Die Herren ahnten nicht, dass der „Professor des Menschengeschlechts“ — wie Wolff sich später nannte — all mit seiner vernünftigen Pedanterie, mit seinem Protest gegen Locke, Newton und Voltaire, mit seiner obligaten Moraltrompete die letzte gelehrte Stütze des europäischen Deismus werden und bleiben sollte. Die Herren zitterten für ihr Ansehen und für den Besuch ihrer Vorlesungen. Hatten doch die Studenten dem Gegner Wolffs, dem unglücklichen Lange (er war der

Vater des von Lessing gebrandmarkten Lange), eine solenne Katzenmusik gebracht und dabei ein Lied gesungen mit dem Refrain: „Lacht ihn aus, den alten Arspauker.“ Das konnte nicht geduldet werden. Wolff selbst hatte sich im Verlaufe der Streitigkeiten, gegen den Geist akademischer Freiheit, an die Regierung gewandt. Jetzt ging Lange direkt an den König, wohlgemerkt an den Vater Friedrichs des Grossen. Dessen Ratgeber in wissenschaftlichen Dingen waren Soldaten und der „Hofnarr“. Eigentlich kümmerte sich Friedrich Wilhelm den Teufel um Philosophie und um andere gelehrte Sachen. Er lachte über die Frage, ob der menschliche Wille frei oder unfrei sei. Wenn die Universität nur kein Geld kostete, wenn sie nur brauchbare Beamte für Leib, Seele und Justiz lieferte, dann mochte so ein gelehrter Sklave immerhin die Unfreiheit des menschlichen Willens lehren. Da aber fasste der wohlinstruierte Hofnarr Gundling (der übrigens ein ganz gelehrter Historiker war, zu der Rolle eines Spassmachers erst durch den despotischen König herabgedrückt und vielleicht nicht schlimmer als mancher ernsthafte Hofhistoriograph) den König bei seiner schwächsten Seite. Wolffs Philosophie vertrüge sich nicht mit der militärischen Disziplin. „Wenn einige grosse Grenadiere in Potsdam durchgingen, so wollte das Fatum haben, dass sie durchgehen m ü s s t e n, und könnten sie nicht widerstehen, und der König täte unrecht, wenn er sie bestrafen wollte.“ Jetzt erst brach das Donnerwetter los. Die langen Kerls von Potsdam mussten vor Wolffs Philosophie geschützt werden. Das war „gegen die im göttlichen Worte geoffenbarte Religion“.

Mit dieser Begründung wurde einem der besten Köpfe des damaligen Deutschland „angedeutet", dass er binnen achtundvierzig Stunden nach Empfang dieser Order die Stadt Halle und „alle unsere übrigen königlichen Lande bei Strafe des Stranges räumen solle".

Meine Darstellung dieser Streitigkeiten macht nicht den Anspruch, auch nur in einem einzigen Punkte etwa aus unbekannten Quellen neues Material herbeigeschafft zu haben, trotzdem ich mich rühmen könnte, die altfränkischen Streitschriften jener Jahre, die lateinischen wie die deutschen, einigermassen zu kennen. Meine Darstellung will nur den einen Vorzug haben, dass sie durchaus den heuchlerischen offiziösen Ton vermeidet, in welchem alte preussische Geschichten leider dem weiteren Publikum fast immer erzählt werden. Bei den dummen Streichen Friedrich Wilhelms I. liegt die Sache besonders schlimm, weil von diesem ganz vortrefflichen Regenten eigentlich nur eine Karikatur durch etwa hundert Jahre im Umlaufe war und die Geschichtschreiber, nicht nur die offiziösen, Arbeit genug hatten, ein richtiges Bild des tüchtigen Mannes zu entwerfen; das Licht, das von Friedrich dem Grossen ausging, hatte die Gestalt seines Vaters in den Schatten gestellt, nicht durch Friedrichs Schuld. Umgekehrt war Wolff von seinen Zeitgenossen dermassen überschätzt worden, dass ein Rückschlag nicht ausbleiben konnte und dass von Hegel bis zur Gegenwart er gewöhnlich nur halb aus Erbarmen gelobt wurde.

Er hat sich an der Polemik sehr lebhaft beteiligt, bald mit wirklicher, bald mit scheinbarer Milde. Und sehr weitläufig; denn er sagt, nach einem witzigen

Worte Schopenhauers, alles und noch mehr. Es war kein reines Vergnügen, die etwas pastoralen Repliken Wolffs zu lesen; und auch seine eigene Lebensbeschreibung, die Heinrich Wuttke 1841 herausgegeben hat, ist keine durchaus erfreuliche Quelle. Das muss hervorgehoben werden, weil die Entstehung dieser Selbstbiographie den Charakter des Philosophen fast richtiger darstellt als die Schrift selbst.

Im Jahre 1739 hatte sich ein Anhänger Wolffs an ihn gewandt mit der Bitte, aus seinem Archiv Memorabilien herauszugeben, die eben dieser Anhänger und Besucher, F. C. Baumeister, bei einer zweiten Auflage seiner Schrift über Wolff benützen könnte. Mit gut gespielter Bescheidenheit zierte sich der Philosoph ein wenig, verfasste dann vier Jahre später das Opus, das doch eigentlich keine Selbstbiographie geworden ist, weil Wolff mit nicht geringer Schlauheit die Spuren verwischt sehen wollte, die ihn selbst als den Verfasser hätten erraten lassen können. Er sandte das Manuskript an einen Mittelsmann und sprach den Wunsch aus, man möchte das Ansehen vermeiden, als wenn er selbst den Stoff gegeben hätte; auch wollte er die Arbeit Baumeisters nicht zur Durchsicht erhalten. Besonderen Wert legte er darauf (wie sonst auch häufig), dass in der Darstellung Baumeisters er nicht bloss als Leibnizianer herauskäme; er wünschte als selbständiger Philosoph eingeschätzt zu werden. Die Memorabilien sind übrigens liederlicher geschrieben als die von Wolff selbst herausgegebenen deutschen Schriften.

Die Eitelkeit des Professors generis humani äussert sich naiv und beinahe menschlich hübsch. Mehr als

über seine Philosophie erfahren wir über Bilder, Medaillen, Carmina und Studentendemonstrationen, über andere Ehrungen durch Fürsten und berühmte Gelehrte; und mehr als einmal folgen diplomatische Andeutungen über die dienlichste Art der Benützung: wie man dem jungen Könige Friedrich schmeicheln könnte, wie man Anlass zu neuer Polemik vermeiden müsste. Einmal erzählt Wolff, mit wie auszeichnenden Worten ihm der berühmte Réaumur geantwortet habe und fügt hinzu: „Ob nun gleich dieses anzuführen aus vielen Ursachen dienlich sein möchte, so müsste es doch auf eine gute Manier geschehen, als ob es ein Passagier mündlich von einem der grössten Gelehrten in Paris gehöret.“

Unter solchen Umständen wird man in Wolffs eigener Lebensbeschreibung nicht mehr suchen dürfen, als was der mit allen Ehren zurückberufene Philosoph über seine Massregelung jetzt noch mitgeteilt wissen wollte; er war mit Preussen versöhnt, er war müde und (wie Baumeister nach einem erneuerten Besuche 1742 erschreckt schreibt) ein Phlegmatikus; „Ich habe kaum einen solchen zeitlebens gesehen; kann nicht leugnen, dass mir seine Person und übrige Konduite sehr schlecht gefallen.“ Da ist es nun um so bemerkenswerter, dass Wolff, der allerdings auf den verstorbenen König keine Rücksicht mehr zu nehmen hatte, den Anlass zur Ungnade Friedrich Wilhelms noch einmal bestätigt: den Grimm des Königs darüber, dass die von Wolff gelehrte „Unfreiheit des Willens“ die Desertion entschuldigen könne. Wolff ist aber in diesen Memorabilien so weich geworden, dass er den König gegen

den Vorwurf in Schutz nimmt, die Order habe dem Philosophen befohlen, binnen vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen; nein, eine Frist von zweimal vierundzwanzig Stunden sei ihm gewährt worden. Und wieder protestiert Wolff dagegen, dass man ihn wegen seiner Lehre von der Willensunfreiheit des Atheismus beschuldigen dürfe.

Der Ausgang der Geschichte ist bekannt. Wolff fand anderswo sofort ein behagliches Unterkommen. Es ist nicht unmöglich, dass er dem Streit nicht ausgewichen war, weil er die Berufung schon in der Tasche hatte; hat doch sogar ein so tapferer, ganzer Mann wie Fichte später, in dem berühmten Atheismusstreit von 1798, den Konflikt mit der Weimarer Regierung unheilbar verschärft, als er einer erfreulichen Berufung sicher zu sein glaubte.

Uebrigens war Friedrich Wilhelm wenigstens nicht eigensinnig. Nach einigen Jahren sah er ein, dass er seine beste Universität durch Verjagung des beliebtesten Dozenten geschädigt hatte. Wolff sollte wiederkommen. Nur Geld sollte es nicht kosten. Nach Frankfurt a. O., wo die Universität reich genug war. „Da kann er kriegen, was er will." Nur nicht nach Halle. „Da würden sich die Kerls gleich wieder bei die Köpfe kriegen." Wolff wartete seine Zeit ab, behandelte den König sehr diplomatisch, ebenso diplomatisch den Kronprinzen. Dann brach die neue Zeit an. Es war eine der ersten Regierungshandlungen Friedrichs des Grossen, dass er den Aufklärer Wolff, der um ein Haar der kleine Märtyrer einer grossen Sache geworden wäre, wie einen Sieger nach Halle zurückkehren liess.

Nach Berlin zu kommen, hatte Wolff klüglich abgelehnt. Er hätte sich unter den Franzosen der Berliner Akademie nicht wohlgefühlt. In Halle kriegten sich die Kerls nicht wieder bei „die Köpfe". Die frommen Gegner kuschten, und Wolff war alt geworden.

Es geht wirklich nur langsam vorwärts. An dem Gesetze, dass dem gelben Gotte nicht die gleiche Achtung bewiesen werden dürfe wie dem weissen Gotte, ist bis zur Stunde nichts geändert worden. Nur der Strafvollzug ist milder. Wer um 1600 gegen das Gesetz sündigte, wurde noch lebendig verbrannt. Um 1700 wurde er bei Androhung des Stranges aus Amt und Brot gejagt. Um 1800 musste sich ein Goethe darein fügen, dass der Atheist Fichte wie ein ungehorsamer Dienstbote weggeschickt wurde, vielleicht ins Elend. Und noch um 1900 versagen die besten Kenner und Kritiker des westlichen Dogmas der östlichen Lehre die schuldige Achtung. Als ob der gelbe Gott nicht auch ein Mensch wäre, nicht auch ein herrlicher Mensch gewesen wäre. Man muss wohl der Beamtenschaft der Regierung wie der Gelehrsamkeit gleich fernstehen, um für sich das grosse befreiende Gelächter anschlagen zu dürfen über diesen Götterstreit.

II.

DER PHILOSOPH VON SANSSOUCI

Der König, der ein Stolz und darum eine Verlegenheit für alle späteren Fürsten geworden ist, heisst beim Volke und bei den Dichtern vertraulich „der Alte Fritz"; die Geschichte nennt ihn Friedrich den Grossen und hat damit einen Namen bestätigt, den zum erstenmal, etwas vorschnell, schon 1745 bei der Heimkehr aus dem zweiten Schlesischen Kriege die Schüler des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin ihm zugerufen hatten, sicherlich von einem Schulmeister belehrt: „Vivat Fridericus Rex, Magnus, Felix, Pater Patriae". Begeisterte Verehrer haben ihn noch anders genannt: Friedrich den Einzigen, Friedrich den Ewigen. Und Voltaire, der sich gern als Agent auch in politische Geschäfte eingemengt hätte, scheint bereits 1742 Lust gehabt zu haben, seinen königlichen Freund zum K a i s e r „Friedrich der Grosse" auszurufen. Der König selbst wagte es, sich einen anderen Titel beizulegen, den des „Philosophen von Sanssouci"; schon der sechzehnjährige Jüngling hatte einen Brief an seine liebe Schwester, wohl scherzhaft, „Friedrich der Philosoph" unterschrieben, und im Jahre 1750 gab er seine Gedichte unter dem Namen „Philosophe de Sans-Souci" heraus. Viele Briefe an Voltaire sind ebenso unterzeichnet.

Es ist nun vielleicht der Untersuchung wert, in welchem Sinne Friedrich den Ehrennamen eines Philosophen verdiene. Ob ihm ein Kapitel in der Geschichte der Philosophie gebühre oder nicht. Eduard Zeller, der

klassische, d. h. philologisch vorzügliche Geschichtschreiber der griechischen Philosophie, hat in seinem Buche über die deutsche Philosophie den König nur ganz flüchtig als einen Beschützer Wolffs erwähnt, hat dann aber zehn Jahre später, zum hundertsten Todestage Friedrichs, ein Buch herausgegeben: „Friedrich der Grosse als Philosoph". Das Buch ist gut und bringt in seinen Anmerkungen eine reiche Fülle von Aeusserungen Friedrichs; aber völlig anvertrauen können wir uns dieser Schrift nicht, weil auch für Zeller der grosse Skeptiker auf dem Throne eine gewisse Verlegenheit ist, weil auch Zeller in einem entscheidenden Punkte offiziös zu werden versucht.

Gewiss ist, dass Friedrich sein Leben nicht der Philosophie gewidmet hat. Er trieb in erster Linie das harte Metier eines Königs, ce chien de metier; mit unvergleichlicher Pflichttreue, mit unermüdlichem Fleiss arbeitete er daran, seinen Staat einem unmöglichen Ideale anzunähern: einem Rechtsstaat mit dem absoluten Monarchen an der Spitze. Was vom Arbeitstage des Königs übrig blieb, darein hatten sich Poesie und Musik, Philosophie und mancherlei Zerstreuungen zu teilen. Die bahnbrechenden Philosophen haben anders gelebt.

Gewiss ist auch, dass sein scharfer Geist gerade für die tiefsten Probleme der Philosophie kein Interesse fasste und dass sein Schulsack für ein Studium der grössten Denker der Vorzeit zu gering war. Friedrich hatte weder die griechische noch die lateinische Sprache lernen dürfen, dazu war es ihm unerträglich oder unmöglich, deutsche Philosophen (oder doch die deut-

schen Philosophen, von deren Existenz er bis zu seinem Tode etwas erfuhr), in deutscher Sprache zu lesen; so war er auf französische Schriftsteller und auf französische Uebersetzungen der Meisterwerke angewiesen; selbst seinen geliebten Wolff (den er freilich später viel weniger hochschätzte) liess er sich erst ins Französische übersetzen, bevor er ihn zu lesen wagte. So lernte er nicht nur die römischen Skribenten, denen er bis in sein Alter treu blieb, sondern auch weiterhin Locke und die Religionsgespräche Humes einzig auf dem Umwege über die französische Gedankenwelt kennen; da war es natürlich, dass ihn die französischen Originalschriftsteller schon durch die Form ihrer Schriften mehr anzogen, dass er sich allmählich von dem unvergleichlichen Voltaire und vielfach auch von den jüngeren französischen Materialisten leiten liess. Es traf sich glücklich, dass schon vorher ein stärkerer Franzose einen entscheidenden Eindruck auf Friedrich gemacht hatte: der ganz undogmatische Pierre Bayle. Bayle der Skeptiker war der wichtigste Erzieher Friedrichs. Damit mag es zusammenhängen, dass Friedrich sich um Naturwissenschaften so gut wie niemals bekümmerte und dass er für die Mathematik eine oft witzige, mitunter auch unfreiwillig komische Verachtung zur Schau trug. So war er durch die Grenzen seiner positiven Kenntnisse und durch seine Gleichgültigkeit gegen alle Fragen der Erkenntnistheorie dazu verurteilt, sich als Philosoph auf einige wenige Probleme zu beschränken; ein neues philosophisches System hat Friedrich nicht aufgestellt und diese Bemerkung soll wahrlich keinen Tadel ausspre-

chen. Es waren nicht die schlechtesten Köpfe unter den grossen Philosophen, die sich zur Skepsis bekannten, die den letzten Fragen gegenüber ihr Nichtwissen eingestanden.

Ein Skeptiker war Friedrich im Grunde auch als Mensch und als König. Das äussert sich nirgends stärker als in seiner mit den Jahren immer wachsenden Neigung zu einer grimmigen Menschenverachtung; er hatte als Jüngling mit aller Welt für die Tugend im Menschen geschwärmt; je älter er wurde, desto finsterer wurde sein Pessimismus. Und dieser Zug trennt ihn von den philosophischen Wortführern seiner Zeit. Man hat den König, und in mancher Beziehung mit Recht, den Fürsten der Aufklärung genannt. Aber die Aufklärungszeit glaubte mit Leibniz an die beste aller Welten, glaubte an den Sieg des guten Prinzips, glaubte an eine göttliche Natur im Menschen; auch Friedrich hatte beinahe bis zu seiner Thronbesteigung an alle diese schönen Dinge geglaubt, hatte als Kronprinz seinen Anti-Machiavell geschrieben, der in der Tat überaus moralisch ist; und im Grunde unehrlich. Dann jedoch lehrte ihn sein Königsmetier, dass die Menschen böse sind und nur mit harter Hand zur Gesetzlichkeit oder wenigstens zur Heuchelei der Tugend geführt werden können; so wurde Friedrich selbst ein machiavellistischer Fürst, nicht im bösen Sinne des Wortes. Seine Menschenverachtung braucht fast nicht erst durch Zeugnisse belegt zu werden. Schon 1741 schreibt ihm Voltaire: „Ich fürchte sehr, Sie werden dazu gelangen, die Menschen zu sehr zu verachten.“ Voltaire hatte recht gesehen, hat später seinem könig-

lichen Freunde übrigens Grund gegeben, auch hervorragende Geister zu verachten. Während des Siebenjährigen Krieges schreibt Friedrich einmal: „Trotz aller Philosophenschulen wird der Mensch die schlimmste Bestie der Welt bleiben.“ Und 1777: „Es gibt einen Keim der Wildheit im Menschenherzen, der immer wieder da ist, wenn man ihn zerstört zu haben glaubt. Die Leute, welche durch Wissenschaft und Kunst vom gröbsten Schmutze gesäubert worden sind, sind wie die Bären, denen ihre Führer beigebracht haben, auf ihren Hinterfüssen zu tanzen; die Unwissenden sind wie Bären, die nicht tanzen.“ Kant hat uns das Wort überliefert, das Friedrich zu einem der deutschen Aufklärer gesprochen hatte: „Sie kennen die verwünschte Rasse nicht, zu der wir gehören.“ Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Wandlung, die sich vom Glauben an das gute Prinzip zum Pessimismus vollzieht, und der Wandlung, die Friedrich aus einem Schüler des Wolffschen Dogmatismus zu einem radikalen Skeptiker macht. Zu einem Skeptiker gegenüber den Begriffen und Idealen der Aufklärungszeit. Er hat sich das Wort einer geistreichen Französin zu eigen gemacht: denken lernen heisst zweifeln lernen; er zitiert gelegentlich schon Montaignes skeptischen Wahlspruch, er liebt das skeptische Gelächter Swifts. Wohlgemerkt, nicht erst der alte, müde König beginnt an dem Dasein einer absoluten Wahrheit zu zweifeln; bereits als Kronprinz (1738) schreibt er an Voltaire: „Hat man wissenschaftlich gearbeitet und den Sinn der Menschen beobachtet, so wird man natürlich dem Skeptizismus zuneigen.“ Und bald darauf wagte er

die eigentlich erkenntnistheoretische Frage, ob der Unsicherheiten in der Physik nicht ebenso viele seien wie in der Metaphysik.

Nur darf man Friedrich um seiner Wahrheitsverzweiflung willen nicht den — ich möchte sagen — dogmatischen Skeptikern zurechnen, den Bekennern eines „totalen Skeptizismus", wie dieser als eine Schule der griechischen Philosophie berühmt geworden ist. Das sophistische Hauptbuch jener Schule, der Sextus Empiricus, stand zwar in der Bibliothek des jungen Prinzen, die sein Vater dann 1730, nach Friedrichs Fluchtversuch, wegnehmen und verkaufen liess. Aber Friedrich hat dieses Buch wahrscheinlich niemals gelesen. Seine Skepsis stammte nicht aus einer alten oder einer neuen Logik, sondern aus seinem Temperament. Und weil sich diese Skepsis begreiflicherweise zunächst gegen das wandte, was die eigene Zeit als höchste Weisheit schätzte, darum überwand Friedrich die flache Aufklärung, deren Förderer er zu sein schien. Das wird am klarsten aus seiner Stellung zu den drei Problemen der Aufklärungsphilosophie: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Um des besseren Verständnisses willen ist es gut, in der Darstellung die Ordnung dieser drei langlebigen Fragen umzukehren.

An die Unsterblichkeit der Seele hat Friedrich eigentlich niemals geglaubt; kaum dass er vorübergehend sich von Wolff den Dualismus von Leib und Seele einreden liess; doch schon 1752 spottet er über diesen Dualismus: „Die Grossen sagen W i r, wenn sie von sich reden, sie werden aber dadurch nicht vervielfältigt." Mit den Jahren nahm Friedrich die Gesinnungen der

französischen Materialisten an, wenigstens für die Psychologie; häufig kehrt in seinen Briefen der Satz wieder, dass der Mensch mit dem Tode aufhöre (er ahnte wohl nicht, dass noch hundert Jahre später eine sogenannte freireligiöse Gemeinde für die Friedhofaufschrift „Es gibt kein Wiedersehn“ von preussischen Behörden würde schikaniert werden); der Selbstmord oder Freitod war ihm bekanntlich kein fremder Gedanke; in seinem Testament erklärt er feierlich, er gebe willig und ohne Klage seinen Leib den Elementen zurück, aus denen er gebildet sei. (Merkwürdig ähnlich lässt Schiller, in seiner „Jungfrau“, den sterbenden Atheisten Talbot sich ausdrücken.) Die Aufklärer aber hatten niemals aufgehört, an dem gefährdeten Seelenbegriffe herumzuflicken.

Nicht so einfach ist die Stellung Friedrichs zu der Frage nach der menschlichen Willensfreiheit, die doch von den Aufklärern immer wieder mit moralischen Phrasen bewiesen wurde. Friedrich leugnete die Willensfreiheit fast immer, aber er leugnete sie als Jüngling, weil sie sich mit der Vorherbestimmung der göttlichen Weltordnung nicht vertrug, er leugnete sie als Mann, weil sie sich mit der gesetzlichen Ordnung der Natur nicht vertrug. Glänzend und den Ausführungen Voltaires weit überlegen sind bei Gelegenheit solcher Auseinandersetzungen die Gedanken Friedrichs; er durchschaut die Notwendigkeit alles Geschehens und erkennt deutlich und bescheidentlich, welche Rolle „die verdammte Majestät Zufall“ in der elenden Welt spiele. Er erkennt beinahe die Relativität des Zufallsbegriffs, und nur ein Rest von Wortaberglauben hindert

ihn (1771), den Begriff der Freiheit einfach über Bord zu werfen. Nicht ohne einige Heiterkeit wird man erfahren, dass sein Königsmetier ihn bezüglich der Willensfreiheit am Ende zwar nicht den Anschauungen, aber doch der Praxis seines Vaters näherte. Der Vater hatte einst den Philosophen Wolff bei Androhung der Todesstrafe aus dem Lande gewiesen, und den letzten Anlass zu dieser dummen Tyrannei (die Friedrich Wilhelm selbst noch wieder gut zu machen suchte) soll ja der Verdacht gegeben haben, Wolffs Lehre von der Möglichkeit einer Unfreiheit des menschlichen Willens könnte das Strafrecht untergraben, könnte zum Beispiel die Desertion straflos erscheinen lassen. Als Friedrich 1758 gegen einen Dieb unter seinen Adjutanten aufgebracht war, hielt man ihm entgegen, dass er ja selbst die Unfreiheit des Willens behauptete, also nicht strafen dürfte; Friedrich gab das Strafrecht nicht preis und erklärte lieber die Frage der Willensfreiheit für unentschieden.

Wie Friedrich endlich über das Dasein Gottes gedacht hat, das wäre sehr leicht zu erfahren, wenn man voraussetzungslos seine Schriften und Briefe lesen wollte. Ueber alle positiven Religionen stimmte er mit den Aufklärern überein; sie schienen der ganzen Zeit Werke von Betrügern oder von betrogenen Betrügern. Es ist bekannt, dass Friedrich den Kriegsruf Voltaires „Ecrasez l'infâme“ gern wiederholte. Zeller hat den unglücklichen Versuch gemacht, den Protestantismus des Königs ein wenig zu retten durch die Behauptung, Friedrich habe dabei nur die katholische Kirche im Auge gehabt. Das ist falsch; man dürfte höchstens

sagen, dass für Voltaire und für Friedrich bei ihren Blasphemien und wohl auch Gassenbübereien die Handgreiflichkeiten des Katholizismus bequemer waren als die Abstraktionen der reformierten Kirche. Es wäre eine freche Lüge, wollte man ihn darum zu einem Bekenner des Protestantismus machen. In der Verwerfung aller positiven Religionen war Friedrich ebenso entschieden wie der Lessing des Nathan; nur dass der König, viel boshafter und radikaler in seinen Privatäusserungen, als König vorsichtig wurde in Worten und Handlungen. Theoretisch unduldsam gegen jeden Aberglauben war er praktisch duldsam gegen j e d e n Glauben.

Das Dasein Gottes habe Friedrich nie bezweifelt, sagt Zeller wiederholt; nur dass Friedrich es trotz aller Vorsicht klar ausspricht, dass für ihn auch der Gott der Vernunftreligion, dass für ihn irgendein persönlicher Gott, der sich um die Schicksale der Menschen kümmere, der eine Vorsehung ausübe, nicht vorhanden sei. Vielleicht darf man sich gegen Zeller auch auf die öffentliche Meinung der Zeit berufen. Die Freunde des Kronprinzen Friedrich waren mit Papa Friedrich Wilhelm der gleichen Meinung, dass mit Friedrich der Atheismus auf den Thron gesetzt werden würde; und als Friedrich der Grosse sich bemühte, den berühmten Haller nach Berlin zu ziehen (nach 1755), lehnte dieser ab, und zwar aus Angst vor des Königs Atheismus. Ein Mann, der niemals am Dasein Gottes gezweifelt hat, hätte wohl seinem Sekretär auch im Uebermut nicht die Antwort gegeben (1771): „Lieber Gott,

wenn es einen gibt, habe Erbarmen mit meiner armen Seele, wenn ich eine habe.“

Die Wirkung der Schriften des Philosophen von Sanssouci ist gewiss geringer gewesen als die Wirkung der Tatsache, dass ein solcher König fast ein halbes Jahrhundert lang die Herrschaft ausübte, nach seiner Ueberzeugung ausübte. Er gab seinem Lande Gedankenfreiheit und dem Ausland ein Vorbild. Die Nachwelt darf sich auf ihn berufen, und so ist er seinen Amtsgenossen ein Stolz und eine Verlegenheit geworden. Goethe hat es zuerst dankbar ausgesprochen, was Friedrich für die deutsche Geistesbewegung bedeutete. Friedrich hat von Lessing wahrscheinlich nicht mehr erfahren als einen unbesonnenen Jugendstreich des Berliner Journalisten, hat von Kant kaum mehr als den Namen gekannt; aber Lessing und Kant hätten sich ohne Friedrich, hätten sich in einem anders regierten Staate nicht zu so freien Individualitäten entwickeln können, hätten nicht — darin Friedrichs Mitarbeiter — die geistlose Aufklärung so siegreich überwunden, jeder in seiner Weise.

Und dennoch war die Wirkung des philosophischen Königs nur gering, und die Verbitterung und Menschenverachtung des Greises wurde durch seine Erfahrungen begründet. „Sie glauben nicht, meine Herren,“ rief er einmal seinen Beamten zu, „was mir alles daran gelegen ist, die Leute klug und glücklich zu machen.“ Die Leute hatten über Klugheit und Glück vielfach andere Ansichten als der König. Und sie haben seinem Nachfolger zugejubelt. Sie haben noch jedem Neuen zugejubelt, auch jedem neuen Könige.

III.

UNTER WILHELM II.

Die Feinde der göttlichen Weltordnung

Die Rede des deutschen Kaisers, in welcher er zunächst das Volk und dann die Garden gegen alle Feinde der göttlichen Weltordnung schwungvoll zum Kampfe rief, wurde vor bald zwanzig Jahren von den Zeitungen aller Parteien gedreht und gedeutelt. Und man weiss nicht, war es Schlauheit oder Heuchelei zu nennen, dass die Parteien alle nur über die möglichen praktischen Folgen der Kaiserrede orakelten, ihren Wortlaut aber, ihren unmittelbaren Gedanken gar nicht zu beachten schienen. Wohl entspricht es dem groben Materialismus des politischen Parteilebens, unter den „Feinden der göttlichen Weltordnung“ einfach die Sozialdemokraten zu verstehen und dem Aufruf mit Zustimmung oder Warnung zu antworten; wer aber die geistige Not des Volkes in ihrer unsichtbaren Wirkung auf die grossen Gegensätze der Zeit kennen gelernt hat, der wird diesen Materialismus der Parteien als eine Frivolität erkennen und einer Betrachtung über das eigentliche Kaiserwort nicht aus dem Wege gehen. Und weil die Schlauheit oder Heuchelei bei ähnlichen Gelegenheiten immer wiederkehrt, darum möchte ich meinen Lesern noch einmal vorlegen, was ich damals zu schreiben mich gedrängt fühlte.

Die Zeitungen aller Parteien müssten auf einen Leser aus Japan oder aus dem Monde den Eindruck machen, als wäre der Glaube, als wäre die Gewissheit einer

wohlbekannten göttlichen Weltordnung bei den führenden Männern des deutschen Volkes überall vorhanden. Auf der äussersten Rechten missbraucht man den Namen Gottes alltäglich; Herr Stöcker darf erzählen, darf ohne ungeheure Heiterkeit erzählen, er habe mit seinem Freunde Hammerstein als „Seelsorger" gesprochen, da er sich mit ihm über Unterschlagungen und Wechselfälschungen auseinandersetzte. Auf der äussersten Linken scheuen die Sozialdemokraten trotz Pfaffenhass vor der Religionsfrage zurück, aus Rücksicht auf ihre Frauen und auf die Bauern. Noch deutlicher aber sieht man die politische Heuchelei bei den Mittelparteien, deren beste Köpfe durchaus in der Kultur ihrer Zeit stehen, über Gott und die Welt ungefähr ebenso denken — nur etwas dümmer oder etwas unklarer — wie Goethe und Kant, wie Strauss und Renan, sich von der Kirche fernhalten, aber offiziell immer wieder als Freunde der „göttlichen Weltordnung" gelten wollen.

Bevor also gefragt wird, welche Personen oder welche Partei das Kaiserwort treffen wollte, muss doch wohl sein Sinn untersucht werden. Und da ist es klar, dass es nicht buchstäblich zu nehmen ist. Wenn es eine göttliche Weltordnung gibt, wenn ein allmächtiger und allweiser persönlicher Gott jede grösste und kleinste irdische Veränderung nach seinem Willen und zu seinen Zielen lenkt, dann kann diese Allmacht natürlich keinen Feind haben, es wäre denn der Teufel selbst, und den kann ein so moderner Geist wie Kaiser Wilhelm unmöglich gemeint haben. Auch braucht man nur die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken, um

der allgemeinen Zustimmung gewiss zu sein: gemeint sind die Zweifler, die Leugner einer göttlichen Weltordnung, die dann freilich manche Folgerung aus ihrer Ketzerei ziehen mögen. Da aber der alte Glaube in bestimmten Dogmen festgelegt ist, da nur die Dogmengläubigen zuverlässige „Freunde der göttlichen Weltordnung“ sind, dürfte die ungeheure Mehrzahl der gebildeten Deutschen, als vom Dogma abgefallen, Bekenner eines neuen Glaubens sein und damit Feinde einer göttlichen Weltordnung. Es ist ein öffentliches Geheimnis, dass der gebildete deutsche Mann, der etwa nur einen Nationalliberalen in den Reichstag wählt, sich innerlich längst nicht mehr zum Katechismus bekennt, dass er entweder gottlos dahinlebt oder sich ausserhalb seiner Kirche eine Privatreligion zurechtgedacht hat. Diese Tatsache erst beweisen wollen, hiesse offene Türen einstossen. Der Unterschied gegen früher ist nur der, dass vor hundert Jahren ebensoviele Tausende mit Goethe und Kant dachten, wie vor fünfzig Jahren Zehntausende mit Feuerbach und Strauss, wie heute Hunderttausende mit — ja es fällt schwer, für die Gegenwart auch nur hervorragende Namen zu nennen, weil doch heute der Glaube an die göttliche Weltordnung aus Philosophie, Wissenschaft und Poesie so gut wie verschwunden ist. Der Atheismus ist bei den führenden Denkern keine Ueberraschung mehr, keine Tat; er ist der selbstverständliche neue Glaube, der beinahe schon aufhört, etwas Negatives zu sein. Soweit unsere Literatur modern ist, kommt sie von dem Atheisten Schopenhauer her oder ist doch durch ihn und durch den Antichristen Nietzsche hindurchgegangen; und auch ein

so abgeklärter Poet wie Gottfried Keller, der in seiner Weltanschauung etwa von Feuerbach herkam, ist nicht gerade ein Freund der göttlichen Weltordnung. Die Macht der Zeitumstände ist so gross, dass auch die höchsten Kreise sich der Huldigung für die Geistesbefreier Deutschlands nicht entziehen können und wollen. Dem grossen Heiden Goethe, der im Mittelalter für seine Verse gegen das Kreuz, für sein Bekenntnis „er sei ein dezidierter Nichtchrist“ verbrannt worden wäre, wurde in Gegenwart des alten Kaisers Wilhelm ein Denkmal enthüllt, das doch wohl dem ganzen Manne galt; auch bei der Enthüllung des Denkmals für den Dichter des Nathan, den Wiedererwecker Spinozas, für Lessing, fehlte nicht ein kaiserlicher Prinz. Kant endlich, der tiefer als ein anderer die Fundamente aller Theologie erschüttert hat, ist heute noch der fast legendare Reformator jeder deutschen Wissenschaft, wie sie unter Aufsicht jedes Unterrichtsministers offiziell gepflegt wird. In der Volksschule wird der alte Glaube gelehrt; auf den Universitäten ist eine Umkehr vom neuen Glauben so unmöglich, dass der Kritiker Harnack seit 1889 in Berlin seine Dogmengeschichte als ordentlicher Professor vortragen durfte.

Man hat sich darüber gewundert, dass dieser ehrliche Mann, trotzdem er die Veränderlichkeit der Dogmen lehrt, sonst eine konservative Gesinnung hegt. Das ist ja aber gerade das Neue an unserer Zeit, dass wohl die konservativen P a r t e i e n den alten Glauben an die göttliche Weltordnung mit Hilfe der Polizeigewalt unveränderlich aufrecht erhalten möchten, dass aber der E i n z e l n e frei geworden ist. In Preussen kommt

noch dazu, dass sich die gebildeten Offiziere und Beamten auf den grossen König, auf Friedrich den Einzigen, berufen können, dass sie noch vor vierzig Jahren sich gern auf ihn beriefen, der in der Sprache seiner Zeit und als Schüler des deistischen Voltaire wohl irgendeinen unerkennbaren Gott nicht ausdrücklich leugnete, seinen Unglauben aber an die Unsterblichkeit der Seele, also an die göttliche Weltordnung der christlichen Kirche, öffentlich bekannte und der trotzdem ein eisernes Regiment führte. Wie denn Kant ihn (in einem Schriftchen aus dem Jahre 1784) sehr hübsch sagen lässt: „Räsoniert soviel ihr wollt, und worüber ihr wollt, aber gehorcht!" Und dazu ist zu bemerken, dass dieser Menschenverächter, der mit aufgeklärtem Despotismus sein Reich gross machte, unbeliebt war bei seiner Umgebung, bis kurz vor seinem Ende aber vergöttert beim Volke, das die drückendsten Steuern leichter erträgt, wenn es Verständnis findet für seine geistigen Bedürfnisse. Freilich — wie gesagt — auch seinem Nachfolger jubelte man zu.

Wie der alte Kaiser Wilhelm und seine Räte zur Orthodoxie standen, das wird noch lange nicht mit Sicherheit ausgemacht werden können. Aber es war eine frohe Osterbotschaft für das gebildete Deutschland, als im Jahre 1892 in den Nachlassschriften Moltkes die „Trostgedanken" veröffentlicht wurden. Moltke hatte in seinem tatenreichen Leben keine Zeit, sich in die psychologischen Abgründe der modernen Erkenntnistheorie zu vertiefen; aber auch dieser konservativste Mann bekennt in seinen Trostgedanken, dass die Vernunft in Widerspruch mit manchen ehrwürdigen Ueber-

lieferungen trete, dass sie den Blick zweifelnd auf das Dogma richte, dass er an die Unsterblichkeit der Seele im kirchlichen Sinne nicht glaube.

So ist es heute um die Ueberzeugungen von Gott und Welt ähnlich bestellt, wie im dritten und vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, wo doch auch jeder Gebildete sich mit dem auslebenden alten Glauben persönlich verschieden abfand, wo ein neuer Glaube übermächtig nach Anerkennung rang. Dieser neue Glaube, der in tausendjähriger Herrschaft das Werk der Sklavenbefreiung vollführte, wird in der Weltgeschichte immer das Christentum heissen. Damals aber, als der alte Glaube sich vor seinem Ende in unzählige Kulte zersetzte, damals waren die uneinigen Bekenner des alten Glaubens nur darin einig, dass sie der kommenden Religion den Vorwurf des Atheismus machten und es auch an Verfolgungen nicht fehlen liessen. Und doch, der Vergleich geht besser auf die Generation vor uns, deren Atheismus noch mit Materialismus zusammenging und wesentlich etwas Negatives war, eine Opposition gegen die Kirche. Wer sich gegenwärtig ruhig zum Atheismus bekennt, der steht auf positivem Boden, der hat den anderen Köhlerglauben, den an den Materialismus oder Monismus, überwunden und weiss in seinem neuen Glauben, dass er „die Welträtsel" nicht gelöst hat.

Auch heute wären die Freunde des sterbenden alten Glaubens nicht auf ein einziges Bekenntnis zu einigen. Man glaubt, die Feinde der göttlichen Weltordnung genau zu kennen, aber man würde die Weltordnung, die geschützt werden soll, unmöglich ge-

meinsam definieren können. Es braucht nur an den Zwiespalt erinnert zu werden, der zwischen Katholizismus und Protestantismus besteht und der nicht nur äusserlich ist, sondern das grundsätzliche Verhältnis von Gott und Welt, also die Weltordnung betrifft. Es ist ganz modern, dass unser Staat beide Weltordnungen durch seine Volksschullehrer lehren lässt.

Der Vergleich zwischen unserer Zeit und der des Sieges des Christentums hinkt nun freilich auch darin, dass die neuen Ueberzeugungen noch nicht den Charakter einer neuen Religion angenommen haben. Man überschätzt die Sozialdemokratie, wenn man sie schlankweg die Religion der Zukunft nennt. Es kann sich aus ihr durch irgendein unvorhergesehenes Ereignis, ein Martyrium oder eine mystische Bewegung, heute oder morgen eine Religion entwickeln; vorläufig aber steckt sie noch tief in der Negation, im Materialismus. Wer die kritischen Taten der Sozialdemokratie zum grossen Teil anerkennt, aber an die Utopien der Sozialdemokratie nicht glaubt (und darin dürften erstaunlich viele freie Männer mit mir übereinstimmen), der kann in ihr den neuen Glauben nicht sehen. Wäre die Lehre von Karl Marx, die Lehre vom irdischen Jenseits, die Religion der Zukunft, dann freilich könnte ein Fürst kaum schwanken, ob er dem Beispiel Julians oder Konstantins zu folgen hätte. Der geistreiche, tapfere, mit allerlei Talenten ausgestattete Julian versuchte es, mit dem Einsatz seiner ganzen lebhaften Persönlichkeit den alten Glauben gegen den vermeintlichen Atheismus zu schützen. Die Klassiker des neuen Glaubens, die Kirchenväter, nannten ihn dafür

den Abtrünnigen; wohl hat dann später der Hass gegen die Kirche dazu geführt, von Gibbon bis Ibsen, diesen Julian zu verherrlichen, aber seit Strauss kennt man ihn nur noch als den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren. Der kluge Konstantin liess seinen Staat Frieden schliessen mit dem neuen Glauben und dafür geht er durch die Geschichte als Konstantin „der Grosse". In diesem feuchtfröhlichen Jubiläumsjahre, in welchem auch seine Stadt beinahe christlich geworden wäre, werden wir ja oft genug an seine falsche Grösse erinnert werden. Konstantin wird nach 1500 Jahren dafür gefeiert, dass er die neue Lehre zur Staatsreligion erhoben hat. Sein Ruhm sollte doch einen modernen und ehrgeizigen König reizen, lieber ihn als den Romantiker Julian nachzuahmen, also: lieber für den Glauben der Zukunft einzutreten.

Aber so weit sind wir noch nicht, noch hat der neue Glaube seinen klassischen Ausdruck nicht gefunden.

Ich wollte nur zeigen, dass unter den Feinden der göttlichen Weltordnung bloss diejenigen verstanden werden können, die an die göttliche Weltordnung nicht glauben, und dass diese Ungläubigen weit über den Kreis der Sozialdemokraten hinausgehen, ja, dass zu ihnen die meisten gebildeten Menschen der modernen Welt gehören. Es geht über meine Absicht und über mein Wissen, alle Folgerungen aus dieser Tatsache zu ziehen. Die beste Folgerung aber wäre die: die Sozialdemokraten nicht immer als eine besonders gefährliche Klasse von den übrigen Staatsbürgern trennen zu wollen.

Die Auseinandersetzung zwischen dem alten und

dem neuen Glauben kann nicht ohne Heftigkeit erfolgen, wenn die Macht Partei ergreift. Vielleicht aber könnte ein neuer aufgeklärter Despotismus, in welchen die Menschen bei der Erbärmlichkeit ihrer Natur immer wieder zurückzufallen scheinen, diese Auseinandersetzung in friedlichem Sinne beeinflussen, indem er den Zerfall des Christentums in freie Sekten begünstigte. Vielleicht würde dann in den einzelnen Gruppen ein ehrlicher gemeinsamer Glaube, ein freies, anpassungsfähiges Verhältnis zum Unerkennbaren wenigstens der geistigen Not des Volkes ein Ende machen, das metaphysische Bedürfnis auch des ärmsten Menschen befriedigen. Vielleicht könnte so der materiellen Not der tiefste und gefährlichste Schmerz gemildert werden.

Kaiser, Galiläer und Goethe.

Seitdem David Friedrich Strauss in seiner berühmten Schrift „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“ (auf einer Universitätsbibliothek fand ich sie einmal unter „Deutsche Literaturgeschichte“, Abteilung „Romantik“) das Doppelbild von Friedrich Wilhelm IV. und von Kaiser Julian gezeichnet hat, ist es bequem geworden, geistige Restaurationsbestrebungen unserer Tage mit denen der römischen Uebergangszeit zu vergleichen. Die Aehnlichkeit drängt sich immer wieder auf, weniger durch die Charaktere unserer Herrscher als durch den grossen Gegensatz der Weltanschauungen, um die damals wie heute sich alle kleineren Kämpfe bewegen, welche Kunst und Reli-

gion, Wissenschaft und Sozialpolitik betreffen. Damals wie heute hatte eine tausendjährige Kultur bei allen Intellektuellen an Ansehen verloren, damals wie heute drang eine neue Kultur siegreich vorwärts und fand Anhänger bei den Intellektuellen und zugleich bei den Armen an Geist. Damals wanderten die Götter Griechenlands ins „Elend“ und die Männer, welche sich zu dem neuen Glauben bekannten, die Christen, wurden Gottlose und Atheisten genannt. Heute ist die alte Kirche ebenso im Rückgang begriffen, und die Bekenner eines Zukunftsglaubens werden mit Schimpfnamen belegt. Nur freilich, dass in unseren skeptischen Tagen der Zukunftsglaube nur schwer eine feste Gestalt findet, weil wir das Utopische in den Lehren der neuen Propheten durchschauen, weil wir keine Wunder sehen, weil wir zuviel gelernt haben und unser Denken dadurch seine mythenbildende Kraft verloren hat, — weil wir kein Talent zur Religionsstiftung besitzen.

Die ähnliche Lage der Dinge wird vielleicht am besten durch eine kleine etymologische Erinnerung erläutert. In der Zeit des Kaisers Julian ungefähr hatte sich der alte Gottesdienst aus den Städten auf das flache Land zurückgezogen; „bäuerisch“ war die Bezeichnung für den Gläubigen des sogenannten Heidentums. Pagani (ländlich, bäuerisch) wurden von den Anhängern der neuen Kirche die Nichtchristen genannt; daraus ist das französische payen geworden, das mit paysan also eines Stammes ist; unser deutsches „Heide“ (Heide = Feld) ist wahrscheinlich eine wörtliche Uebersetzung. Ich habe anderswo für diese Art von Wortübersetzung, die so wichtig ist für die

internationale Sprachgeschichte, die Bezeichnung „Lehnübersetzung“ vorgeschlagen*). Unwillkürlich muss man daran denken, wie die Altgläubigen heutzutage die gottlosen, atheistischen Städte schelten, aus denen sich die Frömmigkeit auf das flache Land zurückgezogen hat.

Es bietet unendlichen Reiz, die Schriften und Reden des Kaisers Julian zu lesen, des sogenannten Abtrünnigen, der die Reste der alten Kultur zusammenraffte, um die neue mit Talent zu bekämpfen. Sein Versuch ging von einer viel zu komplizierten Seelenstimmung, von einer viel zu gründlichen Bildung aus, als dass man ihn unter das Schlagwort Reaktion bringen sollte. Julian verschloss sich nicht der sozialen Grösse in den Neuerungen; er hielt aber die vermeintlich umstürzlerische Geistesgewalt für eine vorübergehende Erscheinung und täuschte sich freilich über die Dauer dieses Vorübergehens. Schiller hat den Kaiser Julian einmal in einem Drama verherrlichen wollen; Ibsen hat ihn in „Kaiser und Galiläer“ bei realistischer Zeichnung seiner menschlichen Schwächen als so bedeutend hingestellt, dass wir ohne Gefahr einer Verkleinerung (eher unter dem Verdachte einer Schmeichelei) unseren Kaiser mit Julian vergleichen dürfen, der doch sogar ein Soldat ersten Ranges, ein hervorragender Staatsmann war, sich aber in seiner romantischen Weltanschauung nicht gerade in Uebereinstimmung befand mit den geistigen Führern seiner Zeit. Ueber Heidentum und Christentum hinweg wollte er ein drittes Reich schaffen, das goldene Zeit-

*) Einleitung zu meinem „Wörterbuch der Philosophie“.

alter, zu welchem auch Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ emporblickt; Julians Irrtum bestand darin, dass er in dieser Absicht nicht das jungfrische Christentum, sondern das alternde Heidentum zu läutern unternahm. Die griechischen Dichter der Vorzeit sollten zu Propheten von Julians Sonnenkultus umgedeutet werden. Das ging nicht immer leicht.

Wie Kaiser Julian sich persönlich an den Disputationen der Hochschulen von Athen beteiligte, so hat Kaiser Wilhelm einmal das Fest der Berliner Akademie durch eine Rede geehrt. Sie war fast ebenso gut und fast ebenso bedeutungsvoll wie manche akademische Rede, die bei feierlichen Anlässen von eigens dafür und darum berufenen Gelehrten zur grösseren Ehre der Hohenzollern gehalten wurde. Es war hübsch, wie ein Kaiser solche Höflichkeit erwiderte.

Aber Kaiser Wilhelm hat in dieser Rede den überragenden Goethe, einen der wenigen Menschen, in welchem sich jemals das dritte Reich verkörpert hat, für seine romantische Weltanschauung in Anspruch genommen; er hat ein schönes Wort Goethes zitiert, dass nämlich das tiefste Thema aller Weltgeschichte der Konflikt des Unglaubens und Glaubens sei und hat in Goethes Sinne, wie er ausdrücklich sagte, hinzugefügt, dieses Thema sei „die Betätigung Gottes am Menschengeschlecht“. Dieser Umdeutung Goethes muss mit dem Freimut, der immer ein Beweis hoher Achtung ist, einfach widersprochen werden.

Im Sinne der Kirche war Goethe zeit seines Lebens ein Heide; er hat an die Betätigung eines persönlichen Gottes vom Jünglingsalter bis zum Tode niemals ge-

glaubt. Früh und spät hat er über die Heiligtümer der Kirche Ketzereien und Spöttereien niedergeschrieben, die ihn — wenn er heute lebte, in Preussen lebte und genau so schriebe — nur selten aus dem Gefängnisse herauskommen lassen würden. Oft gebärdet er sich als Antichrist, so im „Satyros", so in der „Ersten Walpurgisnacht", so in zahlreichen Epigrammen, die in diesem Zusammenhange besser nicht in ihrem erschrecklichen Wortlaute angeführt seien. Denn der Religionsspötter Goethe ist uns gar nicht der reinste und beste Goethe. Goethe's höchstes Glaubensbekenntnis ist nicht negativ, ist von der Jugend bis zum Tode eine ernste, ehrfurchtsvolle, konfessionslose und doch innerst religiöse Unterwerfung unter das Walten eines Unbekannten, unter die göttliche Natur, unter einen poetisch angeschauten Pantheismus, der von einem persönlichen Gotte nichts wusste. Mit seinem freidenkenden Generalsuperintendenten Herder wusste er sich eins in der Verehrung Spinozas, welchem Gott und Natur Wechselbegriffe waren; alle Geistlichen der Gegenwart würden sich entsetzen über die beinahe blasphemischen Verse, mit welchen der Superintendent Herder ein Exemplar des Spinoza als Christgeschenk zu Weihnachten übersandte. Nur im aufgezwungenen Kampfe wären diese Verse ebenso wie die bitterbösen Epigramme Goethes abzudrucken, die doch nur zur Schmach Deutschlands und unter dem Gelächter von ganz Europa verfolgt werden dürften.

Dass ihm der Glaube an die Betätigung eines persönlichen Gottes fremd war, das hat Goethe nicht etwa nur in gelegentlichen übermütigen Versen ausge-

sprochen, sondern in monumentalen Dichtungen, wie im „Faust", da der Doktor von Gretchen katechesiert wird, und noch stärker im „Prometheus". Und wollte man töricht genug dagegen einwenden, dass Goethe da die Titanen Faust und Prometheus sprechen lasse (trotzdem Goethes persönlichste Stimme doch nicht zu überhören ist), so wäre auf die Sprüche hinzuweisen, in denen Goethes Ueberzeugung ohne jede Verkleidung hervortritt.

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion!"

Das war übrigens vor hundert Jahren gar nicht so unerhört; der Hofprediger Schleiermacher durfte schreiben: „Du hast Religion, wenn Du den Sinn für alles Schöne ausbildest." Goethe war ganz frei, frei, Gott sei Dank, von dem philiströsen Aufkläricht seiner Zeit, frei von beschränktem materialistischen Aberglauben, aber auch frei von jeder kirchlichen Fessel. So blieb er bis in seine letzte Stunde.

Goethe war in seiner herrlichen Selbstsicherheit keine polemische Natur. „Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit." Seine mächtige Persönlichkeit behauptete er gewöhnlich mit ruhigem Lächeln und liess sich nicht leicht zur Ablegung eines Kredo herbei; als aber der zudringliche Lavater ihn darum belästigte, da erwiderte ihm Goethe das historische Wort, das sie sollen lassen stahn, er sei „ein dezidierter Nichtchrist". Eine dichterische Bestätigung

für dieses Geständnis oder Bekenntnis kann man auf unzähligen Seiten von Goethes Schriften finden, nicht zuletzt in unverfänglichen Gedichten, wie dem von den himmlischen Mächten, die uns ins Leben hineinführen, den Armen schuldig werden lassen und ihn dann der Pein überlassen. „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden." Und diese „tiefschmerzlichen Zeilen" wären die Lieblingsverse der Königin Luise gewesen. „Wer dürfte", sagte Goethe mit wehmütigem Stolze nach dem Tode der Königin, „diese schon in die Ewigkeit sich erstreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?" Wie hier mit dem Worte Ewigkeit, so spielt der Poet Goethe auch sonst mit dem Gedanken an die Unsterblichkeit der Seele; doch fern ab von kirchlichen Vorstellungen bleibt Goethe auch in solchen Phantasien.

Diese Lieblingsverse der Königin Luise durften hier erwähnt werden, weil Goethe sie im „Wilhelm Meister" in der Stimmung von frommen Menschen gelesen wissen will, „die sich, abgesondert von der Kirche, reiner, herzlicher und geistreicher zu erbauen glauben"; die Verse werden natürlich trotzdem nicht so beweiskräftig sein wie die unzähligen Bekenntnisse in Prosa, welche in seinen Schriften und treu überlieferten Gesprächen vorliegen, auch lange noch nach seiner wilden Epoche. An seinen Freund Jacobi schreibt er 1813: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden wie das andere." Noch 1824 lacht der Greis über die Weiber, die ihn, der den Gedanken an eine Seelenwanderung lieb hatte, auf seinen Glauben hin examinierten. „Ich ärgerte sie, indem ich sagte: es könne

mir ganz recht sein, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, dass mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn sonst würde meine Plage erst recht angehen!"

Goethes Verhältnis zur letzten Frage der Religion, zu dem Glauben an einen persönlichen Gott, kann nicht zweifelhaft sein, so vielfach auch sein Ton gegen die Kirche zwischen Hohn und einer gewissen Anerkennung gewechselt haben mag, so innig seine Verehrung der Jesusgestalt war. Sein letztes Wort findet man vielleicht im ersten Kapitel vom zweiten Buche der „Wanderjahre", wo Goethe die drei einzig möglichen Religionen nennt, sich zu allen dreien bekennt und das Gefühl der Ehrfurcht auf der höchsten Stufe statt jedes Glaubens setzt. In dieser tiefsten geheimnisvollen Andacht mögen sich wohl wie in einem unsichtbaren Freimaurerorden, in einem unsichtbaren Goethe-Orden Goethe und die Könige begegnen, welche dem Volke die Religion erhalten wissen wollen. Nur dass auch das Volk langsam vom Symbol zur Erkenntnis emporsteigt.

Man darf mit diesem grossen unsichtbaren Goethe-Orden natürlich nicht die kleine, alljährlich einmal sichtbare Goethe-Gesellschaft verwechseln, bei deren „Festen" der Damentoast und die Frage: „Wer ist dem Grossherzog vorzustellen?" eine bedeutende Rolle zu spielen pflegt. Pflegte, muss man sagen. Der alte Grossherzog ist tot, Erich Schmidt (der von ihm so nette Anekdoten zu erzählen wusste), durch geistige und körperliche Vorzüge der geborene Präsident dieser Gesellschaft,

ist tot, und die kleine Goethe-Gesellschaft hat, wie das recht und billig, einen betitelten Herrn, der schwerlich das deutsche Volk zum Erben Goethes machen möchte, an ihre Spitze gestellt. Ich wüsste nicht, was für das deutsche Volk gleichgültiger sein könnte. (Zu einem Massenaustritt aus der Gesellschaft war besserer Grund vorhanden, als vor sechs Jahren — Erich Schmidt traf keine Schuld — das Machwerk eines ebenso alten wie elenden Skribenten auserwählt wurde, zu Ehren Goethes gespielt zu werden.) Die kleine Goethe-Gesellschaft ist immer höfisch gewesen. Goethe sei es auch gewesen? Mit dem Unterschied, dass Goethe höfisch war als ein Pair, als einer vom Hofe, die Herren aber als Subalterne. Ich wollte jedoch nur von dem grossen unsichtbaren Goethe-Orden sprechen, der berufen wäre, dem Volke den wahren Goethe zu zeigen.

Kaiser Julian, der in dem Kulturkampfe seiner neuerungssüchtigen Zeitgenossen nur das Hässliche sah und sich die Vergangenheit oft poetisch verklärte, wollte an seinen Hochschulen nicht einmal die philologischen Fächer von Neugläubigen vorgetragen wissen; Goethe stand wenigstens bei der Berufung Herders auf anderem Standpunkte. Und hat sich bei der schmählichen Vertreibung Fichtes nur ungern der Forderung der sächsischen Höfe gefügt. Julian handelte mit dieser vielgenannten Verordnung ganz zielbewusst. Er mochte sich, als er die schöne Vergangenheit reformieren wollte, von den Stürmern und Drängern des neuen Glaubens, dessen entscheidenden Vorzug (in der sozialen Armenpflege) er wohl erkannte, nicht zu Ueberstürzungen verleiten lassen. Ihm wurde das Schicksal,

dass er von den Bekennern und den egoistischen Heuchlern des alten Glaubens überlaufen und rhetorisch gepriesen wurde, dass die meisten Neugläubigen ihn unterschätzten, ihn nicht verstanden.

Die Geschichte oder die Legende erzählt, dass dieser tätigste und geistreichste der spätrömischen Kaiser mit dem Rufe gestorben sei: „Galiläer, du hast gesiegt!" Wenn das Wort nicht wahr ist, so ist es gut erfunden. Was Julian bekämpfen zu müssen glaubte, war damals die Zukunft. Und es ist wohlfeile Binsenweisheit, wenn sie auch halb banal, halb paradox klingen mag: die Zukunft siegt immer, weil sie kommt.

HERZOG GOETHE

DER liebereiche Goethe hat bekanntlich mindestens einmal gesagt, wahrhaft geliebt habe er unter all den Frauen und Mädchen nur Lili Schönemann. Zur Blütezeit dieser Liebe, auf der Schweizerreise von 1775, kam Goethe in das Kloster Einsiedeln; in der Schatzkammer des Klosters fiel ihm eine kleine Zackenkrone von kunstreicher Arbeit auf. „Er erbat sich die Erlaubnis, das Krönchen hervorzunehmen; und während er es in die Höhe hielt, kam ihm mit visionärer Bestimmtheit der Gedanke, er müsste es Lili auf die hellen, glänzenden Locken drücken . . . Ist das nicht ein grossartiges Symbol für die Zukunft, der Goethe mit Lili hätte entgegengehen können? Glorreiche Perspektiven glühten vor ihm auf, wenn er ihr treu blieb. Diese Bankiersfamilie hätte ihm das mächtigste materielle Fundament gegeben, die grosse diplomatische Karriere stand ihm offen, und er wäre bei der andauernd konservativen Zeit der unabhängigste Mensch gewesen, mit einer fürstlichen Frau an der Seite, die seine Familie in eine Hofhaltung verwandelt hätte. Die Krone von Einsiedeln lässt an Napoleon denken, der seine Gemahlin in Notre Dame eigenhändig krönte. Dieser Mann erreichte es. Im Dom von Frankfurt hat Goethe als Junge einen Kaiser krönen sehen — es wäre ein Traum, goldener denn alles, was Menschenseelen bisher ahnten, wenn Goethe in seinem heimatlichen Dom die Herzogin-Gemahlin Lili mit dem Kronreif geschmückt hätte. Hätte Goethe Lili geheiratet, so wäre es nicht unmöglich gewesen, dass er Herzog von Frankfurt ward. Napoleon und die grosse Revolution hätten ihn auf den Thron gehoben. Eine Dynastie Goethe am Rhein war

keine Unmöglichkeit. Dieser Traum ist zu schön, um nicht einmal geträumt zu werden."

Diese absonderliche Phantasie konnte nur von einem Manne ausgehen, der Nietzsches „Willen zur Macht" auch im Leben der grossen Dichter suchte und darum fand. Der Schüler Nietzsches, der etwas verspätet die Verheiratung von Goethe mit Lili Schönemann als eine Notwendigkeit gefordert und den Bräutigam dafür mit dem Titel eines Herzogs honoris causa belohnt hat, ist Julius Zeitler, von dem wir ganz lesenswerte Bücher über Taines und Nietzsches Kunstphilosophie besitzen. In einem neuen Werk „Taten und Worte, ein Stück Literaturpsychologie" gibt er eigene und anempfundene Gedanken über das Verhältnis von Dichtern und Volkslenkern, von Wortmenschen und Tatmenschen. Das, was Goethe gelebt habe, sei tausendmal besser, als was er gedichtet habe; es sei zu untersuchen, was dieser Mensch mit den Möglichkeiten, die ihm zur Formung seines Lebens zur Verfügung standen, gemacht habe. Zeitler ist nicht ein gelehrter Philister, wie Dubois-Reymond einer war, als er bedauerte, dass Goethes Faust lieber ein Liebesglück mit Gretchen genoss, anstatt die kostbare Zeit durch Erfindung der Luftpumpe nützlich anzuwenden. Zeitler treibt in seiner Phantasie immerhin Geniekultus. Goethe wäre — so meint er — zum thüringischen Bismarck der Befreiungskriege prädestiniert gewesen; für seine realen Machtgelüste war das Herzogtum Weimar zu klein, zudem engten ihn Hof und Adel ein; die Erfüllung des Machtideals liess in der Wirklichkeit zu wünschen übrig; es verwandelte sich in ein Dichtungsideal. „Damit begann die Meta-

morphose Goethes in den Theaterdirektor und Hofschauspieler — der blutigste Fall von Selbstironie, den die Geistesgeschichte kennt."

Die anregenden Ausführungen Zeitlers haben kaum ein anderes Verdienst, als dass sie auf gelegentliche Stimmungen Goethes mit Nachdruck hinweisen und gegenüber dem Byzantinismus der Goethe-Philologie die Fehler des Kunstwerkes nicht verschweigen, als das uns Goethes Leben immer wieder dargestellt wird. Eine Debatte über die Frage, ob Goethe seine Lili Schönemann hätte heiraten sollen oder nicht, ist ohne groteske Komik im Ernste nicht zu führen. Und die Literaturpsychologie, die uns einen Herzog Goethe schaffen möchte, könnte leicht auf die Bahnen Dubois-Reymonds geraten. Wenn ich den schönen Traum Zeitlers zu Ende träumen soll, den Traum von einer Dynastie Goethe am Rhein, so sehe ich die wenig imponierenden Gestalten der Enkel Goethes vor mir. Deutschland hat Serenissimi genug. Es braucht nicht auch noch Serenissimi aus dem Hause Seiner Hoheit des Herzogs Goethe. Goethe war als Minister des kleinen Weimar ein tüchtiger, arbeitsamer Mann; solcher Minister gibt es viele. Von Geburt, von Beruf war Goethe weder Herzog noch Minister, sondern nach einer weitverbreiteten Ueberzeugung Dichter. Die Verehrer Goethes sind geneigt, nicht nur seine ministerielle Tätigkeit, sondern sogar manche wissenschaftliche Liebhaberei zu beklagen, die ihn vom Hauptgeschäfte seines Lebens abzog. Die Hofhaltung hätte den Herzog Goethe noch mehr abgezogen. Wir wollen uns aus Goethe keinen Herzog machen lassen. Wir haben in Deutschland und anderswo sehr

viele Herzoge, die nichts zu sagen haben; wir haben in der ganzen Weltliteratur nur einen Goethe, der den „Faust" zu sagen hatte.

Die posthume Forderung eines Herzogtitels für Goethe ist dennoch beachtenswert, weil sie charakteristisch ist für unsere Zeit. Hofhaltung! Das ist ungefähr seit dem grossen Kriege und den Milliardenjahren das allzu menschliche Ideal, das unseren grossen und kleinen Talenten, unseren Künstlern und unseren Theaterschreibern mehr und mehr als Ziel vorschwebt, weil sie sich alle für Genies halten und ein jeder mit seiner eigenen lieben Person einen Geniekultus treibt. Die Herren scheinen sich nicht wohl zu fühlen, wenn sie nicht mit Millionären wetteifern können, der eine im ganzen Zuschnitt des Hauses, der andere meinetwegen nur in irgendeinem künstlerischen Luxus, der dritte gar vielleicht schüchtern in kostbaren Halsbinden. Jeder möchte Herzog spielen und wär's auch nur durch Schlipse. Dabei möchte ich gesteigerte Ansprüche in der Freude an den drei W, Wein, Weiber und Würfel, nicht einmal streng beurteilen, weil da ein altes Gewohnheitsrecht der Künstler und Poeten, weil da das Zigeunerblut mitspricht. Aber die Hofhaltung! Wenn man an die bescheidene Lebensführung von Lessing und Schiller, von Mozart und Beethoven, von Kant und Schopenhauer denkt, wenn man die Nahrungssorgen oder doch die knappen Verhältnisse (auch Schopenhauer war gerade nur unabhängig gestellt) dieser Helden mit ihren Leistungen vergleicht, dann fragt man wohl mit grimmigem Lachen: was berechtigt die mittelmässigen oder guten Musikanten, die sich selber die Herzogskrone des

Genies aufgesetzt haben, zu ihren masslosen Ansprüchen ans Leben?

Ein grosses Beispiel hat sie dazu scheinbar berechtigt, sicherlich verführt. Richard Wagner. Ueber den Einfluss Wagners auf die Musik unserer Zeit mitzusprechen, dazu habe ich kein Recht. Aber man müsste blind und taub sein, um den Einfluss nicht wahrzunehmen, den dieses gefährliche Beispiel auf die Lebensführung unserer Künstler und Kunsthandwerker seit vierzig Jahren im beschleunigten Tempo geübt hat. Es ist an der Zeit, diesem Galopp ein Halt zuzurufen. Denn der Taumel wird bald alle ergriffen haben, die von sich reden machen wollen, die eine Gemeinde um sich sehen wollen. Es ist, als ob die Zeit für immer vorüber wäre, wo ein schöpferischer Geist sein Werk ausreifen liess, es dann stillschweigend den Mitlebenden schenkte, stolzbescheiden beiseite trat und der Wirkung wie aus der Ferne zusah. Ob er wirklich das Glück der Ruhe empfand, ob ihn Freude oder Kummer über die Stimmen der Zeit bis ins Mark erschütterten, ob ein Herzogstraum oder Todessehnsucht der innere Lohn der Arbeit war, das erfuhren die Zeitgenossen nicht. Aus Briefen hat man es nachher erfahren. Diese Zeit scheint vorüber. Was einst dem Greise allein beschieden war, einem Voltaire, einem Goethe, was den besten Männern versagt blieb, wenn sie kein hohes Alter erreichten, der Triumph inmitten eines jubelnden Volkes, das erstreben heute junge Leute nach den ersten Tageserfolgen. Das wird mit Theaterdekorationen künstlich hergestellt. So wird man bald den kleinsten

Landesvätern Triumphpforten bauen, wenn sie von einer Jagd heimkehren.

Hofhaltung! Das ist das Symbol dieses Treibens, das der Kunst und dem Künstler gleich gefährlich ist. Und wenn meine Erfahrung mich nicht täuscht, so steckt bei Vorbild und Nachahmern immer eine Lady Macbeth dahinter; sie verführt, sie spornt, sie zieht herunter, indem sie hinanzuziehen vorgibt. Sie hat ja das grösste Interesse an einer Hofhaltung, und der verliebte Künstler denkt bei seinen Herzogsträumen zunächst an sie; ihr möchte er die kleine Zackenkrone auf die Locken setzen. Und die Leidenschaft für eine ehrgeizige Lady Macbeth ist bei der ganzen Geschichte oft noch der versöhnende Zug.

Hat so ein Genie — man weiss nicht, ob ein Genie für Tage, Wochen, Monate oder ein Dutzend Jahre — ein schönes oder nur ein erfolgreiches Theaterstück geschrieben, so soll gleich ein zweites Bayreuth für sein „Lebenswerk" erstehen. Auf einem Hügel. Aus Marmor. Auf öffentliche Kosten. Hat das Genie zwanzig hübsche Lieder komponiert, so soll auf der Stelle ein Denkmal errichtet werden, dreimal so gross als die Statuen Schuberts und Schumanns. Hat das Genie selbst eine Statue geschaffen, die sich sehen lassen kann, so genügt es nicht mehr, ihr einen guten Platz für beschauliche Betrachter anzuweisen; nein, einen eigenen Tempel soll man ihr errichten; und müssten grosse Museen darum abgetragen werden. Hat das Genie zehn Seiten mit wohlklingenden Versen gefüllt, so soll wieder ein Tempel errichtet werden, ein stilvoller Raum aus Gold und Elfenbein, Farben und Licht nach dem

geheimen Sinne der Verse, damit der hohe Priester, Schauspieler und Tempeldiener zugleich, in stimmungsvoller Umwelt, vor einer stimmungsvoll gekleideten Gemeinde seine paar Verslein feierlich absinge. Goethes Lied „An den Mond" konnte man ohne stilvolle Kleidung lesen, in Hemdärmeln, ins Gras gelagert. Hat das Genie auch nur einen neuen Faltenwurf für den Frauenrock erfunden, so soll die übrige Welt auf den Kopf gestellt werden, damit der Rock bis übermorgen Mode werde und die Konkurrenz aller anderen Rockfalten ausgeschlossen sei. Hofhaltung, Hofhaltung im beschränktesten Kreise, Hofhaltung ohne Volk will man. Ist aber das Volk gar bereit, mitzutun, dann Hofhaltung so laut und so prächtig als möglich.

Das grosse Beispiel, Richard Wagners Hofhaltung, konnte anders beurteilt werden, solange der Komponist tätig war. Er könnte gar nicht arbeiten, sagte er einmal, wenn er nicht als Grandseigneur lebte. Wagner war fünfzig Jahre alt und hatte sein Lebenswerk nahezu vollendet, als der Zug nach äusserem Glanze, nach Hofhaltung (nicht nur nach sozusagen körperlichem Luxus) bei ihm ganz stark hervortrat. So hatte er doch vorausgezahlt, so hatte er doch nicht Kredit begehrt wie seine zahllosen Nachahmer, die gleich für die erste Skizze ein Bayreuth verlangen möchten. Es war Wagners persönlichste Angelegenheit, über die ich nicht zu Gerichte sitzen möchte, ob er seine Beziehungen zu russischen Fürstinnen und zu einem wahnsinnigen Könige als Abhängigkeit empfand oder nicht. Mochte ihn der König auch einmal bestimmen, die „Meistersinger" liegen zu lassen und den „Ring der Nibelungen" vor-

zunehmen; in der Hauptsache ging Wagner unbeirrt seinen eignen Weg. Der Einzelne ist nur selten ein unbequemer Mäzen; eine russiche Fürstin, ein wahnsinniger König, die die leeren Taschen eines Künstlers füllen, haben sich doch von Begeisterung für diesen Künstler bestimmen lassen. Soll aber das Volk die Taschen füllen, soll das Volk die Hofhaltung bezahlen, dann wird das Volk zum unerträglichen Mäzen und zwingt den Künstler in eine beschämende Abhängigkeit hinein. Anstatt des geträumten Herzogtums erleben wir ein sehr reales Gründertum; die Nachahmer Wagners werden zu Gründern ihres eigenen Talents. Das ist die Gefahr einer Hofhaltung, die mit Millionären wetteifern will.

„Taten und Worte." Der Schüler Nietzsches sieht in diesem Gegensatze da den Herzog, dort den Dichter. Der zu tiefst grübelnde Psychologe unserer Zeit, Henrik Ibsen, hat aus der Weisheitsfülle des Greises, wenn auch nicht mehr aus voller Gestaltungskraft, das Problem anders verstanden. In seinem letzten Werke, das er wie zum Abschied einen dramatischen Epilog nennt, hat er die furchtbare Bilanz eines Künstlerlebens gezogen. „Wenn wir Toten erwachen." Wenn wir Künstler aus dem Tode erwachen, zu dem das Talent uns verurteilt hat, dann erfahren wir zu spät, dass wir kein Lebensglück genossen haben. So betrachtet, war alles Künstlerschaffen nur eine Illusion, gehörte zur Welt der trügerischen Maja; auch der höchste äussere Lohn, die Hofhaltung mit ihren Palästen und Villen, „die Herrlichkeit der Welt", gehörte der trügerischen Maja. Das Glück des Friedens findet auch der geniale Mensch nur

in der stillen Resignation, in der milden Verachtung geistiger und materieller Erfolge, in der heimlichen Liebe und Anerkennung seiner Friedensgöttin, seiner Irene. Und Irene braucht keine Zackenkrone auf ihren glänzenden Locken, um glücklich zu sein und glücklich zu machen. Bis die grosse Lawine kommt und beide verschlingt.

Im gleichen Verlage gelangte zur Ausgabe:

BIBLIOTHEK DER PHILOSOPHEN

Geleitet von

FRITZ MAUTHNER

Aus den ersten zwanzig Bänden, die teils schon erschienen oder bereits in Vorbereitung sind, nennen wir:

I., VI. und VII.

BRIEFWECHSEL VON IMMANUEL KANT

Herausgegeben von H. Ernst Fischer. Drei Bände
Einzelpreis der Band geh. M. 5.—, geb. M. 750

II.

JACOBIS SPINOZA-BÜCHLEIN
NEBST REPLIK UND DUPLIK

Herausgegeben von Fritz Mauthner. Ein Band
Einzelpreis geh. M. 4.50, geb. M. 7.—

III. und X.

SCHOPENHAUER: DIE WELT ALS WILLE UND VORSTELLUNG

Herausgegeben von Ludwig Berndl. Zwei Bände
Einzelpreis zwei Bände geh. M. 13.50, geb. M. 18.50. Bd. I einzeln geh. M. 6.—, geb. M. 8.50. Bd. II geh. M. 7.50, geb. M. 10.—

IV.

DIE SCHRIFTEN ZU J. G. FICHTES ATHEISMUSSTREIT

Herausgegeben von Hans Lindau. Ein Band
Einzelpreis geh. M. 4.50, geb. M. 7.—

V. und VIII.

AGRIPPA VON NETTESHEIM: ÜBER DIE EITELKEIT UND UNSICHERHEIT DER WISSENSCHAFTEN

Herausgegeben von Fritz Mauthner. Zwei Bände

Einzelpreis Zwei Bände geh. M. 10.—, geb. M. 15.—

IX.

HEBBEL ALS DENKER

Herausgegeben von Bernhard Münz. Ein Band

Einzelpreis geh. M. 4.50, geb. M. 7.—

XI.

SÖREN KIERKEGAARD: BEKENNTNISSE UND GEDANKEN

Herausgegeben von Fritz Droop. Ein Band

Geh. ca. M. 5.—, geb. ca. M. 7.50

XII., XVI. und XVII.

O. F. GRUPPES PHILOSOPHISCHE SCHRIFTEN

Herausgegeben von Fritz Mauthner

XIII.

LUTHER: ÜBER DIE WILLENSFREIHEIT

Herausgegeben von Max Krieg. Ein Band

XIV.

JEAN PAUL ALS PHILOSOPH

Herausgegeben von Johannes Nohl. Ein Band

XV.

MANDEVILLES BIENENFABEL

Herausgegeben von Bobertag. Ein Band

XVIII.

KANT, KRITIK DER REINEN VERNUNFT

Herausgegeben von H. Ernst Fischer. Ein Band

Welch begeisterte Aufnahme dieses Unternehmen in der Presse gefunden hat, beweisen am besten einige nachstehende Kritikauszüge:

Fritz Mauthner, der hervorragende Philosoph und Sprachforscher gibt im Verlage Georg Müller in München ein Sammelwerk heraus, das sich „Bibliothek der Philosophen" betitelt und zu den ernsthaftesten und gediegensten Buchunternehmungen gehört, die in letzter Zeit angekündigt werden. Die Bibliothek ist des hohen Interesses aller Kreise sicher, da sie nach ganz neuartigen, darum aber nicht weniger vernünftigen Prinzipien geleitet wird. Karlsruher Zeitung.

Der unermüdliche Verlag von Georg Müller in München hat sich zur Herausgabe einer „Bibliothek der Philosophen" entschlossen, deren äusserer und innerer Zurichtung man den Zweck anmerkt, mit dem Besten, was Philosophie je irgendwo schuf, über den Zunftbereich hinaus auf die Schar der Gebildeten, der Leute vom ästhetischen Bedürfnis und Geschmack zu wirken. Für den Ernst des Unternehmens, für die Gewissheit, dass es nie in Spielerei und Verniedlichung entgleisen werde, bürgt der Name des Leiters: Mauthners, der mit anderen Mitteln, auf ungeradem Weg, nur das grosse erkenntnistheoretische Werk seiner „Kritik der Sprache" weiterführt. Er selbst gibt den fünften Band heraus, der den Titel tragen soll: „Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften und die Verteidigungsschrift, von Agrippa v. Nettesheim". Mit welchem fröhlichen Ernst Mauthner das Bild Agrippas gezeichnet, mit welcher feinen Frische und Buntheit er's gemalt hat, lassen die Bruchstücke, die hier veröffentlicht werden, ahnen. Doch eben nur ahnen. Man muss den ganzen Aufsatz lesen, um zu empfinden, welches Porträt hier einem gelungen ist, der als Mann der Wissenschaft Künstler blieb. Halten

die nächsten Bände sich diesem Niveau nur nah, dann ist von der „Bibliothek der Philosophen“ manche Freude zu hoffen.

Maximilian Harden.

Der Verlag von Georg Müller in München hat sich durch das in mustergültiger Ausstattung erschienene Wörterbuch der Philosophie von Fritz Mauthner ein Verdienst erworben, das in allen philosophisch interessierten Kreisen rückhaltlos anerkannt wird. Dieselbe Anerkennung darf man aber auch den neuen Publikationen zollen, die in der von Fritz Mauthner geleiteten Bibliothek der Philosophie herauskommen. Man mag sich fragen, ob bei der Hochflut philosophischer Neuausgaben und Neudrucke diese Bibliothek notwendig war. Sie erweist aber ihre Lebensberechtigung nicht bloss durch die hervorragende Ausstattung, die ihr der Verlag zuteil werden liess, sondern auch durch den Umstand, dass die vorliegenden Bände in jeder Hinsicht wissenschaftliche Leistungen darstellen, und zwar solche, die nicht nur in den engen Kreisen der Fachphilosophen willkommen geheissen werden, sondern allen denen empfohlen werden, die ein Interesse an den Geisteskämpfen der Vergangenheit haben. Saale-Zeitung.

Ferner liegt in zwei stattlichen Bänden abgeschlossen vor:

FRITZ MAUTHNERS WÖRTERBUCH DER PHILOSOPHIE

Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache

In zwei Bänden. M. 31.50, in Leinen M. 38.—. In Halbleder handgebunden M. 47.—

Der Pester Lloyd schreibt: In grandioser Weise überkommt uns bei der Lektüre eines jeden einzelnen Artikels das Gefühl der Grösse und die spielende Überlegenheit eines aus den Tiefen des Wissens und der Vergleichung schöpfenden Geistes. Aber nicht etwa das breite Wissen allein auf den verschiedensten Gebieten der Philosophie, Literatur, Sprachenkunde erhöht dieses Werk: seine Bedeutung für uns liegt ebensosehr in der kritischen Tendenz, in der geschlossenen Einheit.

In gleichem Verlag erschien:

FRITZ MAUTHNER
DER LETZTE TOD DES GAUTAMA BUDDHA

Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—,
Luxusausgabe 50 Exemplare in Ganzleder M. 15.—

Ein kleines Buch, in dessen Form man den meisterlichen Beherrscher der Sprache, in dessen Inhalt man den Verfasser der philosophischen Schriften wiederfinden wird. Buddha, dessen Weltanschauung alle Gebildeten seit Jahrzehnten mehr und mehr zu fesseln beginnt, wird hier ergreifend in seiner tragischen Menschlichkeit dargestellt. Mauthner, der seit vielen Jahren sich nur mit schwierigen Fragen der Erkenntnistheorie beschäftigt hatte, bietet seiner nicht kleinen Gemeinde jetzt im Letzten Tod des Gautama Buddha wieder ein Stück Poesie. Den grossen Strichen der Charakterbilder ist ein ganz leiser Zug von Mauthners Humor zugesellt.

Ueber dieses Buch schreibt die Neue Freie Presse: Von seinen schweren philosophischen Arbeiten über die Kritik der Sprache, die in dem bewunderungswürdigen „Wörterbuch der Philosophie“ ihren Gipfelpunkt erreichten, hat Mauthner sich zu kurzem Erholungswerk erhoben und ist zu seiner ersten Liebe, zur Poesie, zurückgekehrt. Und er ist vielleicht niemals dem Urquell des Poetischen so nahegetreten, wie in diesem Werke, über dem zugleich ein heiterer Glanz seines Weisheitsdienstes schimmert.